

Egon Fleischel & Co: Berlin

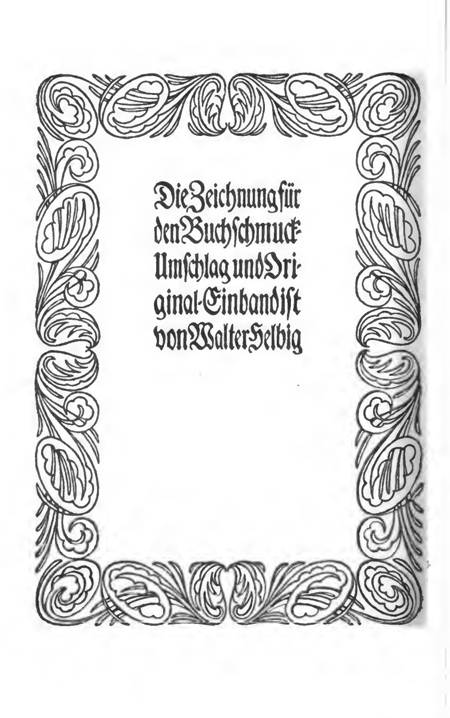

VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





# Minne
## Roman von Georg Freiherrn von Ompteda

Zweite Auflage
Februar 1908


Die Zeichnung für
den Buchschmuck-
Umschlag und Ori-
ginal-Einband ist
von Walter Helbig


Minne
Roman von
Georg Freiherrn
von Ompteda
Egon Fleischel & Co. Berlin






Reisende, Gepäckträger, Schaffner, alles drehte sich um, als Doktor Heinrich Reiß auf den Bahnsteig trat. Man stieß sich an: ‚Donnerwetter!'

Der Riese öffnete eine Tür und verschwand im Zuge. Nun gingen Leute wie von ungefähr vorüber, und suchten einen Blick durch das Fenster zu werfen. Einen so großen Menschen sah man ja sonst nur im Panoptikum, und dort kostete es Geld.

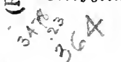
Doktor Heinrich Reiß hatte beim Eintreten höflich den Hut abgenommen, um die beiden Damen zu grüßen, die er im Abteil vorfand, doch auch ein wenig verlegen, denn in dem alten Wagen des Vorortzuges konnte er nicht aufrecht stehen. Er setzte sich deshalb sofort, aber da das Polster zu niedrig war, sank er tief hinab, und die gewaltigen, eckigen Kniee standen steil im spitzen Winkel empor. Er bedeckte sie mit großen, blond behaarten Händen, dann erst sah er sich vorsichtig um.

Die Damen, eine junge und eine in mittleren Jahren, hatten die Gesichter zur anderen Seite gewendet und schienen aufmerksam die von den elektrischen Bogenlampen grell beleuchtete Wand der Bahnhofshalle zu mustern.

Doktor Reiß griff in die kleine Außentasche, dann etwas schneller in die obere Westentasche, hastig in die







Rocktasche, erregt in die Brusttaschen: das alte Elend, er wußte nie, wo er die Fahrkarte gelassen hatte. Nun sprang er nervös auf, und das Unglück geschah: ein dumpfer Krach, er war mit dem Schädel gegen die Decke gerannt. Jetzt beugte er den Kopf, und so, in fast demütiger Haltung, wie einer, der Abbitte leistet wegen seines übermenschlichen Wuchses, blieb er stehen, gleich einem gewaltigen Deckenträger des Gewölbes. Endlich hatte er das Gesuchte gefunden. Natürlich in der ersten Tasche, in der er nachgesehen.

Die junge Dame starrte, das Taschentuch an den Mund gepreßt, hinaus in die dunkle Landschaft, wo Häusergruppen vorüberschossen, funkelnde Doppelreihen von Straßenlaternen, dann tiefe Nacht. Bald hielt der Zug. Doktor Heinrich Reiß erhob sich, griff gebückt zur Tür, lüftete den Hut und verschwand. Die Damen folgten. Nun erst sah man das frische Gesicht der jungen, ganz erschöpft, und auf den geröteten Wangen glänzten ein paar zarte Tropfen. Die Mutter sprach belustigt, halb streng:

— Nun wisch dir mal die Augen, das sieht ja sonst aus, als ob du geweint hättest.

Die junge meinte, während sie in die halbe Dunkelheit der Vororthaltestelle schritten:

— Wenn wir nochmal mit dem fahren, bitte ich ihn, mir den Mond herunterzulangen.

Sie stöhnte, sie konnte einfach nicht mehr, vom verhaltenen Lachen ganz ermattet. Die Damen verschwanden unter dem Sternenhimmel, der nun rundum frei vor ihnen lag.



Geheimrätin Lieser begrüßte, stellte vor, führte ihre Gäste zusammen oder trennte sie, wenn eine andere Vermischung der Gesellschaft nötig schien. Sie war der treibende Geist, während ihr Mann sich mehr zurückhielt, sich mit einzelnen dafür länger und eingehender unterhaltend.

Die Anordnung der Gegenstände in der Villa, die sie bewohnten, verriet den künstlerischen Sinn der Geheimrätin; dagegen hatte der Geheimrat fast alle diese Museumsstücke zusammengebracht. Es wurden Wunderdinge erzählt von den Spottpreisen, um die er diese erlesene Sammlung von Gemälden, Bronzen, Fayencen, Holzskulpturen, Teppichen, Stickereien, Möbeln, Uhren, Lüstern gekauft hatte. Sie gingen zusammen, obwohl alle Stilarten vertreten waren, so daß man meinte, an keiner Stelle dürfe etwas anders sein.

Doktor Heinrich Reiß stand in einer Ecke, vor einem hohen, venezianischen Spiegel, der seine volle Größe wiedergab, so daß man ihn von vorn und von hinten gleich gut sehen konnte. Er unterhielt sich mit dem Herrn des Hauses. Der war ebenfalls ein hochgewachsener Mann, aber neben dem Riesen verschwand seine Gestalt völlig. Sie redeten über die Gäste, die erwartet wurden. Der Doktor pflegte sich stets zu erkundigen. Er behauptete, es sei wegen der Gesprächsstoffe, doch im Grunde war der Riese verlegener Natur. Jetzt richtete er die Augen fast erschrocken zur Tür. Zwei Damen traten ein. Er erkannte jene beiden, mit denen er im Vorortszuge herausgefahren war. Auch sie hatten ihn gewahrt, denn ihn zu übersehen, schien fast unmöglich.

Doktor Heinrich Reiß beugte sich nieder zum Geheimrat:

— Wer sind die Damen?

— Frau Geheimrat Eilers und Tochter!

Damit ging der Hausherr den beiden entgegen. Eine Weile blieb der Riese noch unschlüssig stehen, indem er wie ein im Stalle weberndes Riesenpferd hin und her trat, dann steuerte er auf die Damen zu. Der Sicherheit halber machte er dabei um den heller erleuchteten Fleck auf dem Teppich, über dem ein gewaltiger Renaissance-Lüster schwebte, einen Bogen. So segelte er sie, sozusagen vor dem Winde kreuzend, an, kam hinter den Geheimrat zu stehen und mußte ihn von oben und rückwärts bitten, ihn vorzustellen. Als nun Geheimrat Lieser, dem Klange der Stimme folgend, seinen kahlen Schädel in den Nacken warf und durch die dicken Gläser der goldenen Brille emporschaute, senkte die jüngere Dame tief ihren Kopf.

— Gnädige Frau, darf ich bekannt machen? . . . . Doktor Reiß.

Frau Eilers streckte die Hand entgegen:

— O, wir kennen uns ja schon aus der Eisenbahn.

Sie wandte sich zur Tochter:

— Minne!

Doch der Platz war leer. Erstaunt blickte sich Frau Eilers um. Minne stand bei ein paar Damen, die eben eingetreten waren.

Doktor Heinrich Reiß hatte sich verbeugt, was bei ihm geschehen konnte, ohne daß sich seine hohe Stirn den Atembezirken anderer Sterblicher näherte.

Damit war die Unterhaltung abgebrochen, denn es ging zu Tisch. Geheimrätin Lieser näherte sich dem Riesen, doch nicht ganz, um die richtige Fernzeichnung zu bewahren, da sich ihr sonst der Oberkörper des kolossalen Mannes wie die obersten Teile eines gewaltigen Denkmals bei zu nahem Herantreten verzerrt haben würde. Für sie bestand umsomehr diese Gefahr, als sie auffallend klein und zudem sehr stark war.

— Lieber Doktor, bitte, führen Sie Fräulein Eilers.

Er trat vor, denn er wollte ihr zuflüstern, er möchte erst vorgestellt sein, und das junge Mädchen stand ganz in seiner Nähe. Doch die Geheimrätin wich zurück, bestrebt, die rechte Entfernung zu erhalten. Er ging nochmals vor, sie warf mit einem Seitwärtsschwung die Schleppe herum und stellte abermals das rechte Höhenverhältnis her. Dann nahm sie den Arm des Pariser Akademikers Caillot, der in Berlin weilte, um Studien über Bauten Friedrichs des Großen zu machen. Das Band der Ehrenlegion flammte in seinem Knopfloch. Er wandte den Lockenkopf mit dem schwarzen Schnurrbart und der breiten Fliege an der Unterlippe herum, daß man den gelblichen Ton seines schmalen Gesichtes sah, aus dem unter frauenhaft feingezeichneten Brauen ein paar große, kohlschwarze Augen glänzten. Bewundernd sah er Doktor Reiß an:

— Quel bel homme!

Dann wandte er sich artig zu seiner Dame und fügte hinzu, er hätte für das erste Bataillon Garde des großen Königs gepaßt.

Sie meinte halb stolz, halb mit ein wenig Äugelei:

— Unsere Herren-Rasse ist größer.

Man sprach deutsch mit dem Pariser. Er bat darum, denn er wollte aus seinem Berliner Aufenthalt Gewinn ziehen, nur antwortete er französisch.

Doktor Heinrich Reiß mußte sich selbst bekannt machen. Er tat es fast schüchtern und beugte sich dabei zu dem jungen Mädchen tief hinab, als sei der Weg zu ihrem Ohre zu groß, um bis dahin den Schall der Worte dringen zu lassen. Diesmal nahm Fräulein Eilers alle Willenskraft zusammen, nicht zu lachen. Ja, als sie die riesigen Knochen und Ge-

lenke ganz in der Nähe sah, kam über ihren spottlustigen Sinn ein leichter Schauer weiblicher Ängstlichkeit vor diesem Manne, der offenbar mit einer einzigen Bewegung einen zarten Mädchenleib zu zerdrücken vermocht hätte.

Fast als letztes Paar schritten sie dem Speisesaal zu. Sie saßen als die Jüngsten quervor an der Tafel, einem jener gewaltigen Quattrocento-Tische, die für große Renaissance-Säle gemacht sind. Die Ausstattung des Raumes entsprach dem auch: mit ihrer prunkenden, altgolden schimmernden Kassettendecke versetzte sie in einen Palazzo der Gonzaga, Scaliger oder Mediceer. Alles stimmte dazu: die beiden Florentiner Kredenzen mit ihrer tiefen, goldbraunen Patina, darauf gestellt: mattspiegelnde Blutschüsseln, irisierende Fayence-Teller; dann eine einfache, aber unsagbar edle Cassapanca, die truhenartige Sitzbank der Florentiner Renaissance.

Der Geheimrat schien sich um seine Schätze nicht zu bekümmern. Er aß, ohne seine Nachbarin, Frau Eilers auch nur mit einem Worte zu bedenken. Sie wunderte sich nicht darüber. Sie kannte den Gelehrten, der sich von den plattesten Menschen einladen ließ, wenn es dort nur gut zu essen gab.

Dafür war Frau Geheimrat Lieser dabei, dem Pariser Akademiker mitzuteilen, hier an den Wänden hingen keine Stilleben, Tier-, Jagd-, Blumenstücke, wie sie nach strengem Geschmack in ein Eßzimmer gehörten, auch nicht Ahnenbilder, die sie nicht besäßen. Das klang bescheiden, und Major von Randau, zum ersten Mal seine Kürassier-Uniform hier zeigend, machte ein billigendes Gesicht, als wolle er sagen: ‚Keine Protzen die Leute, anständige Ideen, famoses Haus.‘

Der brave Reitersmann, der gern gut aß und trank,

und den auf seinem flotten Ritt durchs Leben keine Kunstwissenschaft beschwerte, merkte die Zurücknahme aller Bescheidenheit nicht, als die Frau des Hauses fortfuhr:

— Ich habe vorgezogen unseren Mantegna, die beiden Moretto und den Tintoretto hier unterzubringen.

Der Major klemmte sich das Einglas ins Auge und blickte sich billigend, aber fast mit Scheu nach den Wänden um, die zu schmücken ‚diese fabelhaften, italienischen Onkels' herangezogen worden. Er hatte den Namen Tintoretto schon gehört, aber die beiden andern? Eigentlich wollte er fragen, ob der Geheimrat sie in der Sezessions-Ausstellung gekauft habe, doch schließlich begnügte er sich mit einem wohlwollenden Nicken und Räuspern.

Der Franzose dagegen, gleichfalls eine blinkende Glasscherbe vor dem Auge, vertiefte sich in ein Gespräch über die Maler Venedigs und der Terra ferma, während er dazwischen ab und zu einen Blick auf die Tafel warf und die Büsten der Damen betrachtete. Man war in großer Toilette. Schönheit und Jugend saßen zu Gast, — unten — Reise, Geist, Orden und Edelgestein — an der Mitte der Tafel.

Das Gespräch war sofort in Gang. Dafür sorgte die vermittelnde Art der Geheimrätin, die es verstand, mit zwei Worten ein Thema unter eine Menschengruppe zu werfen, gleichsam wie einer Knochen rechts und links unter junge Hunde schleudert, über die sie dann gruppenweise herfallen. Sie fragte Frau Eilers:

— Sollte denn Ihr Herr Gemahl nicht schon vorige Woche von seiner Reise zurück sein?

— Gewiß, aber ich rede ihm nicht zu, sich zu beeilen. Ich habe ihm noch gestern geschrieben, er möchte solange als möglich fortbleiben, damit er sich ordentlich erholt.

Ihr Nachbar, Doktor von Loria, Direktorial-Assistent

am Kaiser Friedrich-Museum fragte, ob der Geheimrat krank gewesen sei. Es klang mehr gesellschaftlich bedauernd als teilnehmend. Frau Eilers meinte, mit einem Lächeln, das sofort beruhigte, ihr Mann habe nur in den letzten Monaten zuviel gearbeitet. Dadurch kam man auf den Acht-Stundentag, und die meisten Herren erklärten, bei ihnen persönlich sei daran auch nicht im entferntesten zu denken. Dann müßten sie ihre Amtszimmer, ihre Kontore schließen und einen anderen Beruf wählen. Ihre Angestellten — gut, sie selbst — unmöglich.

Am lautesten behauptete der dicke Herr Bensemann von der Tiergartenstraße, mit acht Stunden täglicher Arbeit nicht auskommen zu können, und nun verzogen sich die Gesichter zu stiller Heiterkeit. Der Direktorial-Assistent betrachtete den bartlosen, fetten Herrn ihm schräg gegenüber durch den schwarz geränderten Kneifer, der seinem sonst etwas matten, kurzsichtigen Auge Ausdruck verlieh; und nachdem es ein paar Augenblicke um den feinen, unter dünnem Blondbärtchen halb offen stehenden Mund gezuckt, fragte er über den Tisch:

— Dürfen wir um Ihre Tageseinteilung bitten, Herr Bensemann?

Es wurde so gelacht, daß man die Antwort des verlegen gewordenen Lebemanns überhörte, der seine Anwesenheit hier allein den lukullischen Neigungen des Hausherrn zu verdanken hatte. Es war die Gegeneinladung auf ein ‚Sybaritensymposion', wie die Bensemannschen Diners genannt wurden.

Die Geheimrätin hatte sich zur anderen Tischseite gewendet. Sie hörte dem Maler Arthur Bröking zu, dem Manne, der noch vor wenigen Jahren gänzlich unbekannt, heute seine Arbeiten mit Tausendmarkscheinen sich zudecken

ließ und dabei doch alle Einfachheit und Natürlichkeit seiner armen Zeit im Dunkel sich bewahrt hatte. Er antwortete auf irgend eine Frage von der anderen Tischseite:

— Erlauben Sie, daß ich anderer Ansicht bin? Ich glaube, daß es für den Künstler sogar gut ist, wenn der Erfolg erst mit den Jahren sich einstellt. Was mühsam und langsam erworben ist, pflegt dauernder zu sein, als wenn es wie ein Meteor vom Himmel fällt. Das Meteor flammt nur kurz. Wir aber wollen doch wenigstens eine bescheidene Spanne Zeit, ein wenn auch bescheidenes Licht leuchten lassen. Das Genie hat seine eigenen Gesetze, aber wir anderen . . .

Die Geheimrätin unterbrach ihn:

— Lieber Herr Bröking, Sie sind zu bescheiden. Wissen Sie noch, wie Sie eines Morgens berühmt aufwachten?

Der Maler behauptete, eben der jähe Umschwung in der Meinung über ihn habe ihn nachdenklich gestimmt, ja, fast ängstlich gemacht, und er versicherte mit einer gewissen Absichtlichkeit, daß er vorher viele Jahre gearbeitet habe und heute ganz genau noch so fortarbeite. Das schien ihm wichtig zu betonen, als fürchte er den Neid der Götter. Doch die Geheimrätin war als gute Hausfrau mit ihren Gedanken schon zur Hälfte anderwärts: beim Anrichten, bei der Befürchtung, das Gespräch könne irgendwo ins Stocken geraten. So warf sie nur noch über den Tisch:

— Das sollten Sie mal erzählen, Herr Bröking! Ich meine, wie Sie damals berühmt aufwachten!

Sie erreichte ihren Zweck, denn nun fielen sofort die Damen über den Maler her, und die Hausfrau konnte sich nach einer andern Seite wenden.

Ein paar reine Weltmenschen, die sich in diesem Dunstkreise von Kunst, wenn nicht unbehaglich fühlten, so doch nicht recht ins Gespräch kamen, wurden mit ihrem Gegenüber verknüpft.

Unten am Tisch hatte Doktor Heinrich Reiß stumm neben seiner Dame gesessen. Er lehnte sich im Stuhl zurück, ließ die langen Beine weit von sich gleiten und suchte dergestalt unbewußt seine gewaltige Körperhöhe dem Maße seiner Nebenmenschen zu nähern. Dabei spielte er mit seinem Brote und betrachtete Fräulein Eilers. Hätte diese nur ihn gehabt, so würde sie sich gelangweilt haben. Aber sie fand Ersatz in ihrem Nachbar auf der anderen Seite, einem Dragoner, nur mittelgroß aber gut gewachsen, dem seine Uniform wie etwas Selbstverständliches saß.

Der junge Offizier war blond und von jener Gesichtsfarbe, die durch Sport und Leben im Freien erzeugt, sofort verrät, daß sie nichts mit Stubenluft gemein hat. Seine Augen waren fest, grau; sie sahen aus, als senkten sie sich nicht so leicht vor einem anderen Blick.

Auf der Tischkarte stand: ‚Herr Leutnant Freiherr von Proveis.'

Der Leutnant lachte viel, während er sprach. Das stand ihm gut, denn es zeigte eine Reihe von glänzenden, enggefügten Zähnen. Er erzählte Kasernengeschichten, Kameradenstreiche, vom Reiten, von Jagden, Pferdekäufen, Garnisonen, Vorgesetzten. Manchmal hatte er Schwierigkeiten, zum mindesten Unannehmlichkeiten gehabt, oft war er mit dem Gaul gefallen; alles berichtete er gut und gern. Es schien, was es auch gewesen, ein Scherz nur, eine Kleinigkeit. Man blies — pah — dann war es davon, überwunden, nicht der Rede wert. Er hatte eine Wendung, wenn er etwas erzählte, das ihm zugestoßen:

‚das ist übrigens ganz wurscht — aber . . . . .‘ und dann kam etwas viel Schlimmeres, Stärkeres, Gefährlicheres. Doch er lächelte nur und zeigte seine schönen Zähne, über denen die Lippe ganz schmal wurde, daß man das strohblonde Schnurrbärtchen kaum sah.

Fräulein Eilers schien nur noch Augen für den Leutnant zu haben. Sie wandte Doktor Heinrich Reiß fast den Rücken zu. Wie sie die Unterarme übereinander legte, rundeten sich in dem ausgeschnittenen Dinerkleide die Schulterblätter, daß die Taille vorn weit klaffte und einen fest gemeißelten, jungen Mädchenkörper halb ahnen, halb sehen ließ.

Doktor Heinrich Reiß hing daran mit den Blicken eines reinen Menschen, dem unvermutet Natur sich enthüllt. Er ließ, als seine Nachbarin wieder gerade saß, die Augen über ihren Nacken gleiten. Der war dünn, sehnig, aber nicht mager, von jener leicht bräunlichen Farbe mancher Blondine, daß man den leisen Flaum goldglänzend darauf sieht; wie ein kleiner Ring wand er sich um die zart abgezeichneten Halswirbel. Das Haar des Mädchens war eine Pracht: mattblond, schwer. Dagegen enttäuschte das Gesicht. Nicht hübsch hätte man es bezeichnen können. Bläuliche Ringe lagen um die grauen Augen, die unaufhörlich umher glitten.

Als Fräulein Eilers sich jetzt jäh nach ihrem schweigsamen, langen Nachbar umsah, war ihm, als lächelten, nein, als lachten diese Augen. Er richtete sich aus seiner gebeugten Haltung auf, etwas zu sagen, doch das junge Mädchen unterhielt sich schon wieder mit dem Leutnant. Doktor Heinrich Reiß traf kurz darauf ein hastiger Blick des Offiziers. Dann schienen die beiden noch eifriger miteinander zu sprechen.

Der Riese wendete sich auf die andere Seite zu einer nicht mehr jungen, etwas aufgeschwemmten Frau, die einmal vor Jahren, als sie magerer gewesen, einen gewissen Reiz besessen haben mochte. Das zeigten ihre nußbraunen Augen und der noch heute, trotz großer Fülle des Gesichtes, hübsche Mund. Sie nahm sofort das Gespräch auf, als habe sie nur darauf gewartet. Sie schwatzte und klatschte unausgesetzt, daß man Anfang nicht verstand und nicht Ende, von Wäsche, von Wirtschaftspreisen, von einem neuen Kleide, das ihr erst gestern ihr ‚Gatte' gekauft hatte. ‚Gatte', anders nannte sie ihn nicht. Dann sprach sie über sein letztes Stück, wie viel es ‚gemacht' hätte, was ‚Herrschaften' ‚gemacht' hätten, daß der ‚Lukas' noch immer so und soviel ‚mache', und die ‚Sirene' gewiß noch mehr ‚machen' würde. Es war, als beurteile sie die vergangenen, die gegenwärtigen, die zukünftigen Stücke ihres ‚Gatten', des Dramatikers Ludwig Plan, nur nach dem, was sie ‚machten'.

Ihr Mann war nach der Mitte des Tisches zu gesetzt worden. Er war hager, tadellos gekleidet in seinem Frack mit einem auffallend hohen Kragen, sah sehr besonders aus mit seinem trockenen, scharf geschnittenen Gesicht und jung dazu in seinem hellblonden Haar und dem kleinen, ganz kurz gehaltenen Schnurrbärtchen.

Doktor Heinrich Reiß sagte es Frau Plan in einem Tone, aus dem halb Staunen, halb Bewunderung klang. Es war auch erstaunlich, daß dieser junge Mann der ‚Gatte' dieser etwas gewöhnlichen, verblühten, dicken Person sein sollte. Aber die Erwähnung der Jugendlichkeit ihres ‚Gatten' schien Frau Plan keineswegs angenehm zu sein. Sie meinte kurz:

— Ach, mein Gatte ist schon ein alter Kerl.

— Was nennen Sie alt?

— Nun, in den Dreißigen hat er nicht mehr viel zu suchen.

Der Riese warf einen Blick auf seine Nachbarin, als wollte er sagen: ‚und du nicht mehr viel in den Vierzigen.‘ Er empfand ein Unbehagen, als er die formlose Masse in dem nicht eben geschmackvollen Kleide sah. Das Bild seiner anderen Nachbarin stand vor seinen Augen. Er ließ Frau Plan weiterschwatzen und nickte nur dazu, während er auf Fräulein Eilers feine Nackenlinie schielte, denn sie drehte ihm jetzt fast ganz den Rücken.

Die Geheimrätin hatte noch vor Tisch zu ihm gesagt:

— Ich setze absichtlich Frau Plan neben Sie. Man ist immer so wenig nett gegen die arme Frau, und ich weiß, Sie sind nicht so.

Aber Reiß hatte, je mehr das ‚Weib‘ neben ihm schwadronierte, desto mehr das Gefühl: mag sie mir noch so empfohlen sein, sie ist gräßlich mit ihrem Gewäsch.

Da, als die Tafel schon dem Ende zuneigte, ließ er sie mitten in ihrer Rede sitzen, indem er an Fräulein Eilers das erste Wort richtete:

— Gnädiges Fräulein, wenn ich nicht irre, sind wir in der Eisenbahn schon zusammen gefahren.

Das junge Mädchen blickte ihn mit blitzenden Augen an, kräuselte ein wenig die Lippen und sprach mit einem Ausdruck, in dem Spott, Ärger und gekränkte Eitelkeit lagen:

— Etwas spät!

In der Tat wurde im gleichen Augenblicke aufgestanden.

Der Riese wollte wie vor Tisch seiner Nachbarin den Arm reichen, doch sie war schon verschwunden, und er blieb,

nachdem er seinen Stuhl zurückgezogen hatte, an der Wand stehen, um die Paare in die Gesellschaftsräume treten zu lassen.

Alles kam an ihm vorüber: Der Akademiker Caillot mit der Frau des Hauses. Er schwatzend, schwänzelnd, tänzelnd, Gebärden machend mit romanischer Lebendigkeit, als wenn er, der den Wein nur getauft genoß, mindestens zwei Flaschen getrunken hätte. Die Geheimrätin lächelnd, scheinbar zuhörend, während sie in Wirklichkeit schon an den Kaffee und die Schnäpse dachte. Dann folgte Major von Randau mit der blonden, schönen, jungen Frau Bensemann, so frisch, klug, mit durchgeistigtem Kopf, wie der Gemahl grobsinnlich, dumm, dick, ein Ekel. Der Hausherr, Geheimrat Lieser, erzählte Frau Eilers von maurischen Stickereien. Sie war das getreue Abbild der Tochter, nur voller, reifer, und ein gewisser Zug fehlte.

Doktor Heinrich Reiß, gewohnt, Menschen zu betrachten wie Bilder, hatte in Gedanken sofort das deckende Wort dafür: ihr fehlte das ‚Gassenbübische‘ der Tochter, wie es in dem Lippenschürzen gelegen bei dem ‚Etwas spät‘.

Nun kam Doktor von Loria vorüber, am Arme Frau Bröking, fein, zierlich, mit zitternden Nasenflügeln. Sie sah sich um, als wollte sie irgend jemandem antworten und wüßte auch schon was, irgend eine kleine Spitze, einen Scherz. Der Kopf schien eine Spur zu groß gegen den Körper. Das war umso auffallender, als sie das Haar weiß gepudert trug. Mit dreiundzwanzig Jahren schon hatte bei ihr das Grauwerden begonnen, wie sie mit einer Offenheit, die ihr gut stand, erzählte. Beide nickten Doktor Heinrich Reiß freundschaftlich zu, und Loria sagte beim Vorübergehen zu seinem Freunde:

— Der alte Fehler in diesem sonst tadellosen Hause, zweieinhalb Stunden bei Tisch.

— So lange? — kam es aus den Lüften von des Riesen Mund. Er sah unwillkürlich nach der Uhr, und die Erkenntnis legte sich ihm wie ein jäher Schreck auf die Seele: in zweieinhalb Stunden nur einmal einen Satz! Darum also: ‚Etwas spät‘.

In den beiden saalartigen Zimmern, die ‚der Salon‘ und ‚das Zimmer meines Mannes‘ genannt wurden, drängten sich die Gäste bei der Wachskerzenbeleuchtung. Unter keinen Umständen sollte sie dem elektrischen Lichte geopfert werden.

— Sie ist die historisch einzig berechtigte — sagte der Geheimrat.

— Die günstigste für eine schöne Frau — meinte Arthur Bröking.

— Die heißeste — fügte der dicke Herr Bensemann hinzu, indem er sich mit einem frisch auseinander gefalteten Taschentuch — er trug immer mehrere bei sich — die Platte über dem schwammigen, wulstigen Halse abtrocknete. Doch das schien nur er zu finden, denn Geheimrätin Eilers ließ sich von ihrer Tochter sogar einen kleinen, seiden-gehäkelten Schal aus dem Vorzimmer holen. Sie behauptete, es zöge.

Als Mutter und Tochter nebeneinander standen, fragte die Ältere die Jüngere, wie sie sich unterhalte. Fräulein Eilers antwortete, indem sie die schlanken Schultern emporzog:

— Gott, Mama, es ist sehr nett. Bei Tisch war ich . . . na, weißt du, Papa hat ganz recht, wenn er sagt, daß Gesellschaftsmenschen bei Lichte besehen immer etwas Lächerliches haben.

— Nun, Doktor Reiß ist doch kein Gesellschaftsmensch!

— Ach der . . .

— Der ist Kunstgelehrter. Frau Lieser würde sagen: ‚und was für einer!‘

Das junge Mädchen blickte ihre Mutter mit einem Ausdruck an wie ein Raubtier, ein kleines nur, etwa eine Wildkatze:

— Der? So ein Stiefel!

— Minne!

— Ja, ein . . . Rüpel ist der Lümmel!

Frau Eilers sah sich um, als fürchte sie, es könne jemand hören:

— Was hat er dir denn getan?

— Ach Gott, der Esel mit seinen zwei Meter zehn, die er haben soll, oder sind es drei Meter zehn?

Einen Augenblick darauf stand der Leutnant wieder neben dem jungen Mädchen, und sie wandte sich ihm zu, während ihre Mutter von anderen angeredet ward. Der Geheimrat wurde von diesem und jenem nach seinen Kunstschätzen befragt, dann erklärte er mit immer gleicher Zuvorkommenheit, nur den meisten zu breit. Durchschnittsmenschen hörten zwar mit einer gewissen dumpfen Bewunderung, daß dieser Sessel Lorenzo di Medici zu eigen gewesen, und Torstensson jenes recht zerstörte, aber dekorativ prächtig wirkende Koller getragen habe. Es dauerte ihnen nur zu lange, wenn der Gelehrte ihnen klar zu machen suchte, warum jener gotische Stollenschrank dort drüben, der sich so ruhig von der Tristan-Szene auf dem Wandteppich abhob, rheinisch sein müsse, und nicht aus Franken stammen könne, oder wie er den Nachweis geführt, daß jene Elfenbeinplastik dort auf der Konsole von François Du Quesnoy herrühren müsse, während sein Freund Gerstl in Wien sie noch bis vor zwei Jahren dem Gerhard Opstal zugesprochen hätte.

Als nun Geheimrat Lieser mit zwei Malweibern, wie Arthur Bröking sie bezeichnete, sich der Ecke näherte, wo Fräulein Eilers stand, und das eine Malweib, Brille und Kneifer voreinander tragend, in der Begierde den Ribera zu sehen, den Leutnant um ein Haar umgerannt hätte, flohen die beiden in den Erker, der, um den gotischen Flügelaltar gut aufstellen zu können, ganz in eine kleine Kapelle umgewandelt worden und durch einen schweren, goldglänzenden Brokatvorhang fast abgeschlossen war.

Der Leutnant blickte sich um. Er zeigte lachend die Zähne:

— Ist das eigentlich 'ne Kirche oder . . .

Da sah er vor der Predella, dem weitaus wertvollsten und schönsten Stück des Raumes, eine leere Kaffeetasse stehen, in deren Unterschale eine erloschene Zigarette in einem braunen Reste schwamm:

— Na, wenn hier geroocht werden darf!

Er lachte laut auf.

Fräulein Eilers blickte sich um. Er fragte, ob sie zum ersten Male hier sei. Als sie es bejahte, erklärte er, das Haus auch noch nicht gekannt zu haben. Aber er freue sich, daß ihn sein Schicksal hierher verschlagen habe. ‚Weiß der Satan', wie man in so'n Haus käme. Er habe bei Bensemanns gegessen, und dort sei ihm gesagt worden, zu Liesers müsse er gehen, das sei ein ‚interessantes Home'. Na, da habe er denn 'ne Karte abgeschmissen.

Er erzählte das alles, als sei es ein Versuch, den er ja nicht zu wiederholen brauchte, falls er seine Rechnung dabei nicht fände. Eine fröhliche Selbstsucht klang daraus.

Nun setzte er sich auf den Altartisch, schräg, so daß nur ein Schenkel auflag, denn der Sitz war ein wenig zu hoch. Dabei schlenkerte er mit den Beinen, und bei jeder

Bewegung traf klirrend der Sporn das Flachornament, das einst vor fünfhundert Jahren ein guter Meister zu Ehren der heiligen Mutter Gottes mühsam gekerbt. Die beiden schwiegen. Man hörte nur immer das leise Splittern des schönen, alten Holzes. Der Leutnant blickte das junge Mädchen prüfend an. Sie gefiel ihm, da steckte Rasse darin. Er hatte zwar das Gefühl: ‚die ist ein schwieriges Pferd', aber der Teufel noch einmal, was tat das einem Kerl, wie er war! Er starrte sie an, ohne ein Wort zu sprechen, und immer lächelte er dabei. Sie hielt lange seinen Blick aus, als wollte sie versuchen, wer am längsten warten könne, ohne die Lider zu senken. Immerfort, im gleichmäßigen Takt traf der Sporn den Altar, während das Mädchen unbeweglich blieb. Endlich verschränkte sie die Arme und hob den Kopf, die Lider senkend. Immer noch sprach er nicht.

Da fragte sie:

— Warum gucken Sie mich so an?

Er ließ die Augen über die schlanken Mädchenarme gleiten, die durch den Druck der untergeschobenen Hände breiter und stärker geworden waren:

— Darf ich Sie nicht ansehen?

— Aber weshalb?

— Weil Sie ein hübsches Mädel sind!

Sie schloß für einen Augenblick ganz die Augen, nicht recht wissend, wie sie es auffassen sollte. Sie dachte: Ist es eine dumme Schmeichelei? Dann fand sie: ich bin auch ein hübsches Mädchen. Mit einem Scherz wollte sie entgegnen, aber ihr fehlte plötzlich der Mut. Sie wäre am liebsten davongelaufen. Und darüber machte sie ein seltsames Gesicht, gefallsüchtig, herausfordernd fast, ohne es zu wollen.

Der Leutnant rutschte vom Altar herab, nahm ihren bloßen Oberarm, strich darüber hin, dann mit einem Male, als sie halb verdutzt, halb geschmeichelt stille hielt, hatte er ihr die Lippen auf das nackte Fleisch gedrückt. Sie ward brennend rot. Doch sie blieb unbeweglich, während ein leises Zittern über ihren Leib flog. Er hatte ihren Arm noch in der Hand. Langsam ließ er die Finger bis zu ihrer Handwurzel herabgleiten, als wolle er ganz allmählich in ruhigere Wege einlenken.

Minnes Unterlippe zitterte. Ihr war, als müsse sie den frechen Menschen schlagen, doch sie fühlte sich wie gelähmt. Da sie aber nicht sofort etwas tat, erstarb ihre Entschlußkraft. Und mit einem Male sah sie vor sich des Oberst Ollendorff scharf von der Rampe beleuchtetes Gesicht und im Ohr tönte ihr das Lied aus dem ‚Bettelstudent‘, das sie erst vor ein paar Tagen im Theater des Westens gehört: ‚Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt‘. Da war ihre erste Empörung hin. Die unbändige Lachlust, die in ihr steckte, gewann die Oberhand. Sie platzte heraus, dem Leutnant ins Gesicht.

Das hatte er nicht erwartet! Mit einem schnellen Griff flog sein Arm um ihren Leib, und ehe sie zu Überlegung oder Abwehr gekommen, hatte er sie auf die schmalen, blassen Lippen geküßt. Dann aber lief er davon.

Fräulein Eilers war allein in dem kleinen Kapellenerker. Sie sah dem Verschwundenen nach. In unwillkürlicher Regung wischte sie sich mit ihrem spitzenbesetzten Tuch den Mund. Sie lachte nicht mehr, ja, sie wußte nicht, sollte sie weinen? Rückwärts tretend stützte sie sich mit beiden Händen auf den kleinen Altar. Dabei traf sie die Tasse, die kippte. Unwillkürlich griff sie darnach, damit sie nicht zu Boden fallen solle, und als sie

etwas zwischen den Fingern fühlte, hob sie die Porzellanschale, sie dem nachzuschleudern, der sie geküßt hatte.

Doch ihr Zorn ebbte bald zurück. Den Gedanken daran, wie die festen Lippen des Mannes auf den ihren geruht, wurde sie nicht los. In der Erinnerung an den Kuß trat ihr das Blut in die Wangen. Sie sah sich nach einem Spiegel um. Da war es ihr, als würde es heller in dem kleinen Raume, nun wieder dunkler, und sie fühlte die Anwesenheit eines Menschen. Sie drehte sich um: eine Riesengestalt richtete sich eben, den Brokatvorhang fallen lassend, zu solcher Höhe auf, daß ihr Kopf über dem ewigen Licht erschien, das ein glühend roter Punkt, die einzige Beleuchtung des Kapellchens bildete.

— Ah, gnädiges Fräulein, — sagte Doktor Heinrich Reiß, indem er um die Ampel herumlugte. Fräulein Eilers sah ihn groß an:

— Allerdings . . . und?

Er gab sich einen Ruck und begann eine Rede zu halten, um sein langes Schweigen bei Tisch zu entschuldigen. Sie hörte zu, jetzt ganz wohlgesittetes, junges Mädchen. Dabei betrachtete sie die großen Füße in den glänzenden Lackschuhen, die gewaltigen Hände, die mit steifen Bewegungen die Worte des riesigen Mannes begleiteten. Dann wieder fiel ihr der Kuß ein, und sie verglich unwillkürlich des Leutnants flotte Erzählung mit der seltsam förmlichen Art, wie dieser sprach.

Der Riese redete, wie er gewohnt war zu denken, ein wenig steifleinen, vor allem zu ausführlich für eine Gesellschaftsunterhaltung. Er besaß nicht die Gabe obenhin zu sprechen. Alles kam groß und schwer heraus, auch bei Kaffee und Zigarren ging er den Dingen auf den Grund. Er erklärte lang und breit, wie es gekommen, daß er erst

am Schluß des Mahles sich an seine Nachbarin gewandt. Alles, was dazu mitgewirkt, ward in das rechte Licht gerückt: die Verpflichtung, mit der eigens neben ihn gesetzten Gattin des Dramatikers Ludwig Plan zu reden, die mehrmals vorhandene Absicht, Fräulein Eilers anzusprechen, die nur dadurch gescheitert, daß sie sich mit dem Leutnant unterhielt, dazu noch eine gewisse Befangenheit. Er sagte:

— Gestatten Sie mir auch, gnädiges Fräulein, noch etwas anzuführen: Schon in der Eisenbahn waren Sie mir aufgefallen. Ich wollte mich Ihnen dann hier durch Ihre Frau Mutter vorstellen lassen, aber mit einem Male waren Sie verschwunden. Erlauben Sie mir nun, das alles nachzuholen, und vergeben Sie mir, da Sie nun die Gründe kennen, daß ich mich bei Tisch erst so spät mit einer Anrede an Sie gewandt habe.

Der große Mann war, während er sprach, unausgesetzt von einem Bein auf das andere hin- und hergetreten. Er rieb sich die mächtigen Hände. Seine Augen hingen an dem jungen Mädchen.

Minne hatte sich gezwungen ihn ruhig anzuhören, ja, nachdem sie einmal die ersten Augenblicke sich überwunden, nicht zu lachen, empfand sie einen gewissen Reiz, den Mann in der Nähe betrachten zu können, der in jeder Beziehung, auch in der Länge der Rede, über das übliche Maß hinausgewachsen schien. Doch fast unbewußt, wie es einmal in ihrer Natur lag, trieb sie Scherz mit ihm, indem sie sich scheinbar zufällig immer so zu wenden suchte, daß das ewige Licht zwischen ihnen glühte.

Der Riese erkundigte sich, ob sie den Winter in Berlin bleiben würde, und als dies bejaht ward, ließ er etwas fallen wie: er würde sich die Ehre geben. Dann aber lenkte er ab und fragte, ob diese kleine Kapelle hier nicht

hübsch eingerichtet sei. Dabei deutete er auf die marmorne Predella, die in der Mitte einen Schmerzensmann wies, rechts aber eine Grablegung und links eine Auferstehung. Der Doktor wurde ganz erregt, als er von der naiven Schönheit der gotischen Figur sprach. Seine Worte beflügelten sich, und wie er vorher langsam geredet, ging es jetzt im Feuer. Er lächelte dabei, seine Augen glänzten feucht.

Fräulein Eilers aber plagte der Teufel des Widerspruches, der über sie zu kommen schien, sobald sie diesem Manne gegenüber stand. Sie fragte ganz harmlos:

— Finden Sie diesen Christus wirklich schön?

Er beugte sich tief zur Marmor-Predella nieder, daß er ausschaute wie ein mitten zusammengeklapptes Riesenmesser, und während er den durch die Zeit, vielleicht auch durch Fingerspuren goldglänzend polierten Körper des Schmerzensmannes betastete, fand er begeisterte Worte.

Fräulein Eilers aber zuckte es um den Mund. Sie hatte das Gefühl, als müsse sie sich für den Überfall des Leutnants vorhin entschädigen. Sie wollte jemandem eins versetzen. So fügte sie gedehnt hinzu, als solle jedes einzelne Wort treffen, das sie sprach:

— Mir kommt die Figur mit den dürren, langen Beinen und Armen . . .

— Sie sind ausgemergelt von Qual und Leiden — meinte er aufgerichtet mit ernstem Gesicht.

Das Mädchen jedoch fuhr ruhig fort, als hätte er nichts gesagt:

— Vor wie ein großer, scheußlicher Affe.

Nun geriet aber Doktor Heinrich Reiß in Feuer. Die Worte flossen ihm glatt vom Mund, als habe es erst eines Angriffes bedurft, sie zu lösen. Er sprach von der

Charakterisierungskunst jenes alten Meisters, vom edlen Dulderhaupt des Schmerzensmannes, von allen Leiden in seinen Zügen. Er begann ihr einen förmlichen Vortrag zu halten über Holzbildnereien der Gotik, über den Faltenwurf, den Gesichtsausdruck, das Darstellungsgebiet. Er redete von Figuren des Gott Vater, der Anna Selbdritt, vom Sankt Vitus im Oel, vom Heiligen Florian, der das Feuer löscht, vom Heiligen Georg mit dem Drachen. Er zeigte den Unterschied gegen die romanische Auffassung oder die der Renaissance, und wie er sprach, schien er immer größer zu werden, denn er richtete sich auf, fuchtelte umher und ließ seine tiefe Stimme dröhnen.

Fräulein Eilers sah ihm zuerst belustigt zu, aber ein wenig wandte sich doch ihre Stimmung. Sie mußte gestehen, er sprach gut, und vom Gegenstande hingerissen wie er war, machte der Riese ihr auf Augenblicke einen gewissen Eindruck. Die Masse dieses gewaltigen Körpers wirkte auf sie gleich einer Naturerscheinung, der wir Menschen hilflos gegenüberstehen. Doch der Zauber hielt nicht lange an. Sie empfand plötzlich brennende Neugierde, zu wissen, was die andern drinnen im Zimmer wohl täten. Sie mochte nicht den ganzen Abend hier abgesperrt sitzen, man sollte sie sehen, und sie wollte sehen. Da kam ihr die Idee: was machte wohl der Leutnant, der freche Leutnant? Und sie benutzte den Augenblick, da ihr Erklärer sich abermals zur Predella niederbeugte, hob schnell den Brokatvorhang und huschte mit einem Schritte hinaus.

Wie ein Brausen klang ihr die Unterhaltung der vielen Menschen entgegen. Es war belebter geworden. Die Leute hatten einander gefunden, sich besser kennen gelernt. Die Jugend tanzte. Der Speisesaal war dazu

wie geschaffen. Man hatte die großen Tafeln in den anstoßenden Wintergarten gebracht, der doch nie gebraucht wurde, denn das Ehepaar Lieser besaß für Blumen keinen Sinn. Nun schauten die ernsten, alten Bilder, die biblischen Szenen und Martyrien erstaunt auf das frohe Volk herab, das sich zu den Klängen des Flügels, des einzigen neuzeitlichen Stückes im Hause, drehte.

Major von Randau spielte. Nicht glänzend, aber scharf im Takt mit so starker Betonung des: tam tam-tam, tam tam-tam, daß es im Grunde genommen gleichgültig schien, was für eine Melodie er zugab. Man fragte auch nicht darnach, sondern war dem Offizier, der sich unermüdlich, freundlich opferte, dankbar. Als er aber endlich doch aufhörte, setzte sich zu aller Staunen Professor Caillot ans Klavier. Die Geheimrätin rief laut ‚Bravo‘ und klatschte in die Hände wie im Theater. Der schön gelockte Mann verbeugte sich lächelnd und begann nach einem Vorspiel von Läufen und gleitenden Dreiklängen eine Française. Sofort bildeten sich die Paare. Bald stand die ganze Gesellschaft im Viereck.

Fräulein Eilers wartete auf den Leutnant. Die Geheimrätin sah sie allein stehen und fragte:

— Sie haben wohl keinen Herrn?

— Nein, gnädige Frau.

Sofort eilte Frau Lieser in das Zimmer ihres Mannes in der Erwartung, einen säumigen Nichttänzer zu finden. Alles war leer. Doch nein, da stand, leicht zu übersehen, denn er schaute, an der Wand lehnend, schier wie ein Gewölbepfeiler aus, der Doktor Heinrich Reiß. Sie rief ihn. Er kam mit Riesenschritten herbei, verlegen, beinahe als habe er ein schlechtes Gewissen.

— Fräulein Eilers hat keinen Herrn.

Der Doktor verbeugte sich vor dem jungen Mädchen. Es war, als könnten die beiden einander nicht entgehen. Er sagte nichts, daß sie ihm vorhin einfach entflohen, sondern gab sich die größte Mühe ein leicht flüssiges Gespräch in Gang zu bringen. Dabei erledigte er die vorgeschriebenen Bewegungen mit einer Gewissenhaftigkeit, als befände er sich in der Tanzstunde. Sie tat nicht anders, ja, sie übertrieb noch, erstarb vor ihm in einem Knix wie vor der höchsten Standesperson und machte dazu ein Gott-ergebenes Gesicht, als wollte sie ausdrücken: es muß einmal sein, bedauert mich nur alle, mich armes Opfer gesellschaftlicher Pflicht. Sie lächelten, sie grinsten um sie herum. Wie Minne es bemerkte, trat sie möglichst nahe an ihren Tänzer heran, um den fast lächerlichen Größenunterschied recht augenscheinlich zu machen, schnitt Gesichter, während sie sich verbeugte, und erreichte es, daß die nächsten Paare sich umdrehten, einige ältere Herren, Nichttänzer, sich köstlich über das Schauspiel unterhielten und alles den Ulk des jungen, kecken Dinges zu merken schien, bis auf den Riesen selbst, der unentwegt weiterarbeitete und sich mühte, die Française vorschriftsmäßig zu Ende zu bringen.

Professor Caillot erhob sich vom Flügel. Als ihm ein paar artige Dankesworte gesagt worden waren, verbeugte er sich, gleich einem Klaviervirtuosen, der ein ungeheuerliches Programm ohne ernstliche Verletzung seines Instrumentes beendet hat.

Doktor Heinrich Reiß aber bot seiner Dame den Arm und führte sie in den Salon hinüber. Sie reichte ihm nicht bis zur Brust, aber sie vergrößerte noch absichtlich den Höhenunterschied, indem sie ein wenig in den Knieen gebeugt schritt und den eingehängten Arm steif nach oben

spreizte, als könne sie den ihres Herrn kaum erreichen. Man blickte ihnen lachend nach.

— Die kleine Eilers hat den Deubel im Leibe! — sagte Major von Randau zu einem Leutnant. Der gab es eine Tonart schärfer wieder:

— Ein Luder!

Die Geheimrätin Eilers aber nahm sich vor, sobald sie ihre Tochter allein sprechen könnte, ihr tüchtig den Kopf zu waschen.

Arthur Bröking stand neben Ludwig Plan. Der Maler meinte:

— Schade, daß ich nicht Plastiker bin.

— Warum denn?

Er deutete auf Fräulein Eilers:

— Die möchte ich mal tüchtig aushauen.

Der Dramatiker sah das Mädchen an:

— Aber es steckt Rasse darin! Diese Figur, wie 'ne Gerte, und die Oogen, und das Temperament! Dabei soll sie erst siebzehn sein.

Seine dicke Ehehälfte näherte sich ihm, indem sie überlaut der Frau des Malers erzählte, was das neue Stück ihres ‚Gatten' ‚machen' würde. Der ließ einen Blick über ihre auseinandergegangene Gestalt gleiten, dann strich sich der hagere Mensch gedankenverloren über das Haar und flüsterte Arthur Bröking zu:

— Mein Gott, siebzehn, da sind sie alle frisch und schlank, und dem armseligsten Scheusal zaubern Jugend und pralle Haut alle Reize der Jungfrau an! Und zehn Jahre darauf? . . . Mein Gott, mein Gott!

Aber der Maler, der nach schwindsüchtigen Botticelli-Gestalten, mit denen er einst begonnen, neuerdings reife Fülle malte wie ein alter Holländer, brummte nachdenklich:

— Das Bruttogewicht hat auch seine Meriten, lieber Freund!

Ludwig Plan antwortete eifrig, als wüßte er es ganz bestimmt:

— Die wird nie dick, die nie, dazu ist die Taille zu lang. Lange Lungenflügel!

Sie mußten aufhören, denn ihre Frauen waren nahe herangekommen, und ‚Melpomene‘, wie Frau Plan allgemein genannt wurde, konnte eifersüchtig werden und tat sich dann keinen Zwang an.

Es war aber auch allgemeiner Aufbruch, denn in einigen Minuten ging der letzte Zug.

Die Gesellschaft fand sich in mehreren Abteilen zusammen. Durch den Verbindungsgang besuchte man einander, und es war beinahe, als setze sich das Fest noch in der Eisenbahn fort. Ab und zu stieg dieser und jener aus, und schließlich blieb nur noch Geheimrätin Eilers mit ihrer Tochter sitzen. Ihnen gegenüber Leutnant von Proveis und der Riese. Er unterhielt sich mit der älteren Dame. Der junge Offizier dagegen beugte sich flüsternd zu Minne:

— Ist alles wieder gut?

Sie lachte. Er fragte:

— Wir sind also wieder gute Freunde?

— Gewiß.

— Kommen Sie zum Tennis?

— Wie immer.

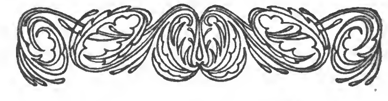
Der Zug hielt. Der Offizier empfahl sich bei den Damen und verbeugte sich kurz vor dem Doktor, mit einem Lächeln zu Fräulein Eilers hinüber, das zu sagen schien: ‚Komisch der lange Kerl, nicht wahr?‘

Als dann an der nächsten Haltestelle Mutter und

Tochter aufstanden, erhob sich der Riese vorsichtig, als fürchte er, wieder an die Decke zu stoßen, und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit:

— Gnädige Frau, gestatten Sie, daß ich meine Aufwartung mache?

— Es wird uns sehr angenehm sein.



Das Gerücht ging, Doktor Heinrich Reiß habe sich mit Minne Eilers verlobt und die Hochzeit würde bald stattfinden, denn beide Teile wären nicht für einen langen Brautstand.

Als sich nun herausstellte, daß in der Tat das Gerücht wahr gesprochen, gab es Niemand aus der Bekanntschaft der Beiden, der hätte begreifen können, wie ein kluger Mann, der Reiß doch war, es fertig brachte, eine solche Dummheit zu begehen. Er mußte blind verliebt sein. Das glaubte ihm auch jeder, der ihn sah. Minne aber hielt keiner für verliebt.

Man wußte, daß Geheimrat Eilers an Kollegiengeldern und durch seine philosophischen Schriften zwar eine hübsche Summe jährlich einnahm, war aber überzeugt, daß es auch ausgegeben wurde. Dafür sorgten schon Mutter wie Tochter. Der Riese war aber nicht nur reich, nein, sogar sehr reich. Vielleicht gab das eine Erklärung. Noch eine andere ging im Lieserschen Kreise herum, die nur von den Herren geraunt, von den Damen mit verständnisvollem Schweigen angehört wurde. Der Dramatiker hatte gesagt:



— Das kleine Aas denkt vielleicht: „Mit einem solchen gewaltigen Kerl kriege ich zwei Männer in einem.“ Obgleich es die Größe nicht tut und sie sich da gewaltig schneiden könnte.

— Na — das wäre also der Expositionsakt. Ich bin neugierig, wie's weiter geht. Vor allem auf die Katastrophe. Letzter Akt. Ich ahne schon verschiedene Möglichkeiten. Ja, ja, ja, ja . . .

Die Damen ärgerten sich, daß die Verlobung so plötzlich gekommen und man zu wenig von Hofmachen und Verliebtheit gemerkt hätte. Der Heinrich Reiß am nächsten stehende Doktor von Loria sagte ihm gründlich seine Meinung mit den deutlichen Worten:

— Du bist verrückt! Du rennst in dein Unglück.

Aber der Riese meinte sich seiner Zukunft so sicher, daß er bei des Freundes Schärfe nur lächelte. Er kam sich wie ein gänzlich veränderter Mensch vor, so sicher in seinem Glück: Er ging nicht mehr gebückt wie sonst, als fürchte er, an den Kronleuchter zu stoßen. Er dachte nur noch an seine Braut und nur daran, wie er ihr gefallen könne. Täglich brachte er ihr Blumen, täglich hatte er irgend eine Aufmerksamkeit für sie. Alle Läden schien er zu plündern, nur um ihr Freude zu machen. Wenn sie erzählte, sie habe dieses oder jenes Schicke, Neue in einer Auslage gesehen, so brachte er es ihr am nächsten Morgen. Sie nahm seine Aufmerksamkeiten anfangs mit kindlicher Freude entgegen, aber je häufiger sie wurden, desto weniger machten sie ihr Eindruck. Schließlich war sie derart daran gewöhnt, daß sie ihren Verlobten rücksichtslos gefunden hätte, wenn er ihr nichts schenkte.

Das Brautpaar war fast nie allein. Immer kam jemand zu Tisch, denn die Eilers hielten offenes Haus.

Da erschienen Amtsgenossen des Geheimrats: der Physiologe, der Kirchenrechtler, der Pandektist. Der Prosektor sprach immer von ganz Neuem, der Archäologe von Uraltem, der Nationalökonom von sozialen Fragen. Beinahe alle berührten Politik und nationale Dinge. Während des Geheimrats Gäste aber jedes Unsachliche, Persönliche mieden, erzogen in der Schule exakter Wissenschaft, und ihre ganze Redeweise in höherem Anschauungskreise sich bewegte, sprachen die Gäste der Frau Eilers — Offiziere, junge Industrielle, Weltenbummler, Verwaltungsbeamte, Diplomaten — von Modedingen, Variété, Zirkus, Motorwagen, Golfspiel, Tennis, Jachtfahrten, von Stadtklatsch und Bekannten. Man verabredete sich fürs Rennen, zu Ausflügen, Spielen, zum Theater. Minne war mitten darunter. Sie saß nicht immer an der Seite ihres Bräutigams, sondern einmal bei diesem, einmal bei jenem. Mit leicht beweglichem Geiste huschte sie von einem Gesprächsgegenstand zum andern, genau wie ihre Mutter es tat. Wenn man sie so unter den Herren sah, kaum ein Wort mit ihrem Verlobten wechselnd, so hätte niemand geglaubt, sie sei Braut. Dem Riesen aber schien alles eine Offenbarung, was aus ihrem Munde kam, und nur, wenn er in das ernstere Gespräch des anderen Lagers gezogen wurde, wandte er die Augen von ihr. Aber bald ließ er die Gelehrten, zu denen er nach Bildungsgang und Neigung gehörte, Gelehrte sein und lauschte seiner Braut und ihrem Anhang.

Nach Tisch pflegte sich Geheimrat Eilers zur Arbeit in seine Bibliothek zurückzuziehen, oder er nahm seine Bekannten mit und überließ die Weltmenschen ihrem Schicksal. Er hatte wohl hie und da seinen zukünftigen Schwiegersohn aufgefordert, mit ihm zu gehen, doch er merkte, daß

jener lieber bei seiner Braut blieb. Auch da kümmerte sich Minne nicht viel um ihn. Wenn sie es für angemessen hielt, spielte sie allerdings die glückliche Braut: älteren Leuten gegenüber trug sie dabei einen gewissen Ernst zur Schau, als seien nun die fröhlichen Mädchenjahre vorüber und die Strenge des Lebens beginne sich vor ihr aufzutun. Den jungen Herren aber, ihren Tennis- und Golfbekanntschaften, zeigte sie ein verschmitztes Gesicht, das zu sagen schien: ‚Na ja, ich habe es getan, aber wir bleiben die alten Freunde'.

Sie blieben es dennoch nicht ganz; sie hatten ihr zwar Glück gewünscht, als sie von der Verlobung hörten, aber alle ein wenig erstaunt, manche, wie Leutnant von Proveis, beinahe spöttisch. Dem wich sie jetzt aus. Wenn sie aber doch mit ihm sprechen mußte, ward nie die Zukunft berührt. Als nun die Hochzeitseinladungen versandt wurden, sagte er ab. Er müsse gerade zu jener Zeit verreisen. Minne schnippte mit den Fingern und hob die Nase:

— Na denn nicht! Desto besser.

Nun mit einem Male schien sie herzlicher gegen ihren Bräutigam zu sein.

Am Tage vor der Hochzeit überraschte der Riese Minne mit einer schönen, doppelreihigen Perlenkette. Sie war glückselig. Etwas so Kostbares hatte sie nie besessen. Sie hing sie um, trat vor den Spiegel, und zum ersten Mal küßte sie den Verlobten von selbst. Sie setzte sich auf seine Kniee, wirbelte ihm den Schnurrbart, zog ihn bei den Haaren, streichelte seine Wangen und sprach mit ihm länger denn je allein. Und dennoch: als sie am Abend vor ihrem Hochzeitstage schlafen ging und Frau Eilers mit einem gewissen wehen Gefühl zu ihr sagte:

— Heute bist du zum letzten Male bei uns, — hörte sie kaum zu. Sie umarmte maschinenmäßig ihre Mutter. Plötzlich verriet sie, was ihre Gedanken beschäftigte:

— Schade, daß es nicht drei Reihen Perlen sind.

Die Mutter sah sie erstaunt an. Das Mädchen fügte verbessernd hinzu:

— Sie hätten ja dafür etwas kleiner sein können . . . die Perlen!

Frau Eilers empfand etwas Unangenehmes, aber sie wurde unterbrochen, denn das Mädchen kam, der Herr Geheimrat ließe fragen, ob er das gnädige Fräulein noch einen Augenblick sprechen könne.

Minne sagte:

— Aha, feierliche Ansprache, Haupt- und Staatsaktion.

Aber da wurde die Mutter böse:

— Kind, du mußt nicht immer so sein. Das hat alles seine Grenzen. Papa meint es gut mit dir.

— So?

Sie sah ihre Mutter spöttisch an. Frau Eilers senkte die Augen:

— Ja, ich weiß, was ich verfehlt habe, und ich will es dir den letzten Abend sagen. Ich habe mich vor dir zu oft über deinen Vater beklagt. Du weißt zu genau, wie er ist und wie er nicht ist. Das war ein Fehler von mir.

Minne strich ihrer Mutter Hände:

— Aber dich habe ich doch immer lieb gehabt.

Und die beiden wesensähnlichen Frauen fielen einander um den Hals.

Der Geheimrat trat ein, setzte sich zwischen Frau und Tochter, nahm die goldene Brille ab, begann sie mit einem Lederläppchen, das er aus der linken Westentasche gezogen, zu putzen, und begann seine Rede:

— Mein liebes Kind, es ist ein bedeutsamer Tag für uns alle, den wir morgen begehen. Du wirst unser Haus verlassen. Es schmerzt mich, aber es ist nun einmal das Schicksal einerseits der Eltern, andererseits der Kinder. Es ist so gewesen, seitdem die Welt steht, oder vielmehr, seitdem sich Menschen auf ihr entwickelt haben. Nichts Neues unter der Sonne! Du wirst, wenn die Natur dir Nachkommen und ein entsprechend langes Leben gönnt, genau das gleiche erfahren, wie wir, deine Mutter und ich. Dann magst du zurückdenken an den heutigen Tag und dir sagen, wie weh es tut, ein Kind, das man geboren ... ich meine das deine Mutter geboren und wir gemeinsam aufgezogen haben, aus dem Hause zu geben. Du wirst dann vielleicht die gleichen Gedanken haben wie wir heute. Ich erinnere mich noch, daß mein Vater — bei einem Sohne ist die Lage übrigens etwas anders — als ich das Haus verließ, mir folgendes als geistige Wegzehrung mitgab: ‚Mein lieber Sohn, vergiß eines nie: erst wägen, dann wagen. — Es ist das übrigens, nebenbei bemerkt, Moltkes Wahlspruch gewesen. — Behalte immer den Kopf klar, dann wird auch das Glück mit dir sein.‘ — Nun, ich möchte dir die gleichen Worte auf den Weg mitgeben. Überlege, ehe du handelst, welches die Folgen sein können, dann wirst du bestimmt eine glückliche Ehe führen.

Er hatte seine Brille fertig geputzt, setzte sie auf und sprach nun in einem ganz anderen Tone, ein wenig spöttisch, halb zu seiner Frau gewandt:

— Ich trage an dieser Ehe übrigens keine Verantwortung. Ich bin ja nicht gefragt worden, wie das in unserem Hause von jeher üblich war. — Bitte, Paula, ich mache dir keinen Vorwurf daraus. Es ist nur die denkrichtige Folge unseres Verhältnisses zueinander, wie

es sich in dreiundzwanzig Jahren entwickelt hat. Also ich bin nicht gefragt worden.

Er zögerte, rieb sich bedächtig die Hände und fuhr lächelnd fort:

— Ich habe keinen Widerspruch dagegen erhoben. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ihr habt mir gesagt, dieser Mann ist der Rechte. Nun, das ist eure Sache. Meinerseits wünsche ich ehrlich, dieser Mann möge der Rechte sein — wie er mir übrigens persönlich ganz gut gefällt, obgleich sein wissenschaftliches Gebiet nicht das meine ist und ich also ein endgültiges Urteil über ihn nicht habe.

Dann stand er auf, zog seine Tochter an sich, die den Kopf senkte, und küßte sie auf die Stirn. Er wandte sich zu seiner Frau, gab ihr im Vorübergehen die Hand, und der etwas beleibte, wegen seiner Kurzsichtigkeit ungeschickt schreitende Mann ging zur Tür. Sie schloß sich hinter ihm. Minne sah ihm nach, dann machte sie eine tiefe Verbeugung, und auf ihrem Gesicht lag unendlicher Hohn, als sie rief:

— Feierliche Ansprache, siehe unter: A. Ansprache, feierliche. Adieu, leben Sie wohl! Drei Kreuze! Studieren Sie weiter, verehrter Herr Vater, . . . den Satz vom ‚unzureichenden Grunde', oder wie der Mist hieß, den der Herr Geheimrat mir heute gesagt haben.

Sie wandte sich herum. Ihre Mutter packte sie bei den Schultern:

— Minne, du sollst nicht so von deinem Vater sprechen!

Da blickte sie in ein verstörtes Gesicht und sah, daß ihrer Tochter Augen naß geworden waren. Sie fragte:

— Tränen?

Minne wischte sich mit dem Handgelenk die Augenwinkel und machte eine Bewegung, als schnippe sie das Wasser ab:

— Ach was, hurra, morgen ist Hochzeit, raus aus der Bude.

Frau Eilers hatte ihre Tochter noch nie weinen sehen. Sie hielt sie keiner weichen Regung fähig, und sie freute sich beinahe über die Tränen, denn ihre größte Besorgnis bei der Entwicklung Minnes war die gewesen, sie habe kein Herz. Da zog sie ihr Kind an sich, es zu küssen, zu streicheln, zu liebkosen, doch das Mädchen machte sich los, gab der Mutter stürmisch einen Kuß und lief davon.

Frau Eilers sah nach der Uhr. Es war schon spät, aber sie konnte sich nicht entschließen, zu Bett zu gehen. In der sonst leichtlebigen Frau gingen die Gefühle wild hin und her. Von morgen ab sollte sie allein sein! Sie fürchtete sich, ja, sie entsetzte sich davor. Bis jetzt hatte sie alles mit Minne geteilt, sie hatte nichts besessen als sie, denn von ihrem Manne wußte sie kaum etwas. Und eine Beklemmung kam über sie im Gedanken daran, wie die kommende Ehe sich gestalten würde, denn sie übersah ihre Tochter ganz genau. Sie kannte sich selbst, sie kannte ihren Mann: dies Kind war ein erschreckend lächerliches Ergebnis von ihnen beiden. Es hatte kein Herz, wie ihr Mann kein Herz hatte, es besaß Verstand, wie auch ihr Mann Verstand besaß. Dafür war ihr die oberflächliche, leichtsinnige Art gegeben, das Leben zu nehmen, genau wie sie selbst.

Wie im Nachdenken ihr Körper schlaff ward, sanken langsam die Kniee auseinander unter dem Druck der aufgestemmten Ellenbogen. Den Rücken gekrümmt, den Kopf nach vorn gebeugt, starrte sie zu Boden. Es war

ihr, als zöge die ganze Vergangenheit ihrer Ehe vorüber.

Sie sah sich wieder als Braut am Vorabend ihres Hochzeitstages. Sie hörte noch die Worte ihres Schwiegervaters, der wie heute ihr Mann Philosoph an der Berliner Universität gewesen. Sie vernahm seine kühle, klare Rede. Nicht viel anders als das, was eben ihr Mann gesagt. Sie sah sich weiter als junge Frau, die Gattin des Privatdozenten, der auf dem Lehrstuhle Kants in Königsberg saß, dieser kleinen ostpreußischen Königsstadt, dem bisherigen Großstadtmädchen eine Verbannung dünkend. Sie hatte den Himmel erträumt von dieser Ehe, sie hatte ihren Mann geliebt und vergöttert, aber er behielt immer den kühlen und klaren Kopf. Sie wollte sich an ihn hängen, sich erziehen und bilden lassen, ein doppeltes Leben mit ihm zu einem verschmelzen. Aber er blieb für sich. Er ließ nicht in seine Seele blicken. Er lebte sein Leben allein. Gewiß, sie war oberflächlich erzogen und hatte nichts gelernt; aber wenn er sich bemüht hätte, würde sie von ihm alles angenommen, würde nach Kräften und Vermögen zu seinen Füßen gesessen haben. Doch er behielt seine Wissenschaft, sein Reich für sich und gab ihr nicht eine Provinz, ja, nicht eine Stadt seines Geistes. Er stellte den Grundsatz auf: das geht Frauen nichts an. Von Anfang an sprach er mit ihr ein wenig von oben herab. Er wollte sie einmauern, wollte, daß sie eine höhere Köchin würde, sein Hauswesen führte. Er sah in ihr nichts als eine Gebärmaschine, die ihre Pflicht getan, nachdem sie einen Sohn — er war früh gestorben — und eine Tochter zur Welt gebracht, und die nun, während der Herr und Meister mit seines Geistesgleichen verkehrte oder in seinem Zimmer arbeitete, Kinderwäsche nähen und mit den anderen

Weibern von den Kaffeepreisen reden sollte. Da hatte es einen Kampf gegeben in dieser Ehe auf Leben und Tod, einen Kampf um die Herrschaft. Mit Waffenstillstand hatte er geendet.

Sie störte nicht mehr seine Kreise, er machte keinen Versuch, sie zu einem Mitleben herauszuziehen, und sie ging ihren Trieben nach, die da hießen: Gesellschaft, Theater, Zerstreuung und Unterhaltung um jeden Preis. Seine philosophischen, ethischen, moralischen Schriften fanden starken Absatz, die Kollegien waren besucht, der Wohlstand stieg, die Berufung nach Berlin als Nachfolger seines Vaters kam, der ‚Geheimrat‘ stellte sich ein, mit ihm aber kein Rechner. Er nahm Geld ein, und sie gab es aus durch Gastfreiheit und ununterbrochene Geselligkeit. Er reiste und ließ seine Frau reisen. Ja, er unterstützte immer mehr ihren Wandertrieb, indem er ihr selbst vorschlug, doch fortzufahren. Um in seinem Hause Ruhe vor ihrem Trubel, das Alleinsein zu erkaufen, wenn er bei einem neuen ‚System‘ war, wie sie es nannte, gab er ihr Geld über Geld, nur damit sie verschwände. Sie dachte an den Tag, da sie einmal nicht fortgewollt, und er ihr die Kassenscheine beinahe aufgedrängt hatte. Da hatte sie erklärt:

‚Ich will nicht!‘

Er: ‚Ich wünsche, daß du reist!‘

Sie: ‚Also du wirfst mich hinaus?‘

Er: ‚Das ist nicht der Schluß aus dem Vorhergehenden.‘

So war seine Art. Er bemängelte ihre Sprache, ihre Ausdrucksweise, ihre Satzbildung, er ärgerte sich, wenn sie bei ihren Erzählungen von einem ins andere geriet. Dann hob er mahnend den Finger: ‚Immer bei der Stange bleiben, ich verstehe kein Wort.‘

Aber auch das lag Jahre zurück. Seitdem die Tochter anfing, erwachsen zu werden, hatte er eine neue Art: die einer fremden, fernen Gleichgültigkeit, manchmal fast ein spöttisches Bedauern. Er hatte in den Jahren erwachenden Verständnisses seiner Tochter den Versuch gemacht, sie auf seine Seite zu ziehen. Eine Zeitlang war es geglückt, denn das kluge Mädchen paßte im Grunde zu ihm, aber da kämpfte die Mutter mit aller Macht, ihm die Tochter zu entreißen. Das Erbteil seines Verstandes schien ihr genug, ihre Seele wollte sie behalten.

Und bald überließ er ihr das Kind, das nun in seiner Mutter Welt der Oberflächlichkeiten und Vergnügungen groß geworden war: Minne, die sie jetzt verlassen sollte, Minne, ihre stete Begleiterin, ihre einzige Unterhaltung, da sie nicht verstanden, durch Lesen, durch Kunst, durch Arbeit ihrem Dasein einen Inhalt zu geben.

Der Mutter graute vor dem morgigen Tage.

Sie raffte sich auf aus ihren Gedanken und ging langsam in ihr Zimmer. Sie wollte schlafen, schlafen und vergessen, denn bei der Hochzeit mußte sie frisch sein, niemand sollte ihren Kummer merken.



Eine lange Tafel, in Hufeisenform gedeckt, mit Blumen übersät, wartete der Gäste. Die Kellner lauerten am Eingang, bis die ersten Wagen ankamen. Das war ein ununterbrochenes Heranrollen, Halten, Aussteigen von Herren in Frack oder in Uniform, von Damen in lichten Kleidern, an denen Steine glänzten und Perlen, Federn und Blumen.

Dicht an der Tür fuhren die Wagen vor, daß man bis zum Eingang nur den Bürgersteig zu überschreiten hatte. Dort gafften zwei dichtgedrängte Reihen von Zuschauern und übten Kritik. Man fand hübsch, fand häßlich, fand dick, fand dürr, man bestaunte die Toiletten, machte sich auch wohl lustig, und die Neugier erreichte ihren Höhepunkt, als zum Schluß der übliche Brautwagen erschien. Blau lackiert, mit Schimmeln bespannt, mit großen silbernen Adlern auf den Laternen, Kutscher und Diener in blauer Livree mit übermäßigem Silberschmuck.

Der Bräutigam kroch aus der schmalen Öffnung der Türe, und als er sich aufgerichtet hatte, reichte sein Kopf weit über das Dach des Hochzeitscoupés hinweg. Die beiden Gassen von Zuschauern stießen sich an. Ein Lächeln stand auf allen Gesichtern, und eine dünne Frauenstimme sagte:

— Is der aber jroß!

Nun war man gespannt auf die Braut. Sie stieg aus, schlank, zierlich, blond. Der Riese war ihr behilflich. Sie hatte die Augen zu Boden geschlagen; vielleicht dachte sie an die Gaffer zu beiden Seiten, vielleicht an die Begrüßungen und Reden des langen Diners, oder auch an die Worte, die der Geistliche ihnen auf den Lebensweg mitgegeben, vielleicht wurde ihr der Abschied schwer von zu Haus.

Wie alle Bräute, erschien sie bleich in dem rauschenden, weißen Seidenkleide, mit dem langen, wehenden Schleier. In dem Bild von Blässe und Weiß bildete der grüne Myrtenkranz den einzigen Farbenfleck.

Die Hochzeitsgesellschaft stand herum in zwei Lager geteilt, wie im Eilersschen Hause. Auf der einen Seite die Herren von der Universität mit ihren ausdrucksvollen Denker-

köpfen, sonst einfache Gelehrte im schwarzen Rock, heute ihrer Bedeutung entsprechend, manche mit Orden geradezu bepflastert; daneben ihre Damen, einige jüngere, modisch und geschmackvoll, die meisten älter, würdig in gediegener Seide. Auf der andern Seite Frau Eilers Welt: hübsche, junge Mädchen, überelegante Frauen, Offiziere aller Waffen, tadellos gekleidete Herren, eine Blume im Knopfloch. Nun fanden Annäherungsversuche beider Lager statt. Das war ein Vorstellen und Verneigen, ein Sprechen durcheinander, und im Stimmengewirr und Hin und Her sah man immer Frau Eilers, die zusammenführte, von Geheimrätin Lieser unterstützt, der einzigen Dame, die beide Kreise kannte. Geheimrat Eilers dagegen, in ein Gespräch mit dem Germanisten Geheimrat Jakob verstrickt, stand dabei, nicht wie der Brautvater, sondern als ginge ihn die Sache gar nichts an.

Endlich öffnete sich die Tür. Sofort bildete sich eine Gasse. Das Brautpaar schritt hindurch. Doktor Reiß, ein wenig gebückt, den Arm gesenkt, in dem leicht seiner jungen Frau Hand ruhte. Sie hatte noch immer etwas Blasses, Befangenes. Die gewisse Zurückhaltung und Verlegenheit der Bräute stand ihr gut. Nun schlossen sich die Menschenreihen hinter ihnen. Man drängte sich heran, jeder wollte ein Wort sagen, die Hand schütteln, Glück wünschen, sie begrüßen. Da setzte die Musik hinter einer Hecke von lebenden Topfpflanzen mit dem Mendelssohnschen Hochzeitsmarsch aus dem ‚Sommernachtstraum' ein. Die Herren reichten den Damen den Arm und führten sie zu Tisch. Die älteren Leute und die Würdenträger saßen nach der Mitte zu in der Nähe des Brautpaares, die Jugend an den Tischenden. Hier waren meist Uniformen, oder ein modern geschnittener Frack, dazwischen blondes

und dunkles Haar, blendende Schultern, helle Kleider. Zuerst war es still, allmählich kam die Unterhaltung in Fluß, Schwatzen tönte und Lachen, und unten am Tisch ging es lustig zu.

Leutnant von Proveis war doch gekommen. Minne und ihre Mutter hatten ihn auf der Straße getroffen, und er war sofort bereit gewesen, nachdem sie nur ein Wort gesagt. Mit seiner Abreise schien es wohl nicht so eilig zu sein. Blond, gebräunt, saß er quer vor dem Tisch. Seine Augen waren überall, er musterte die Eingeladenen, fragte, wer dieser sei und jener, und sagte den Damen seinerseits Bescheid über irgend einen Offizier. Kurz nach der Suppe hatte er schon mehrere Glas Wein getrunken. Was vor ihm stand, was ihm angeboten wurde, alles verschwand in seiner ausgepichten Reiterkehle. Er hob sein Glas gegen die schöne Frau Bensemann:

— Na, gnädige Frau, wenn der Festfraß auch nicht so großartig sein wird wie bei Ihnen, man muß die Feste feiern, wie sie eben fallen. Prost!

Frau Bensemann schüttelte den Kopf:

— Was Sie nur immer für Ausdrücke haben, Herr von Proveis.

— Sind Sie böse?

— Ach wo!

Ihr dicker Mann schräg gegenüber hatte sorgfältig die Speisenfolge gemustert, und aß nun, indem seine schwammigen Wangen unausgesetzt auf und nieder gingen, ohne sich um irgend einen Menschen zu kümmern. An der Innenseite des Hufeisens, dem Brautpaar schräg gegenüber, tat es sein kulinarisches Gegenstück, Geheimrat Lieser nicht anders.

Major von Randau musterte durch sein Einglas die

Gesellschaft. Er hatte eine stille Sehnsucht nach den beiden Tischenden, wo er Uniformen sah und fröhliches Lachen hörte. Er fühlte sich an seinem Platz ein wenig unbehaglich, denn ihm gegenüber saß ein Greis in langen Silberlocken, ein berühmter Historiker, der Mann der Kreuzzüge, und sah ihn mißtrauisch an. Im hohen Dünkel seiner Weisheit war er überzeugt, diese Uniform müsse ein Esel sein, während doch die Ritter, denen er sein Lebenswerk gewidmet hatte und seinen Namen verdankte, gewiß nicht einmal ihr Einjährigen-Examen gemacht hätten.

Frau Plan war verstimmt, sie fand sich nicht gut gesetzt. Der Bedeutung ihres Mannes entsprechend, hätte ihr gewiß ein Platz neben dem Brautpaare gebührt. Dafür sah Doktor von Loria sie an mit seinen klugen, schwarzumränderten Augen, verbeugte sich lächelnd gegen sie und sagte ihr eine Artigkeit nach der andern. Sie war nicht ganz sicher, wie er es meinte, aber im Grunde genommen überzeugt, daß er nur Ernst machen könne, wenn er mit der Frau des ‚berühmten Dramatikers‘ Ludwig Plan sprach.

Dieser blickte schweigend um sich, als wolle er das ganze frohe Hochzeitsbild einsaugen in seine Augen, in sein Hirn. Vielleicht würde es dann einmal auf der Bühne wieder erstehen.

Dem Geheimrat Eilers hatte seine Frau gesagt, er müsse eine Rede halten. Er pflegte seine Kollegien abzulesen, denn bei ihm kam es auf jedes Komma und jedes ‚denn‘ ‚weil‘ und ‚aber‘ an. Wenn er einmal frei sprechen mußte, geriet er in die peinlichste Verlegenheit. Nun hatte ihm die Notwendigkeit, ein Wort zu sagen, die Eßlust geraubt. Er brütete vor sich hin, nur ab und zu warf er einen Blick auf seine Frau. Aber die machte nur

ein spöttisches Gesicht, als wollte sie sagen: ‚Du hast dich ja um die ganze Geschichte bisher nicht gekümmert, nun wollen wir dir wenigstens die Suppe versalzen.'

Heinrich Reiß ließ kein Auge von seiner Braut; er sah die Menschen nicht um sich herum, er sah nur Minne, seine geliebte, junge Frau. Er dachte nur an sein Glück, das ihm unverdient schien, an das Glück, endlich seine Einsamkeit aufzugeben, jemanden zu besitzen, dem er alle Leidenschaft seines liebebedürftigen, großen Herzens zu Füßen legen konnte. Er fand, sie sehe abgespannt aus, und fragte ängstlich:

— Bist du müde?

Sie lachte:

— Nee, keine Spur.

Dabei blickte sie auf, nicht mehr die blasse Braut von vorhin, mit den gesenkten Augen, sondern Minne Eilers, die sie noch zu sein schien, wenn sie auch jetzt Frau Reiß hieß. Weil er aus ihren Blicken das Staunen las, meinte er:

— Ich dachte, die Kirche und all das hätte dich vielleicht müde gemacht.

Sie blitzte ihn an:

— Das war doch riesig amüsant.

Er hätte das sonst nicht als richtigen Ausdruck empfunden für eine kirchliche Handlung, von der sie eben kamen, aber was wußte er heute davon! Er fand alles herrlich, was sie sagte und tat. Sie machte ihn aufmerksam auf diesen und jenen Menschen, der am Tische saß. Da beugte sie sich nach der Seite und neigte ihr Glas gegen irgend jemand ganz unten am Tische, um es eilig zu leeren. Heinrich Reiß blickte unwillkürlich in die Richtung. Er sah quer vor an der Tafel des Leutnant von Proveis hintenübergeneigten Kopf mit dem Glase am Munde, als wolle

er auch nicht einen Tropfen in dem Kelche lassen. Minne lachte und stieß ihren Mann an:

— Sieh mal, diesen scheußlichen Kerl da, wer ist denn das? So 'ne Nase habe ich noch nie gesehen! Mich wundert's nur, daß er die Spitze noch nicht abgebissen hat. Mama und ich sahen mal irgendwo einen Hirsch, dem war das Geweih übers Maul gewachsen, und weil er nun nicht mehr fressen konnte, war er verhungert. So wird's dem auch noch gehen. Trink ihm doch mal zu, ich muß sehen, wie er trinkt.

Heinrich Reiß sagte nur mit verliebtem Blick zu seiner jungen Frau:

— Das ist ein guter Freund von mir.

Aber sie wollte sich ausschütten vor Lachen. Als nun der mit der Nase zufällig herübersah, Heinrich das Glas gegen ihn hob und der drüben richtig trank, mußte die Braut den Kopf neigen, so fing sie an zu lachen. Das Blut färbte ihren Hals tiefrot. Wie um sich zu erholen, leerte sie ihr Glas mit einem Schluck. Dann sagte sie:

— Heinrich, ich habe so furchtbaren Durst.

Er schob ihr seines hinüber, und sie trank es aus. Als der Champagner eingeschenkt war, nippte sie nicht, sondern tat tüchtig Bescheid. Er mahnte lachend:

— Minne, trink nicht so viel.

Sie warf die Lippen auf:

— Es ist zu ledern sonst, man muß doch 'n bißchen in Stimmung kommen.

Frau Eilers schien ebenso guter Laune zu sein wie ihre Tochter. Die trübseligen Gedanken des Abends waren überwunden, sie hatte heute nur die Absicht, sich gut zu unterhalten. Ihr Nachbar half ihr dazu. Der Wirkliche Geheime Rat Professor Doktor Olßen, die Exzellenz der

Universität, einst bahnbrechender Strafrechtslehrer, heute ein mehr auf Lorbeeren der Vergangenheit ruhendes, witziges, altes Männlein, saß an ihrer Seite. Er erzählte so komische Geschichten von Hochzeiten, die er in seinem langen Leben mitgemacht, daß Frau Eilers aus dem Lachen nicht herauskam. Da hatte einmal der kurzsichtige Schwiegervater eine der Brautjungfern mit feierlichem Kuß in die Familie aufgenommen, ein anderes Mal hatte ein Kollege tatsächlich die eigene Hochzeit vergessen, und man mußte ihn aus dem irisch-römischen Bade zum Altar schleppen. Dann beleuchtete der alte Herr die Ehefrage juristisch von allen Seiten und entwickelte die grauenhafte Lage, in die ein Freund von ihm dadurch gekommen sei, daß er die verwitwete Stiefmutter seiner Enkelin geheiratet hätte, wodurch er der Schwiegervater seines Enkels, Schwager seiner Tochter, Vater seines Enkels und somit sein eigener Sohn geworden war.

Inzwischen hatten die Menschen sich immer mehr zusammengefunden, die Unterhaltung wurde lauter, und bald suchte man sich geradezu zu überschreien, denn die Musik fiedelte und posaunte drauf los. Da plötzlich ward im Durcheinander von Rede und Gegenrede, Auftragen und Einschenken ein Klirren hörbar: der erste Redner klopfte ans Glas. Allmählich trat Ruhe ein, der Geistliche ließ das Brautpaar leben.

Kaum hatte man sich gesetzt, so läutete wieder jemand stürmisch an das Glas: Geheimrat Eilers wollte sprechen.

Nur ein einziger entfernter Verwandter des Bräutigams war da. Trotzdem feierte der Gelehrte in etwas stockender, von Voraussetzungen und Schlußfolgerungen wimmelnder Rede die Verwandten seines lieben Schwieger-

sohnes, die gesamte Familie Reiß, die sich so zahlreich eingefunden hätte.

Minne beugte den Kopf tief auf den Teller herab. Unter der Einwirkung des Weines war wieder eine unbändige Lachlust über sie gekommen, etwas, das ihr schon manche Unannehmlichkeit bereitet, das sie nie gelernt hatte, zu überwinden. Sie quälte sich, die Fassung zu behalten, aber ihre Schultern zuckten. Da sie in der Eile ihr kleines Taschentuch nicht fand, bat sie Heinrich um seines, hielt es vor den Mund und versteckte schließlich das ganze Gesicht.

Einige Damen waren tief gerührt, denn die Braut weinte ja. Das liebe, arme Ding!

Sie stellten Betrachtungen darüber an, wie sie selbst einst das Vaterhaus verlassen hatten, welch schwerer Augenblick das sei, und daß dies als oberflächlich bekannte Geschöpf doch, wie sie sich ausdrückten ‚einen tieferen Fonds besäße‘. Frau Eilers dagegen spielte erregt mit der Gabel und sagte zu der Exzellenz an ihrer Seite:

— Wenn er doch nur aufhören wollte! Es ist ja entsetzlich.

Die Rede dauerte so lange, daß der leitende Oberkellner unruhig wurde, denn der nächste Gang stand schon bereit, drohte kalt zu werden und hätte wieder in die Küche geschickt werden müssen.

Leutnant von Proveis faltete die Hände und sprach, abwechselnd die Augen zu seinen beiden Damen rechts und links wendend, ein Stoßgebetlein:

— Lieber Gott, gib, daß er endet, oder daß er einen Schlaganfall kriegt.

Frau Bensemann, die mehrere Kirchen im Norden Berlins mitgegründet hatte und einige geistliche Beziehungen besaß, wurde böse:

— Nein, ich verstehe Spaß, aber sowas dürfen Sie nicht sagen!

Nun redeten die anderen Damen darein. Jemand warnte halblaut über den Tisch, sie sollten sich in acht nehmen und ruhig sein. Darauf Gegenrede. Schließlich verwies man sie mit lautem ‚Pst‘ zur Ruhe, und Geheimrat Eilers, das Glas in der Hand, drehte sich zum unteren Tischende um. Es war sein Glück, denn dadurch wurde er so verwirrt, daß er plötzlich die Rede schloß. Aber er hatte die nichtanwesende Familie Reiß längst vergessen und trank zum zweiten Male auf das Brautpaar. Man rief ‚Prost‘, alles war froh, daß das gezwungene Stillschweigen vorüber sei. Man sprang auf und begann, mit der Serviette in der Hand, eine Wanderung um den Tisch zum Anstoßen.

Das Brautpaar hatte sich erhoben. Minne war ganz schwach vom Lachen. Jetzt standen ihr wirklich Tränen in den Augen. Sie atmete tief auf:

— Ach Gott, ach Gott.

Der Reihe nach ließ sie ihr Glas anklingen. Zuletzt kam Leutnant von Proveis. Er salutierte mit dem Glase.

— Wir bleiben gute Freunde?

— Selbstredend. Prost!

Dann nahm man wieder Platz zur großen Freude des Oberkellners, der nun den fast erkalteten Gang doch noch in Bewegung setzen konnte. Ein halbes Dutzend Reden folgte. Manche dauerten lange, aber alle gingen glatt vorüber, und bald wurde von Tisch aufgestanden. Die Flügeltüren zu den Nachbarsälen hatten sich geöffnet, der Kaffee wurde herumgereicht.

Wie das Brautpaar nebeneinander stand, kam alles, um noch einmal Glück zu wünschen oder um Abschied zu

nehmen, denn man nahm an, daß die Jungvermählten bald verschwinden würden.

Aber Minne unterhielt sich gut, ihre neue Würde machte ihr Spaß. Es war, als betrachte sie das Ganze wie irgend eine Geselligkeit ihrer Mädchenjahre. Als nun jemand anregte zu tanzen und die Musik den ersten Walzer spielte, kam sie zu ihrem Manne, machte ihm einen feierlichen Knix und hob die schwere, lange Schleppe. Er beugte sich tief herab, ihr den Arm um die Taille zu legen. Das junge Paar eröffnete den Reigen. Heinrich Reiß war nie ein Tänzer gewesen; der Gedanke, sich nach den Klängen der Musik im Kreise zu drehen, erschien ihm immer absonderlich. Wohl hatte mitgespielt, daß er nicht so leicht eine Tänzerin fand, die groß genug für ihn war. Nun stampfte er etwas ungeschickt dahin, blieb, nachdem sie auf der anderen Seite des Saales angekommen, stehen und bat:

— Minne, quäle mich nicht, es ist das erste Mal, daß ich einen Rundtanz tanze, nur dir zu Gefallen.

Einige der Hochzeitsgäste, belustigt über das Mißverhältnis zwischen den beiden und das Herumwälzen dieser gewaltigen Glieder, riefen: ‚Bravo‘ und klatschten lachend in die Hände. Der Riese stellte sich vor seine Braut, tief atmend von der ungewohnten Anstrengung:

— Wenn ich dir nur vergelten könnte, daß du mich genommen hast. Mir kommt es immer vor, als ob ich es dir noch nie genug gesagt hätte. Ich will dir versprechen, daß ich alles, alles tun will, um dich glücklich zu machen. Ich habe dich aber auch so lieb, so lieb, so lieb! Du hast mir freilich gesagt, daß du mich nicht so lieben kannst, wie ich dich liebe, aber ich bin ganz ruhig dabei, denn du sollst sehen, ich werde dich mir gewinnen. Nicht

von heute zu morgen, nicht in ein paar Wochen, aber im Laufe der Zeit wirst du zu mir kommen. Denn du sollst fühlen, daß es keinen Menschen auf der Welt gibt, der dich so anbetet wie ich.

Er nahm ihre Hände und zog sie an die Lippen.

Es war keine bräutliche Hochstimmung in ihrem Herzen, sie war lustig und guter Laune, und das Geständnis kam zu unerwartet. Ihr schien die ganze Handlung ein Fest, ihr zu Ehren. Sie sah die jungen Herren die jungen Mädchen umschlingen. Ihr pulste das Blut im Walzertakt. Und wie sie eben drüben anfingen sich zu drehen, trat sie, in den Hüften sich wiegend, hin und her unter der leichten Wirkung des Weines, den sie getrunken hatte, summte die Melodie und blickte mit sehnsüchtigen Augen dorthin, wo die Jugend tanzte, als hätte sie nur den einen Wunsch, nicht hier von Eheglück und Liebe zu reden, sondern über das glänzende Parkett zu fliegen. Halb zerstreut, indem sie kaum recht auf die Worte ihres Mannes geachtet, sagte sie:

— Komm, wir wollen noch einmal tanzen.

Er neigte sich zu ihr:

— Sagst du mir nichts?

Sie blickte mit feuchten, begehrlichen Augen auf die vorüberschwebenden Paare:

— Lálă — lálă — lálă — lálă — lálă — lálă — lálă.

Sein Oberkörper ging noch tiefer herab:

— Minne, meine geliebte Minne, ist das alles, was du mir antwortest?

Nun sah sie ihn an, gleichsam aus ihren Träumen aufgeschreckt, ärgerlich über die Störung:

— Aber, was hast du denn nur, was tu ich dir denn?

Er nahm ihre zarten Finger, umschloß sie mit seinen gewaltigen Händen und blickte ihr in die Augen:

— Minne, verstehst du mich nicht?

— Aber sei doch nicht so dumm, das ist ja albern, wenn du gleich so anfängst . . .

Er richtete sich auf, in seiner Stimme zitterte eine jähe Enttäuschung:

— Verstehst du mich so wenig?

Sie merkte plötzlich seinen Ausdruck, und ihr kam eine dumpfe Ahnung von dem, was in ihm vorging. Ihn kränken wollte sie nicht. Sie wollte sich ja nur unterhalten. Heute war doch Hochzeit, da sollte man lustig, sollte glücklich sein, und für sie war Glück gleichbedeutend mit Jubel, Musik, Unterhaltung, Tanz und Lebensfreude.

Sie blickte zu ihm auf. Etwas Besseres regte sich in ihr. Und sie griff nach seiner Hand, indem in ihren Blicken eine unbezwingliche Bitte lag:

— Sei doch nur gut, mach mir doch keine Vorwürfe an unserem Hochzeitstage! Ich habe dich ja gern, sonst hätte ich doch nicht ja gesagt. Aber . . .

Und plötzlich brach ein wenig der Ärger durch:

— . . . das sage ich dir, Szenen darfst du mir nicht machen. Das kann ich nicht vertragen. Das wollen wir nur gleich feststellen. Na, nun sei gut! Ist es vergessen?

Es war vergessen, er zog die kleine, schmale Hand heftig an die Lippen, und dann, da sie die Arme hinhielt und sich wieder, wie ihm schien, summend wiegte, opferte er sich wieder und stampfte mit ihr durch den Saal.



Alles war darin einig: man hatte durch die Villa Reiß ein angenehmes Haus mehr gewonnen.

Minne schien die Stufen, die sonst vom jungen Mädchen zur weltgewandten Dame zurückzulegen sind, mit einem Satz übersprungen zu haben. Von der Hochzeitsreise war sie zurückgekehrt, als sei sie nie etwas anderes als eine verheiratete Frau gewesen. Sie hatte nur wenig erzählt von all dem, was sie unterwegs gesehen hatte. Das junge Paar war monatelang fortgeblieben, denn an die eigentliche Reise hatte sich ein Aufenthalt in Ostende und darauf im Berner Oberland geknüpft. Nun war der Herbst gekommen, die Gesellschaften nahmen ihren Anfang, und Herr und Frau Reiß befanden sich darunter, als ob es nie anders gewesen wäre. Doktor von Loria schien nicht recht zu behalten mit seiner Mahnung, sein Freund renne mit offenen Augen in sein Unglück, denn einen glücklicheren Menschen wie Doktor Reiß gab es nicht. Er war völlig verändert, als hätte die Weltlichkeit in der Riesengestalt dieses Gelehrten nur geschlummert. Jeden Abend ging er, wenn auch vielleicht nicht ganz aus eigenem Antriebe, mit seiner jungen Frau aus. Sie waren bei dem eingeladen und bei jenem, sie besuchten Theater, Zirkus, ein Variété, sie unternahmen kleine Ausflüge mit Bekannten, sie hatten ihre regelmäßige Tennispartie. Den Winter ließ Doktor Reiß seiner jungen Frau Reitunterricht geben, und nachdem sie zwei Monate die Bahn nicht verlassen hatte, ritt Minne nun täglich mit ihm im Tiergarten und in den Grunewald hinaus. Zu Pferde machte das Paar die beste Figur. Er, auf dem Lande erzogen, war kein übler Reiter, wenn auch nicht mit besonderer Leidenschaft dabei. Sie hatte Erstaunliches in der kurzen Zeit gelernt, und auf dem großen Pferde, das

er ihr gekauft, glich sich der gewaltige Höhenunterschied zwischen ihnen besser aus, als wenn sie zu Fuß gingen.

Bei den Ritten pflegten sie eine Anzahl von Offizieren zu treffen: Major von Randau, Leutnant von Proveis und noch diesen und jenen, der in den Kreisen der Lieser, Eilers und Bensemann verkehrte. Dann galoppierte Minne Reiß mit einem der Offiziere voraus, und ihr Mann folgte mit den anderen. Auf gerader Strecke oder dort, wo ihnen wenig andere Reiter begegneten, ließ sie ihren Gaul ausgreifen, daß ihr Mann manchmal von hinten rief:

— Minne, Tempo, Tempo!

Aber das war nur der Anlaß, ihr Pferd noch stärker anzutreiben. Er jedoch zeigte sich ständig um sie bemüht. Bei jedem Halt saß er ab und sah nach, ob ihr Sattel nicht gerutscht sei, während sie sich, ohne auf seine Sorge zu achten, mit den anderen unterhielt.

Beim Tennis war es das gleiche; er, der nicht spielte, hing an jeder ihrer graziösen Bewegungen, und wenn ihr ein Ball am Boden hinrollte, war sofort der ungeschlachte Mann da, ehe noch die Balljungen zuspringen konnten, und gab ihr den Ball. Minne fand kein Wort des Dankes. Sie nahm alles, was von ihm kam, von Tag zu Tag mehr als Selbstverständlichkeit hin. Wie in den Bräutigamszeiten, kehrte er nie aus der Stadt zurück, ohne ihr etwas mitgebracht zu haben. Einmal hatte er bei Borchardt einen besonderen Leckerbissen der Jahreszeit entdeckt, ein andermal fand er in einem Schaufenster irgend eine kleine Spielerei, ein Nichts, eine Artigkeit, die er ihr zu Füßen legte. Sie lächelte, strich ihm wohl die Wange und sagte:

— Mein guter Riese!

So hatte sie sich angewöhnt ihn zu nennen. Dann

tat sie das Ding beiseite und freute sich ein paar Tage darüber, bis es etwas anderem Platz machte. Sie durfte sich so teuer anziehen, wie sie nur wollte, er redete ihr sogar zu, wenn sie einmal etwas zu kostspielig gefunden, es doch ja zu nehmen, falls es ihr Spaß mache. Aus dem Süden ließ er ihr Früchte und Blumen kommen, aus Paris Hüte und Boas, Stolas und Umhänge. Wenn sie sich setzte, eilte er von der anderen Seite des Zimmers herbei, ihr eine Fußbank unterzuschieben, und jedesmal strich er dann ihr blondes Haar zurück, küßte sie auf die Stirn, oder kniete in seiner Riesengröße auf den Teppich nieder, ihre Hände zu streicheln, wobei er fast demütig sagte:

— Ich danke dir, daß du mich so glücklich machst!

Sie freute sich über seine Dienste, ja, ihr war, als fehle ihr etwas zu Haus, wenn er wirklich einmal ohne sie ausgegangen war.

Am Vorabend des Jahrestages ihrer Hochzeit saß sie im Frisiermantel in ihrem Schlafzimmer und machte sich das Haar. Nur dabei ließ sie sich, der sonst das Mädchen jede Handreichung leisten mußte, nicht bedienen. Mit ihrem Haar trieb sie abgöttische Verehrung. Da standen ein Dutzend Flaschen, da lagen ein Dutzend Bürsten und Kämme, da hingen ein Dutzend Schwämme und Tücher. Das Haar wurde gewaschen, getrocknet, gepudert, gesalbt. Wenn sie damit beschäftigt war, liebte sie keine Gespräche: all ihre Gedanken gehörten der blond um sie rieselnden Flut. Aber ihm war heute das Herz voll, er wollte nicht schlafen gehen, ohne den Tag erwähnt zu haben, der ihm sein Glück gebracht hatte. So begann er, während sie sich kämmend ihre Haarwellen durch die ausgestreckte Hand laufen ließ:

— Weißt du, Minne, was morgen ist?

— Ja. Freitag, ein Unglückstag.

— Jawohl, nebenbei, zufällig ein Freitag, aber weißt du, daß wir morgen ein Jahr verheiratet sind?

Sie warf mit einem Ruck das Haar zurück und lächelte ihn an:

— Ah, daran dachte ich nicht.

Nun stellte er sich ihr gegenüber:

— Weißt du noch, was ich dir damals gesagt habe?

Sie nickte. Er beugte sich nieder, ihr recht ins Gesicht zu sehen:

— Denkst du noch an unsere Verlobung? Weißt du noch, wie du zuerst nein sagtest? Weißt du noch, wie ich dir dann versprach, ich würde alles tun, dich glücklich zu machen? Weißt du noch, wie du dann sagtest, du liebest mich nicht, und wie ich dir antwortete: ‚aber ich dich!'?

Er lächelte und senkte die Stimme:

— Das heißt, ich sagte: Sie . . .

Nun lauter, immer lebhafter:

— Weißt du, wie ich dir dann gesagt habe, meine Liebe sei so groß, daß sie dich hinwegtragen könne über alle Zweifel und Bedenken, weil ich die Kraft in mir fühle, dich mitzureißen? Meine Liebe genüge für uns zwei! Weißt du das noch?

Sie nickte und kämmte ruhig weiter ihr Haar. Er fuhr fort, als wolle er all die glücklichen Stunden der ersten Seligkeit wieder vor seine Seele zaubern:

— Da habe ich dich angefleht, ja zu sagen! Ach Gott, wenn ich daran zurückdenke! Ich hatte solche Angst, du würdest doch nicht ja sagen. Aber, wie ich dir alles versprochen hatte, da warst du mit einem Male gewonnen, ich weiß nicht wodurch, und du sagtest: ‚wir wollen ver-

suchen!' Oh, das war das schönste Wort, das du je zu mir gesprochen hast. ‚Wir wollen versuchen!' Wir haben den Versuch gemacht, und was meinst du nun? Sage mir, Minne, bitte, meine kleine Minne!

Er nahm ihre Hände, die sie ihm nur widerwillig gab, da sie das Haar loslassen mußte. Sie preßte die Lippen etwas nervös zusammen, sie fand, er könne einen anderen Augenblick wählen.

Er setzte sich auf einen Wäschepuff neben dem Toilettentisch, küßte ihre Hände, ihren Arm, strich über ihre Schultern, und mit einem Male fiel der große Mensch ungeschickt auf die Kniee, ihr zu Füßen, umschlang sie mit beiden Armen, sah ihr in die Augen und fragte ängstlich, indem er ihr den Kopf ganz nahe brachte:

— Willst du mir eins sagen — aber bitte, sprich die Wahrheit —: Hast du mich denn jetzt nach diesem Jahr, nachdem ich . . . nein . . . nein . . . erst etwas anderes, nein — sage mir erst, habe ich mein Versprechen erfüllt?

Sie nickte ein wenig ungeduldig. Dabei schielte sie zu der Haarbürste hinüber, die sie noch in der einen Hand hielt:

— Ja das hast du, mein guter Riese.

Er preßte sie stärker an sich, daß sie die Bürste losließ, die ein Stück auf dem Teppich hinrutschte:

— Das wollte ich nur hören, also ich habe mein Wort gehalten! Nun: hast du irgend etwas auszusetzen? Soll ich in diesem neuen Jahre, das wir morgen beginnen, etwa anders sein? In irgend etwas? Sage es mir ganz offen, ich will alles tun, was du willst.

Da vergaß sie ihre Ungeduld, und in ihrem Herzen regte sich ein leises Gefühl der Dankbarkeit. Sie zeigte

lächelnd ihre Zähne und sagte mit einem Ausdruck, wie sie ihn noch nie gehabt, als sei in diesem Augenblick etwas neugeweckt und erwacht:

— Mein Riese, du sollst bleiben, wie du bist.

Er kam ihrem Munde nahe:

— Hast du mich denn jetzt etwas lieb?

Sie antwortete nicht. Er fragte wieder:

— Nur ein bißchen?

Da nickte sie, ohne ihn anzublicken, ganz leise.

Durch den kleinen Erfolg ermutigt, wollte er mehr haben:

— Etwas nur, oder . . .?

Aber sie gab keine Antwort. Nun fragte er ängstlich:

— Doch nicht mehr als nur ‚etwas'?

Sie dachte in diesem Augenblick nicht an alles das, was sie von diesem Manne entgegengenommen, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, sie dachte nicht daran, daß er ihr seine Zeit opferte, die er sonst ernster verwenden konnte, aber die Ahnung stieg in ihr auf, wie es vielleicht unter allen Menschen, denen sie im Leben begegnet, nur diesen einen gab, der fähig gewesen wäre, sich ihr ganz zu opfern. Da spürte sie etwas wie Genugtuung, eine leise Zufriedenheit. Sie küßte ihn und flüsterte:

— Ich habe dich ger . . . lieb.

Der Riese umschlang sie mit seinem gewaltigen Arm, als wollte er sie erdrücken.

Sie machte sich sanft frei und bat lachend ihren Sklaven:

— Du, sei so gut, hol mir die Bürste!

Er kroch, ein wenig lächerlich in seiner Riesengestalt, am Boden hin, das entfallene Toilettenstück aufzuheben. Als er es ihr reichte, sagte sie ganz nüchtern, denn die

Szene hatte für ihr Empfinden nun lange genug gedauert:

— So, und nun laß mich das Haar machen.

Er ging in sein Schlafzimmer, wie trunken vor Seligkeit, lief auf und ab und summte irgend etwas. Dann stand er am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Sein Herz klopfte, seine Stirn war heiß. Er öffnete einen Flügel und lauschte auf die fernen Nachtgeräusche der Großstadt: das Rollen der Wagen, den leise klagenden Ruf eines Automobils, das Hufgeklapper, eine Menschenstimme, und der Gedanke bedrängte ihn unausgesetzt: Ich bin so glücklich, ich bin so glücklich, ich bin so glücklich.



An einen Menschen konnte sich Minne nicht gewöhnen: an den Freund ihres Mannes mit der großen Nase, über den sie bei der Hochzeit so gelacht hatte. Doktoringenieur Redenbach, der in Südamerika, in China, in Neuseeland Brücken gebaut hatte, lebte nur auf einige Zeit in der Heimat, da er sich von dem ungesunden Tropenklima, in dem er zuletzt geweilt hatte, erholen wollte. Man sprach davon, daß er nach Amerika gerufen werden sollte, wo die Bundesregierung seiner, obgleich er ein Deutscher war, beim Bau des Panamakanals zu bedürfen schien. Niemand hätte sich über seine Abreise mehr gefreut als Minne. Wenn er von ihrem Manne sprach, ging Sonne über sein Gesicht. Die junge Frau aber betrachtete er immer ernst von der Seite. Sobald sie sich nur eine Minute länger als nötig mit einem Herrn unterhielt, fühlte sie ein paar

Augen auf sich ruhen. Sie blickte in die Richtung, und es stand gewiß Doktor Redenbach da und sah sie mit seinen von buschigen Brauen über der Riesennase überschatteten Augen an. Wenn sie mit diesem oder jenem Herrn ihrer Bekanntschaft auf der Straße ging, tauchte er unerwartet auf und war plötzlich wieder verschwunden.

Auch er ritt Morgens im Tiergarten. Dabei trug er eigentümlich gefranste Lederhosen und einen riesigen Hut wie ein Gaucho. Immer erschien er unversehens auf seinem kleinen, flinken Pferde, das gleichfalls etwas Exotisches hatte. Minne kam er vor wie ein Spion. Sie sagte es einmal zu ihrem Manne. Der meinte nur lächelnd, er sei die Seele von einem Menschen. Doktor Redenbach war übrigens stets artig gegen die junge Frau, aber sie wußte nie recht, wie er es meinte. Wenn er höflich fragte, ob sie sich auf diesem oder jenem Feste gut unterhalten habe, so empfand sie etwas dabei, als wolle er sagen: ‚Aha, vergnügungssüchtig!‘ Und erkundigte er sich, wer der oder jener Herr gewesen, so schien es Minne, als klänge daraus ein: ‚So, so, der ist ja überall, wo Sie sind! Wie merkwürdig!‘

Sie machte sich lustig über ihn gegen andere Menschen. Zu Leutnant von Proveis sagte sie mit ihrem Lieblingsausdruck, mit dem sie jeden Herrn zu bezeichnen pflegte, der ihr nicht angenehm war:

— Der ‚Kerl‘ wird sich noch die Nasenspitze abbeißen.

Der Offizier meinte:

— Ob er nicht Jude ist? Die Nase hat was Semitisches!

Damit bezeichnete er den höchsten Grad seiner Mißachtung. Aber Minne wußte es durch ihren Mann anders: Doktor Redenbach entstammte einer alten Hamburger Patri-

zierfamilie. Es war kein Tropfen jüdischen Blutes in ihm, auch nicht von weiblicher Seite. Er hatte überall Besuche gemacht, wo sein Freund Reiß verkehrte: bei Liesers, bei Bensemanns, er kannte Ludwig Plan, war mit dem Maler Bröking befreundet und hatte mit Doktor von Loria die Schulbank gedrückt. Allen diesen Herren hatte es sein Wissen, seine Welterfahrung und doch Bescheidenheit angetan. Der Mensch sprach Englisch wie ein Engländer und Französisch wie ein Franzose, dazu Italienisch, Spanisch und Portugiesisch, und da er ein Jahr bei einem Bahnbau beschäftigt gewesen, der halb in Norwegen, halb in Schweden lief, so konnte er sich auch in den Sprachen dieser beiden Länder ausdrücken.

Einmal auf einer Abendgesellschaft bei Geheimrat Eilers sagte Minnes Vater zu ihr mit einem gewissen Gelehrtendünkel:

— Dieser Doktor Redenbach ist einer der wenigen Menschen, mit denen man sich unterhalten kann.

Minne warf die Lippen auf:

— Jeder Leutnant ist mir lieber.

Als wolle sie das betonen, ging sie durch das Zimmer und setzte sich neben Herrn von Proveis. Der fragte:

— Nun, gnädige Frau, wo gehen Sie denn diesen Sommer hin?

— Ich weiß noch nicht.

— Sie wissen es nicht? Ich weiß immer ganz genau vorher, was ich will. Ich weiß jetzt schon, wo ich meinen Urlaub verbringen möchte. Ich weiß jetzt schon, was ich morgen mittag essen werde, das heißt, wenn es auf der Speisekarte steht. Und da steht ja nie was Anständiges!

Sie sagte:

— Kommen Sie doch häufiger zu uns.

Er schüttelte den Kopf. Minne fragte:

— Warum denn nicht?

— Das sage ich nicht.

Dabei blickte er sie verliebt an.

— Warum wollen Sie es nicht sagen?

— Sie ärgern sich sonst!

— Ich ärgere mich nie.

— Oho, nie?

— Nein, das Leben ist so kurz und dumm, und man ist nur einmal jung! Warum soll man sich ärgern?

— Da haben Sie recht. Seine Jugend soll man genießen.

Er legte sich in den Stuhl zurück und fuhr fort, indem er halb die Augen schloß und die Blicke über sie gleiten ließ:

— Aber Sie genießen ja Ihre Jugend.

Sie warf die Lippen auf:

— Pah!

— Bitte, Sie haben doch alles, was Sie wollen. Sie können aufstehen, wann Sie wollen, und ich muß regelmäßig zum Dienst. Sie können zu Bett gehen, wann Sie wollen . . . na . . . das kann ich ja allerdings auch. Aber etwas habe ich da doch vor Ihnen voraus.

— Nun?

— Nein, nein, nichts weiter.

Sie richtete sich auf:

— Was wollten Sie sagen?

— Nein, nein, es ist nichts weiter.

Jetzt ärgerte sie sich, daß er etwas vor ihr verbarg, und nahm eine böse Miene an:

— Wollen Sie es mir sofort sagen?

— Kein Bein!

Sie erhob sich:

— Gut, dann gehe ich.

— Bitte!

Drüben stand ihr Mann neben ein paar Damen, aber er schien dem Gespräch nicht zuzuhören, sondern hatte nur Blicke für seine Frau. Sie ging einen Schritt in der Richtung zu ihm, hielt jedoch inne, und im Gefühl, erproben zu wollen, wie weit ihre Macht reiche, blickte sie den Offizier an, der mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzen geblieben war:

— Ich frage Sie noch einmal, wollen Sie es mir sagen?

Er lehnte sich in die Kissen des Stuhles zurück und blies langsam den Zigarettenrauch durch die Nase.

Sie war wütend über seine lächelnde Lässigkeit. Plötzlich trat sie dicht an ihn heran. Da sie unmittelbar vor ihm stand, konnte man in dem nur matt beleuchteten Zimmer von drüben nichts sehen. Sie nahm sein Handgelenk und grub ihre festen, spitzen Nägel hinein, daß er den Mund verzog:

— Ich verlange, daß Sie es mir sagen!

Er meinte immer noch in seiner lächelnden Art:

— Verlangen?

Da schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf:

— Wenn Sie mir's nicht sagen, sage ich meinem Mann, daß Sie mich damals geküßt haben.

Sie blieb vor ihm stehen, die Finger in seinen Arm gekrallt. Doch er antwortete ruhig:

— Bitte, sagen Sie es nur.

Nun wußte sie nicht was tun. Sie war wütend über den Menschen. Sie ließ seinen Arm los. Er betrachtete das Gelenk, in dem vier scharfe Nägelspuren saßen, in

roten Halbkreisen eingedrückt, strich sich die Haut glatt und fragte:

— Was ist denn übrigens dabei? Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen noch jetzt einen Kuß.

Dabei zeigte er die weißen Zähne und blies wieder in zwei langen Strahlen den Zigarettenrauch durch die Nase.

Sie wandte sich halb herum, als suche sie die Nähe ihres Mannes, und antwortete zögernd:

— Das würden Sie sich wohl überlegen.

— O bitte, wann wollen Sie den Kuß haben?

Sie machte ein strenges Gesicht:

— Das ist unverschämt!

Er lachte.

Sie stampfte mit dem Fuße auf:

— Was sagen Sie nun?

Er rauchte ruhig weiter:

— Nichts! Was soll ich denn sagen? Von einer Dame muß man doch alles hinnehmen! Sie meinen es ja auch gar nicht so.

Dann erhob er sich und sagte ruhig, als spräche er das Selbstverständlichste von der Welt:

— Wissen Sie, daß Sie ein wundervolles Geschöpf sind? Wissen Sie, daß Sie einen Mund haben, daß man Ihnen sofort einen Kuß geben müßte? Wissen Sie, daß ich es am liebsten gleich täte?

Sie wollte ihn empört anblicken, doch mit einem Male begann sie zu lachen:

— Sie sind verrückt!

Er zerdrückte mit den durch das ewige Zigarettenrauchen gelb gewordenen Fingerspitzen der rechten Hand die Zigarette in einer Schale:

— Doch nicht ganz, aber ich will Ihnen etwas sagen …

Er kam immer näher:

— Sie könnten einen schon verrückt machen. Ja, ja, Sie könnten es. Ich weiß nicht, was Sie haben, aber wenn ich Sie sehe, denke ich immer an Ihre Lippen.

Nun hatte sie ihre Haltung wiedergefunden und meinte spöttisch:

— Süßholzraspeln nannte man das früher, heute Flirt.

Die beiden Menschen blickten sich lange an, als wollten sie sehen, wer zuerst genötigt sein würde, die Augen niederzuschlagen. Endlich aber begann sie zu lachen:

— Sie sind ein doller Kerl.

Er riß die Augen auf und blickte ihr, als sie sich vorbeugte, in den Ausschnitt ihres Kleides:

— Und Sie ein wundervolles Geschöpf.

— Das ist ja gar nicht Ihr Ernst.

— Doch!

— So? Na, dann beweisen Sie es mal.

— Wodurch?

— Sagen Sie mir, was Sie mir vorhin nicht sagen wollten.

Mit der größten Ruhe antwortete der Offizier:

— Gut, wenn Sie's durchaus wissen wollen. Ich sagte, Sie können zu Bett gehen, wann Sie wollen, das könnte ich allerdings auch, aber ich hätte etwas vor Ihnen voraus. Nun also: ich kann zu Bette gehen, mit wem ich will, und das können Sie nicht.

Alle Teufel, die in ihr schliefen, wachten jäh auf, und ihr entfloh die Antwort, ehe sie recht überlegte, was sie sprach:

— Wer sagt Ihnen das?

Er war trotz seiner Keckheit erstaunt, und der freche, schlagfertige Mensch begann zu stottern:

— So, so, ja allerdings . . .

Sie aber wandte ihm plötzlich den Rücken, ging durch das Zimmer über den freien Raum des Teppichs unter dem Kronleuchter hin, mit ihrer schlanken, biegsamen, schlangengleichen Gestalt, mit ihrem Gange, bei dem Schultern, Taille und Hüften wie Glieder einer enggeschmiedeten Kette sich ringelnd gegeneinander bewegten. Sie ging gerade auf ihren Mann zu, und im stillen freute sie sich wie ein Kind und dachte: Was wird der Frechdachs nun wohl für ein Gesicht machen? Dann begann sie ruhig mit den Damen zu sprechen, die im Kreise herumstanden, einen gemeinsamen Ausflug nach Potsdam verabredend.

Heinrich fragte seine Frau:

— Willst du mitfahren?

In ihr zitterte noch das Gespräch nach, das sie mit dem Offizier gehabt. Sie war zerstreut und gab eine ausweichende Antwort. Da er nun meinte, sie habe keine Lust, so lehnte er für sie ab.

Währenddessen nahm Frau Eilers ihre Tochter beim Arm. Es fiel nicht auf, daß sie verschwanden, denn die Gäste unterhielten sich gut. Sie ging mit ihr hinauf in ihr Schlafzimmer, um ihr einen neuen Hut zu zeigen:

— Man sieht dich doch nie mehr.

— Aber, Mama, wir sind ja heute da.

— Ja, aber sonst. Ich habe in der ersten Zeit nichts gesagt, denn das ist wohl immer so. Aber du könntest mich doch auch mal abholen.

— Ich bin immer mit meinem Mann.

— Und ich bin immer allein.

— Ich dachte, Papa . . .

— Ach was, ich dachte es auch, aber es ist geblieben,

wie es war. Nun, mich soll's ja freuen, wenn du glücklich bist.

Dabei öffnete sie einen Spiegelschrank, in dem der Hut im obersten Fach gelegen, und tat ihn zu den andern dort. Als sie die Türe schloß, sah sie in der großen Scheibe ihre Tochter mit gesenktem Kopf in Gedanken stehen, und sie sagte leise:

— Minne?

Die gab keine Antwort. Frau Eilers drehte sich herum:

— Minne, du bist ja ganz zerstreut.

— Nein, nein, ich dachte nur an was.

Die Mutter legte ihre beiden Hände der etwas kleineren Tochter auf die Schultern:

— Sage mal, bist du eigentlich glücklich?

Es kam so plötzlich heraus, daß die junge Frau im ersten Augenblick erstaunt schwieg, dann antwortete sie gedehnt:

— Ja, Mama!

— Ich meine, er ist doch gut gegen dich?

Minne sah ihre Mutter an:

— Ja, er ist gut, sehr gut, er ist, ach was . . . ein Mann muß eben so sein.

Ihre Mutter ließ sie los und ging zum Ausgang:

— Nun, wenn du glücklich bist . . .

Hinter ihr klang:

— Was ist Glück!

Frau Eilers strich sich das Haar an den Schläfen zurück, an denen sich die ersten grauen Fäden zeigten, und rief bitter:

— Ja, was ist Glück! Da mußt du mich nicht fragen, ich weiß es nicht.

Minne sprach langsam:

— Was soll man mehr wünschen? Heinrich liebt mich, er ist . . . nicht gerade . . . ach was, er liebt mich, er schenkt mir alles, was ich will. Ich muß also zufrieden sein.

— Na, dann will ich auch zufrieden sein, wenn du mit deinem Manne ausgehst und so wenig zu mir kommst. Ich werde mich eben an meine Einsamkeit gewöhnen müssen.

Minne zog ihre Mutter von der Türe, an der sie schon stand, zurück:

— Aber Mama, du mußt nicht immer so bitter sein. Du hast doch alles.

Ihre Mutter sah sie groß an:

— Alles? Nichts meinst du! Hat dein Vater je gefragt, was in meiner Seele vorgeht? Hat er je den Versuch gemacht, mir etwas beizubringen? Ich weiß, ich habe nichts gelernt, ich weiß auch, ich hätte dich anders erziehen sollen. Was mir fehlte, hätte ich eben dir geben sollen. Aber wie kann man das? Kein Mensch kann über sich hinaus. Dein Vater hat mir nie geholfen. Dein Vater hat sein Leben gelebt, und ich sollte meines leben. Seines war Kant, Schopenhauer, Hegel und wie die Esel alle heißen, denn es sind gewiß Esel gewesen, wie er auch einer ist, wie es die geistigen Arbeiter, die Gelehrten, die Philosophen, oder wie die Sorte heißt, überhaupt alle sind. Wie es sein Liebling ist, der von uns Frauen die Unverschämtheit gesagt haben soll, die dein Vater beliebt uns unter die Nase zu reiben, wenn er eklig ist: ‚das Geschöpf mit dem langen Haar und dem kurzen Verstand'. Siehst du, ich habe niemand, ich habe keinen Menschen, ich bin ganz allein jetzt.

Mit einem Male begann sie zu schluchzen, setzte sich auf einen Stuhl an der Tür und rang nach Luft.

Minne ging zum Waschtisch, holte einen feuchten Schwamm, tupfte der Mutter die Stirne, dann hielt sie ihre Hand:

— Mama, du mußt nicht so unglücklich sein, mir wird es auch mal so gehen. Uns allen geht es so. Ich will ja auch gern zu dir kommen. Wir wollen mal gleich verabreden.

Aber Frau Eilers blickte starr vor sich hin:

— Mir kann nichts mehr helfen. Siehst du, Minne, ein einziges Leben hat man, nur ein Leben lebt man, und ist das verpfuscht, dann ist es aus, fertig, dann gibt es weiter nichts als den Tod. Ach, ich möchte tot sein.

Nun kam ein erneuter Ausbruch von Weinen und Schluchzen. Als sie ruhiger geworden war und wieder sprechen konnte, begann sie sich selbst Vorwürfe zu machen, daß sie ihre Tochter zu früh weggegeben hätte. Sie hätte selbstsüchtiger sein müssen und Minne nicht verheiraten sollen. Aber sie hätte gewußt, daß die erheblichen Einnahmen ihres Hauses auch vertan wurden durch Geselligkeit und Reisen. Da hätte sie gedacht: ‚Er kann eines Morgens tot sein, und ich sitze da mit Minne.‘ Nun wäre der reiche Mann gekommen, und sie hätte gemeint: ‚jetzt heißt es zugreifen.‘

Darauf klagte sie wieder, sie hätte die Tochter bei sich behalten sollen, dann würde sie jetzt nicht so unglücklich sein. Sie fand sich selbst viel zu gut, zu weich, für andere besorgt. Das sei das ganze Unglück ihres Lebens. Endlich behauptete sie, es gäbe nichts auf der Welt mehr, das sie unterhielte, es wäre alles fade, albern und lächerlich. Kein Mensch kümmere sich mehr um sie, sie sei nun alt und abgetan. Dabei warf sie aber doch einen Blick

in den Spiegel und tupfte sich die letzte Tränenspur fort, um besser zu sehen.

Minne kannte diese Stimmungen. Sie machten ihr keinen allzugroßen Eindruck mehr. Sie dachte im stillen an die Gäste unten. Ihr war, als würde musiziert, jedenfalls klang Klavierspiel, sie meinte sogar Gesang zu vernehmen. Sie wollte hinunter, wo man sich unterhielt, und nicht länger diese törichten Klagen anhören. Plötzlich stand des Leutnant von Proveis Gesicht vor ihren Augen, dieses braune Gesicht mit den glänzend enggefügten Zähnen, diese schlankgewachsene Reiterfigur, die nicht etwas so Täppisches, Lächerliches, Übertriebenes hatte wie die ihres Mannes. Und ein Kitzeln war in ihr, der Gedanke, sie wollte ihn wiedersehen, wollte das Wortgeplänkel von vorhin weiterführen. Sie strich ihrer Mutter begütigend über die Schulter und sagte ganz unvermittelt:

— Mama, was sollen die unten denken, wir müssen hinunter! Aber man darf nicht sehen, daß du geweint hast! Bleibe noch ein bißchen hier, erhole dich, ruh dich ordentlich aus.

Sie drückte ihrer Mutter einen flüchtigen Kuß auf die Wange, öffnete die Tür, und als man nun wirklich eine Singstimme vernahm, sagte sie im Gehen:

— Weißt du, Mama, eine von uns muß unten sein. Mach dir keine schwarzen Gedanken!

Sie huschte hinaus, und die Tür, die ihren Händen entglitten war, schlug, durch den Luftzug auf dem Gange, schwer ins Schloß.

Frau Eilers war mit einem Mal frisch und gesund. Sie war wütend auf ihre Tochter. Ihre Tochter, die kaum Interesse für ihren Kummer gezeigt! Und in dem Gefühl der Selbstsucht ihres Kindes streckte sie die Hände aus und rief der Verschwundenen nach:

— Immer nur du, nur du!

Als Minne herunter kam, ging ihr Heinrich entgegen. Aber allein vom Gedanken beherrscht an den Leutnant, mit dem sie sprechen wollte, war sie kurz gegen ihn. Er sagte:

— Nicht wahr, es ist dir doch recht, ich habe die Fahrt nach Potsdam abgelehnt. Du schienst keine Lust zu haben.

— Wieso denn? Natürlich will ich!

Sie ließ ihn stehen, und er ging dienstfertig hin, den Damen zu erklären, daß sie sich doch beteiligen wollten.

Leutnant von Proveis stand mit Frau Bröking dicht neben einer Stehlampe mit hohem Fuß, und in der Blendung des scharf einfallenden Lichtes erschien sein blonder Kopf so weiß wie der gepuderte seiner Dame. Ein junges Mädchen sang, während Doktor Redenbach, der alles zu können schien, sie begleitete. Als Leutnant von Proveis und Frau Bröking laut lachten, wandte sich der Spieler mißbilligend um:

— Aber, darf ich bitten.

Der Offizier bekam einen roten Kopf. Er wandte sich ab, und die kleinen Räder seiner Sporen klirrten, wie er über den Teppich in das Nebenzimmer schritt. Zufällig kam er Minne entgegen. Er sagte ärgerlich:

— Nicht mal mehr unterhalten kann man sich wegen des Gegröhles.

— Was gab es denn?

— Ach, da jodelt eine, und da darf man nicht sprechen.

— Mit wem sprachen Sie denn?

— Ich unterhielt mich mit Frau Bröking. Sehr gut unterhielt ich mich. Die ist doch wirklich eine reizende Frau.

Minne betrachtete ihn wie ein wenig eifersüchtig:

— Sie gefällt Ihnen wohl?

Er sah Frau Reiß an:

— Mir gefällt alles, was jung, hübsch, frisch und gut gewachsen ist! Dazu ist man ja auf der Welt.

— Sie hat doch schon weißes Haar.

— Ach was, Montag weiß, Dienstag schwarz, Donnerstag rot, Freitag — Sonnabend — Sonntag blond! Die Frauen sind doch eine wundervolle Erfindung.

Minne ärgerte sich:

— Sie ist verheiratet!

Er bekam plötzlich wieder seinen kecken Ausdruck, seine Nasenflügel blähten sich leicht. Während er sprach, zog er eine Zigarette hervor und strich ein Streichholz an:

— Sie sind doch auch verheiratet.

Minne wurde etwas unsicher:

— Gewiß, und was geht Sie das an?

— Es ist schade!

— Meinen Sie, ich sollte nicht verheiratet sein?

— Das kommt darauf an.

— Was soll das heißen?

— Es ist vielleicht ganz gut so.

Die Zigarette brannte, und er blies den Rauch zur Seite; doch der wehte sie trotzdem an, und der Offizier suchte nun die Wolken mit der Hand zu vertreiben. Da sie zur gleichen Zeit eine Bewegung machte, trafen seine Finger ihren Arm. Er drehte sich herum, damit der Rauch nach einer anderen Richtung zöge. Als er das Zimmer übersehend niemand erblickte, kam ihm eine jähe Regung, und er dachte an die Worte, die Minne vorhin gebraucht. Er nahm ihren Arm und küßte sie wieder wie damals als Mädchen auf die Schulter. Sie wandte sich scharf herum:

— Das ist frech!

Er neigte den Kopf:

— Strafen Sie mich.

Sie wußte nicht was sie tun sollte. Er sah sie an, den Kopf zurückgebogen, ein wenig spöttisch:

— Sehen Sie, Sie wissen keine Antwort! — Dabei ließ er den Mund offen stehen, daß unter dem Schnurrbärtchen und zwischen den roten Lippen wie eine weiße Mauer die glänzenden Zähne standen.

Da zuckte ihr sehniger Körper.

— Wie du mir, so ich dir!

Dabei hatte sie, als ob sie ihn küssen wollte, die Wange an seine Backe gepreßt. Er aber umschlang sie und suchte den Mund der sich Sträubenden. Ihre Lippen ruhten aufeinander. Sie schloß die Augen, und eine prickelnde Seligkeit durchströmte ihren Körper. Als er sie losließ, sah sie sich um. Kein Mensch war in der Nähe. Sie wußte kaum, wie das geschehen. Sie empfand einen Augenblick etwas wie Reue. Sie ärgerte sich über sich selbst. Sie dachte an ihren Riesen, noch mehr vielleicht daran, daß sie sich etwas vergeben, und blickte erschrocken in das scharfe, braune Gesicht des jungen Offiziers, das ruhig lächelte, als sei nichts geschehen. Minne wollte irgend etwas sagen, wollte entschuldigen, wollte erklären, wollte bitten, er möge schweigen. Eine jähe Angst überkam sie, es könne doch jemand gesehen haben. Wie sie noch zögernd dastand, sprang er plötzlich auf sie zu und preßte sie noch einmal an sich. Diesmal stemmte sie die Hände abwehrend gegen ihn, aber er zwang ihr mit überlegener Kraft Mund auf Mund, und dann, als er sie losließ, sagte er nur:

— So.

Dies ‚So‘ aber klang wie eine Befriedigung, gleich einem Siege, dies ‚So‘ ging ihr durch und durch wie ein Stich.

In diesem Augenblick klang das Klavierspiel von drinnen wieder laut, und die helle Sopranstimme des jungen Mädchens jubelte irgend einen Sehnsuchts- oder Liebesschrei ihres Liedes hinaus. Minne war es, als müsse sie den Mann schlagen, von sich stoßen. Sie wollte ihm befehlen, das Zimmer zu verlassen — die Sprache versagte. Das einzige, das sie fand, war, daß sie die Finger auf ihre bebenden Lippen legte zum Zeichen des Schweigens. Während er hinausging in das Nebenzimmer, wo sie musizierten, senkte sie den Kopf und blieb mit krummem Rücken stehen, die Stirn gerunzelt, den Mund halb offen, in dumpfer Betäubung, und dachte: ‚was ist eigentlich geschehen‘?



— Ich muß mich einmal um meine Mutter kümmern. Sie fühlt sich verlassen. Ich habe sie wirklich in dem Jahr etwas vernachlässigt, mein guter Riese!

Minne lehnte seine Begleitung ab. Sie wollte allein ausgehen. Als sie sich herumdrehte, sah sie sein betrübtes Gesicht, und mit einer schnellen Regung kehrte sie noch einmal zurück und reichte ihm die Hand:

— Sei nicht böse!

Er küßte ihre Fingerspitzen. Dann faßte er sie mit den beiden Riesentatzen um die schmale Taille, daß vorn die Daumen und hinten die Mittelfinger sich trafen, und hob sie empor, gleich einer Feder:

— Ich böse sein? Minne, du kannst tun, was du willst — es ist immer gut, denn ich habe dich lieb.

Er setzte sie vorsichtig nieder, als halte er eine zer-

brechliche Porzellanfigur. Dann ging er in sein Zimmer ans Fenster, um ihr nachzublicken. Einen Augenblick darauf kam sie vorüber mit ihren langen, etwas wippenden Schritten, ihrer Art, Schultern, Taille und Hüften zu wiegen. Den Schirm hielt sie im Arm. Sie war eben dabei sich die Handschuhe anzuziehen. Trotzdem glitten ihre Blicke hin und her auf der Straße. Der Riese sah sie nur ein kleines Stück gehen. Er trommelte mit den Fingerspitzen gegen die Scheibe, daß sie aufblicken möchte, aber sie hörte es wohl nicht wegen des Lärmes der Straße. Heinrich Reiß setzte sich an den Schreibtisch. Er blickte hinüber zu seiner Bibliothek, wo alle Museumskataloge der europäischen Sammlungen standen, alles Beste, das über Malerei, Bildhauer- und Baukunst seit Jahrhunderten geschrieben worden war.

Eine Reihe von Manuskripten lag auf dem riesigen Schreibtisch, mit der schrägen, feinen Damenschrift des Riesen bedeckt, die man seinen gewaltigen Fingern kaum zugetraut hätte. In peinlichster Ordnung waren sie gereiht, auf jedem ruhte ein Briefbeschwerer: der abgebrochene Arm eines antiken Götterknaben, ein Juno-Kopf mit verstümmelter Nase, Renaissance-Bronzen: hier Desiderio da Settignanos David mit dem abgeschlagenen Haupte des Goliath, dort ein Herkules, den man Girolamo Campagna oder seinem Meister Sansovino zuschrieb, und endlich ein Apollo, mit überreichem, etwas kleinlichem, den Goldschmied verratenden Fuße, das Wertvollste auf diesem Schreibtisch, denn Benvenuto Cellini hatte ihn gebildet. Der Riese rückte die Papiere hin und her, hob einen Stein ab, blätterte, deckte die erste Seite wieder zu. Er dachte daran, seine Arbeiten wieder zu beginnen. Da lag ein Aufsatz über Bartholomäus Zeitblom, aber er war nicht fertig geworden.

Dort wartete das vollendete Manuskript einer Monographie des Michael Pacher. Nur der letzte Schliff zur Druckreife fehlte.

Reiß war Privatgelehrter, der das alles zu seinem Vergnügen schrieb. Kein Berufszwang stand hinter dem reichen Manne. So fleißig er früher gewesen, in diesem Jahre hatte er einmal sich selbst gelebt, sich selbst und seiner jungen Frau. Nun blätterte er fast neugierig in den Papieren, die er hatte liegen lassen. Sie waren ihm fremd geworden, alle diese Arbeiten, die ihn Jahre der Beobachtungen, der Reisen, Tage und Nächte einsamer Arbeit am Schreibtisch gekostet hatten. Er fand sie wieder gleich lieben Freunden, mit denen es sich verlohnt, von alten Zeiten zu sprechen, und die einem doch seltsam vorkommen, da man inzwischen zu anderen Gedanken gelangt ist. Als er einzelne Stellen traf: eine Kennzeichnung des Michael Wohlgemut, eine Bemerkung über die Ribera im Prado-Museum, als er Wertungen wieder fand von Martin Knollers Deckengemälden im Kloster Ettal, da las er die Seiten, als hätte sie ein Dritter geschrieben, und allmählich erwachte seine Teilnahme. Seine Gedanken kehrten immer stärker zur Berufsarbeit zurück, und nur noch einen Augenblick dazwischen, wenn er etwas fortlegte und ein neues aufnahm, stand ihm die Gestalt seiner jungen Frau vor Augen. Dann lief er ans Fenster, als wolle er sie kommen sehen. Doch er setzte sich abermals hin und nahm ein neu erschienenes Buch über Briefe des Bramante, die vor kurzem in der vatikanischen Bibliothek aufgefunden worden waren. Seit Tagen hatte er schon damit geliebäugelt, aber Minne hatte es ihm fortgenommen und schmeichelnd gequält: ‚Laß doch das dumme Lesen!‘

Nun nahm er das dünne Heft unter den Arm wie

einen kostbaren Schatz und ging durch das Zimmer, um sich am Fenster der anderen Seite in einen mit mittelalterlichem, rotem Samt bezogenen, feierlichen Dogenstuhl niederzulassen.

An den Wänden hingen alte Holländer und Italiener in schwarzem oder altgoldenem Rahmen ihrer Zeit. Da gab es einen feinen van der Meer: die ‚Dame im Spitzenkragen', einen Rubens mit leuchtendem Fleisch, in lachender Lebensfreude. Rechts und links zwei Wouvermann: wilde Lager- und Reiter-Szenen, ein düsterer Wolkenhimmel darüber. An der anderen Wand, den Italienern vorbehalten, hing eine Terrakotta, farbig glasiert: ‚Maria in der Glorie', der Himmel blau, der Früchtekranz in allen Farben, um diese ein Fresko von Mantegna, ein junger Mann mit rotem Barett in langem, schwarzem Haar und mit tiefliegenden dunkeln Augen, sorgfältig mit dem Tuche von der Wand gelöst, dann: Fra Bartolommeos ‚Beweinung', endlich eine Pietà des Ghirlandajo. Gegenüber hingen frühe Deutsche: Stefan Lochener, Martin Schongauer und Hans Schüchlin. Und in beiden Ecken standen Holzfiguren: Juan Martinez Montañez' ‚Schmerzensmann' und das Meisterwerk des Tilmann Riemenschneider: ‚der Würzburger Bürger Sebald Schütz'.

Der Riese hatte sich in seinem Stuhle ausgestreckt, er genoß die wundervollen Briefe des großen, stolzen, selbstbewußten und doch wieder so bescheidenen Meisters. Je weiter er las, desto mehr ward er gefesselt. Immer tiefer sank er in seinen Sessel zurück, immer weiter rutschten die mächtigen Gliedmaßen vor, und seit langer Zeit zum ersten Mal hatte er seine junge Frau vergessen. Es war still in seinem Zimmer, die alte, vergoldete italienische Kassettendecke, die er hatte einsetzen lassen, warf matten Widerschein

herab. Die seit Jahrhunderten verstorbenen Meister verbreiteten in ihren Werken Andacht und Frieden in diesem Zimmer, durch das sonst einer immer beweglichen, jungen Frau ewiges Kleiderrascheln erklungen war. Der Riese las und las, es war, als sei er mit seinen Gedanken völlig zur Vergangenheit zurückgekehrt. Ein leises Lächeln stand auf seinen Lippen: das geistiger Befriedigung. Als er den letzten Satz erreichte, blätterte er zurück und begann von neuem, diesmal langsamer noch und eindringlicher, denn er hatte bisher mit einer Art Hunger die Seiten überflogen. . . .

Seine Frau aber schritt durch den lichten Sommertag, im Blenden der Sonne auf dem Asphalt. Sie spannte den Schirm auf und ging langsam, die Häuser verlassend, in den Tiergarten hinein.

Sie wollte ihn durchqueren, um ihre Mutter zu besuchen, aber in der Charlottenburger Allee blieb sie stehen und sah ein paar Reitern nach, die vorüberkamen. Die Wagen prüfte sie auf Anspannung, Pferde, vor allem aber auf die Toiletten der Damen, die darin saßen. Das machte ihr solchen Spaß, daß sie ganz von selbst zum Brandenburger Tore weiterging. Bedächtige Spaziergänger kamen ihr entgegen, hie und da hielt einer den Strohhut in der Hand oder tupfte sich die Stirn. Es schien immer wärmer werden zu wollen. Minne verlangsamte den Schritt, sie reckte sich im Gehen, sie blickte sich mit leuchtenden Augen in all dem Treiben des Nachmittags um, und als sie nun das Brandenburger Tor erreichte und die Anzahl der Wagen, die vom Königsplatz, vom Reichstag, aus der Königgrätzerstraße und von Charlottenburg kamen, wuchs und wuchs, hatte sie längst ihre Absicht vergessen, ihre Mutter aufzusuchen.

Beim Hotel Bristol blieb sie an einer Auslage stehen und betrachtete das weltstädtische Leben, das sich am Eingang entwickelte, wo Equipagen ankamen, Automobile hielten. Sie musterte die Hüte, den Rockschnitt der Damen, sie betrachtete ein paar schlanke, junge, gut angezogene Herren, die in das Straßengetriebe hinaussahen. Unwillkürlich kam ihr der Gedanke, wenn ihr Riese jetzt hier stünde, der gewiß zwei Kopf größer war als diese stattlichen Leute! Dabei wünschte sie unwillkürlich, er möchte kleiner sein, und wäre es nur um einen Kopf. Und sie empfand mit einem Male eine gewisse Genugtuung allein zu sein. Die Leute drehten sich nicht mehr um. Sie sah nicht, wenn sie sich daran nun auch gewöhnt hatte, die lächelnden Gesichter, die der Riese doch stets hinter sich ließ. Wenn jetzt irgend jemand sich umwandte, so wußte sie, es galt ihr, ihrer Figur, ihrer Erscheinung. Das reizte ihre Eitelkeit, und nachdem sie an die Friedrichstraßen-Ecke gekommen, kehrte sie um und ging langsam wieder zurück.

Sie hatte einen Herrn nun schon drei oder vier Mal an sich vorübergehen sehen, und sie dachte: Was will er denn? Sie blieb bei Bister stehen und betrachtete die Umhänge, Wäschestücke, Schirme, Hüte in der Auslage. Dabei stellte sie sich so, daß sie in der spiegelnden Scheibe sehen konnte, was hinter ihr vorging. Der Herr trug einen einfachen Strohhut mit schwarzem Band. Er war gut gewachsen, nicht mehr ganz jung, wie es ihr schien. Jetzt stand er drüben am Fahrdamm. Nun näherte er sich ihr langsam und betrachtete aufmerksam einen roten Sonnenschirm, der just neben ihr im Schaufenster aufgespannt stand.

Auch sie blickte auf den Schirm. Es prickelte in ihr: Was wird er jetzt machen? Während sie scheinbar gerade-

aus sah, schielte sie hinüber und entdeckte, daß er sie ansah. Sie wandte sich ab, denn sie mußte lachen. Das sollte er nicht sehen. Da ging er wie von ungefähr auf die andere Seite und musterte ein paar spitzenbesetzte, duftige Unterröcke, die in einem förmlichen Stoß, wie aus Versehen hingelegt, ihre kostspieligen Schönheiten zeigten. Wieder beugte sich der Herr vor, ihr ins Gesicht zu sehen. Seine Schläfen waren ergraut, auch durch den kleinen Schnurrbart zogen ein paar weiße Fäden.

Minne dachte: ‚Warte, alter Sünder!‘ und ließ ihren Sonnenschirm so sinken, daß er dem Herrn die Aussicht verwehrte. Da sagte dieser ganz laut:

— Schade!

Der jungen Frau wurde plötzlich angst. Sie ging eilig davon. Der Herr folgte ihr, überholte sie, blieb stehen, blickte nach der Uhr und sah ihr dann frech ins Gesicht. Es machte ihr unbändigen Spaß, und doch wagte sie nicht, ihn wieder anzublicken. Aber ein paar Augenblicke darauf war er an ihrer Seite, lüftete den Hut und sagte etwas zu ihr. Nun machte sie plötzlich ein strenges Gesicht und fragte, was sie sich längst vorgenommen im entscheidenden Augenblicke zu entgegnen:

— Soll ich einen Schutzmann rufen?

Sie hörte etwas von ‚Pardon‘. Mit einem Male war der Herr wie in den Boden hinein verschwunden. Nun ging sie auf dem Mittelweg der Linden, bog dann in die Friedrichstraße ein, blickte die Herren an, die vorüberkamen und dachte: ‚Also, so wird's gemacht. Ihr dumme Bande!‘ Aber sie wollte sich ausschütten vor Lachen über das Abenteuer.

Als sie durch die Leipzigerstraße zum Potsdamerplatz zurückkehrte, kam ihr der Herr, der sie angesprochen hatte,

wieder entgegen. Er ging mit einem anderen, stieß ihn an und schien ihm etwas mitzuteilen. Da ward es der jungen Frau nicht recht geheuer, und da eben im Schritt eine Taxameterdroschke vorüberfuhr, rief sie den Kutscher an und nannte in der Eile irgend eine Adresse, die ihr gerade einfiel.

Nun im sicheren Wagen blickte sie sich um, die dummen Gesichter der beiden zu sehen. Aber sie war schon zu weit fort. Den Sonnenschirm aufgespannt, das Gesicht gegen die Glut geschützt, fühlte sie sich so mollig, so zufrieden, daß sie sich am liebsten gereckt und gedehnt hätte, ganz zurückgelehnt in die Kissen. Sie dachte: ‚Es ist doch ganz amüsant allein!' Und sie nahm sich vor, bald wieder von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen.

Als sie sich ihrer Wohnung näherte, fragte sie sich: ‚Was wird wohl mein Riese machen? Er steht gewiß am Fenster und schaut nach mir aus! Er wird schon ganz unglücklich sein! Schadet nichts, es ist ganz gut! Nur die Männer nicht zu groß werden lassen.' Aber als sie am Hause vorüberkam und aufblickte, sah sie niemand. Das ärgerte sie ein wenig, denn sie wollte erwartet sein. Als sie in das Zimmer ihres Mannes trat, blickte er nicht einmal auf, sondern seine Riesengestalt lag in einem Stuhl, die Beine bis in die Mitte des Zimmers vorgestreckt. Sie schlich über den Teppich unhörbar heran und blieb eine Weile stehen. Er war so vertieft, daß er nichts merkte. Sie räusperte sich — er rührte sich nicht. Nun machte sie ganz laut: „Hm'. Er fuhr auf, sprang in die Höhe. Im ersten Augenblick schien er nicht zu wissen, wo er sich befand, dann aber warf er das Buch auf den Tisch:

— Minne, du?

— Du bist ja ganz verdöst.

Er dehnte sich:

— Ich habe gelesen!

Minne war, als sei der Empfang nicht ganz so wie sonst. Ihr kam das dunkle Gefühl: du mußt Herr bleiben. Sie stützte den Schirm mit der feinen Spitze auf den alten Stuhl und drehte ihn, als wolle sie in den Samt von vierzehnhundert ein Loch bohren:

— Man hat mich wohl gar nicht vermißt?

— Minne!

Er öffnete beide Arme, doch sie wehrte ab:

— Mein Kleid! Es kriegt sonst Falten!

Gefügig nahm er nur ihre Hände und zog sie an die Lippen. Dann stellte sie den Schuh neben die Spitze des Schirmes:

— Mein guter Riese, das Band ist aufgegangen!

Er beugte sich herab:

— Es ist ja zu.

Es blitzte in ihren Augen:

— Es ist nicht gut gebunden! Mach auf. Binde es besser!

Er kniete nieder, und mit seinen großen, dicken Fingern suchte er das Band zu lösen, zog dann den Senkel fester an und machte eine Schleife. Sie aber sagte scherzend, indem sie ihm mit dem ausgezogenen Handschuh auf die Schulter schlug:

— Fix, fix, fix, das ist zu langsam.

Dann ging sie ihrem Schlafzimmer zu. Er wollte folgen, doch sie befahl wie eine Fürstin:

— Etwas später, ich will mich allein umziehen.

Als sie verschwunden war, nahm er das Buch vom Stuhle, legte es auf den Schreibtisch und stellte den Junokopf darauf. Er war wirklich ganz benommen vom eif-

rigen Lesen. Er sah nach der Uhr und war ganz erstaunt, wie spät es war.

Am Abend verlangte sie nach Halensee zu fahren. Eine Automobildroschke wurde gerufen, und beim Konzert einer Zigeunerkapelle, bei Operettenweisen und falscher Pußtamusik hatte er Bramantes Briefe vergessen.



— Na, gnädige Frau, es ist höchste Zeit, daß Sie wieder da sind, — sagte Leutnant von Proveis.

Minne antwortete:

— Man muß doch den Sommer fortgehen, — und sie erzählte von der Schweiz. Er hörte nur mit halbem Ohre zu, dann schimpfte er über die Herbstübungen, die schlechten Betten, das schauderhafte Essen bei den Bauern, er habe kein menschenwürdiges Quartier gehabt die ganze Zeit. Minne lachte:

— Wären Sie mit uns gekommen!

— Kann ich doch nicht.

— Wenn ich's meinem Mann sage?

— Ja, ich kriege aber doch keinen Urlaub. Und dann . . .

— Und dann?

— Na, und dann haben Sie doch Ihren Herrn Gemahl!

Er blickte sie frech an.

Sie gab im gleichen Tone zurück:

— Den habe ich ja immer.

— Darf ich ihn nicht mal ablösen?

— Bitte!

— Wo, wie, wann?

— Wir wollen zusammen spazieren gehen!

Und sie verabredeten die Stunde.

Sie trafen sich am Potsdamer Platz. Er trug Zivil. Sie wunderte sich. Er meinte, es sei bequemer. Dann bummelten sie miteinander durch die Straßen, genau so, wie sie mit ihrem Riesen ging. Einmal sahen sie Frau Bröking und Frau Bensemann von weitem, aber die beiden Damen standen vor einem Laden und gewahrten sie nicht. Minne zog ein Gesicht:

— Ach, hier ist es langweilig!

— Wo wollen Sie hin?

Ihr kam ein Einfall:

— In Viertel, die ich gar nicht kenne.

— Also, wo wäre das?

— Da so hinterm Schloß, über das Rathaus hinaus.

— Gut.

Nun gingen sie am Neptunsbrunnen vorbei, dann unter den roten Ziegelmauern des Rathauses hin und verloren sich bald in Straßen, die sie beide nie betreten hatten. Der Reichtum der Läden ließ nach, sie sahen kein bekanntes Gesicht mehr, keinen Menschen, den sie hätten grüßen müssen. Es war, als befänden sie sich in einer gänzlich andern Stadt. Nach einiger Zeit hatten sie keine Ahnung mehr, wo sie sich befanden. Er sagte:

— Das ist wie in einem Urwald.

Sie lachte:

— Aber es ist sehr amüsant.

Ein paar Maurer mit bespritzten Stiefeln und Hosen kamen an ihnen vorbei, und da sie der eleganten Dame, die den ganzen Bürgersteig allein zu beanspruchen schien,

nicht auswichen, so hätten sie Minne beinahe umgerannt. Ein halbwüchsiger Bursche grinste sie an und machte eine laute Bemerkung zu einem anderen kaum zehnjährigen Bengel, der eine große Zigarre schief hängend im Maule trug.

Der Leutnant sagte wütend:

— Unverschämte Gesellschaft!

Der Bengel blieb stehen und schimpfte hinter ihnen drein. Aber Leutnant von Proveis verstärkte nur seine Schritte. Minne hatte den Gedanken, er solle sie schützen, doch er bot ihr den Arm:

— Mit solchen Bengeln ist keine Ehre zu holen.

Da gingen sie immer weiter Arm in Arm. Er hielt ihre Hand. Die Knöpfe ihrer Handschuhe waren offen. Minne pflegte sie nie zu schließen, so daß sich meist das Leder umstülpte. Ihr Mann knöpfte sie mit seinen großen, ungeschickten Fingern gewöhnlich zu. Der Leutnant tat das Gegenteil, er streifte ihr den Handschuh immer weiter ab, dann küßte er sie auf den Handrücken. Sie gab ihm einen Klaps auf die Finger. Aber er ließ nicht nach. Sie verbat es sich. Er lachte:

— Irgend wohin muß ich Sie doch küssen.

— Ist das nötig?

Er blieb stehen und machte ein ganz ernstes Gesicht:

— Unbedingt.

Da hing sie sich wieder ein, und sie setzten ihren Weg fort, indem sie zu ihm sagte:

— Sie sind doch zu komisch manchmal.

Immer weiter fort ins Unbekannte führten sie die Straßen, immer weniger hatten sie eine Ahnung, wo sie sich befanden. Es war allmählich dämmerig geworden, und hie und da brannten die Laternen. Er fragte:

— Sind Sie müde?

— Vielleicht ein bißchen.

— Wollen wir uns setzen?

— Wohin?

— Wir müßten in ein Restaurant gehen.

Sie warf die Lippen auf:

— Hier?

Der Leutnant blickte sich um:

— Vielleicht gibt es doch irgend ein Lokal . . . Sehen Sie mal da.

Einem großen, palastartigen Bau, einem Gerichts- oder Verwaltungsgebäude gegenüber sahen sie ein, wie es schien, nicht übles Bräu mit kleinem, schmalem Vorgärtchen. Sie gingen über die Straße. Mit zwei Fingern bog er die Efeuwand auseinander, die nach dem Bürgersteige zu die Sitzplätze gegen Straßenstaub und Blicke der Vorübergehenden schützte:

— Ganz anständig.

Einen Augenblick später saßen sie an einem Tische, der von laubenartigen Wänden umgeben war. Er bestellte Bier, und da sie behauptete, Hunger zu haben, zwei illustrierte Brötchen. Nun aßen sie in dem kleinen, abgeschlossenen Raume wie ein gutes Ehepaar zusammen. Es war nicht eben hell, denn ein elektrischer Arm, der je zwei dieser Nischen erleuchten mußte, war durch die schiefgestellten Kästen der Efeuwand fast verborgen. Auf dem Tisch lag eine rote Decke mit unverkennbaren Spuren der Mahlzeit anderer Gäste. Die Bieruntersetzer zeigten eine Anzahl brauner Halbmonde von den Gläsern. Minne zog ihr Taschentuch und wischte den Rand ihres Bierseidels ab. Dann stießen sie an:

— Prost.

Sie nippte ein wenig von dem dunklen Naß. Mißtrauisch betrachtete sie das Brötchen, das tadellos sauber war, und sagte, Messer und Gabel an der sich feucht anfühlenden Serviette abwischend:

— Es ist ganz amüsant auch mal so was.

Aber trotz ihres Hungers aß sie nur wenig: an die vornehmen Restaurants gewöhnt, meinte sie, in solch entferntem Stadtteil müsse alles schmutzig sein.

Leutnant von Proveis war sorgsam um sie bemüht. Er räumte die Teller beiseite und breitete seine Serviette als Tischtuch aus. Da sie auf ihrem Stuhle unbequem saß, tauschte er mit ihr den Platz, und immer ab und zu nahm er ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Ein paarmal schlug sie ihm auf die Finger, aber allmählich ließ sie es ruhig geschehen. Da hörte man plötzlich nebenan Stimmen. Jemand rief wütend:

— Ach wat, det Aas soll nur kommen, ick hau ihm eene runter.

Minne schmiegte sich an ihren Begleiter. Sie sah ängstlich nach der Efeuwand und flüsterte:

— Ich habe Angst.

Er legte den Arm um sie:

— Ach, seien Sie ganz ruhig! Was soll denn geschehen? Ich bin ja da.

Sie blickte ihn an, als dächte sie, ja, dann kann ich in der Tat ruhig sein. Nun sprachen sie nichts mehr, sondern blieben unbeweglich sitzen, dem Gespräch nebenan lauschend, das offenbar von angetrunkenen Leuten geführt wurde, aber doch nur scherzhaft gemeint war. Allmählich beruhigte sich die junge Frau.

Der Leutnant hatte sie immer weiter umfaßt und berührte mit den Lippen ihr Haar. Dann senkte er den

Mund auf ihren Hals. Sie zog die Schultern in die Höhe und schüttelte sich:

— Aber was machen Sie denn?

Er küßte sie wieder. Sie lachte:

— Es kitzelt so.

Dann plötzlich drängte sie ihn von sich fort:

— Nein, nein, bitte! Sonst muß ich ernstlich böse sein.

Er preßte sie an sich:

— Ach, Sie sind ja doch nicht bös.

— So, na, das wollen wir mal sehen!

Er hielt sie fest. Sie bog und wandte sich, und es kostete ihn Anstrengung, den Arm um sie geschlungen zu behalten.

In diesem Augenblick sah man an der Efeuwand zwei Hände die Blätter vorsichtig zur Seite schieben. Minne fuhr zurück und blickte starr hinauf:

— Da!

Der Offizier sagte:

— Na nu!

Im selben Augenblick schlugen die Blätter wieder zusammen. Die Hände waren verschwunden.

Minne stand auf:

— Nein, das ist mir unheimlich.

Sie schmiegte sich ängstlich an ihren Begleiter:

— Mein Gott, wir müssen ja bei denen vorbei.

— Das schadet doch nichts.

— Aber dann geben Sie mir den Arm.

Sie hing sich ein, und während sie vorüberhuschten, senkte sie den Kopf, als fürchte sie, erkannt zu werden. Doch die fröhliche Gesellschaft nebenan war so mit sich beschäftigt, daß keiner sich auch nur umwandte.

Der Leutnant hatte als Bezahlung drei Markstücke

auf dem Tische liegen lassen. Sie traten auf die Straße. Elektrische Bahnen sausten vorbei, Menschen drängten sich, der Lärm von Wagen, Sprechen klang ihnen betäubend entgegen. Es war vollkommen Nacht geworden.

Minne fragte ängstlich:

— Um Gottes willen, wieviel Uhr ist es denn?

Er sah nach und preßte die Lippen zusammen:

— Ach was, machen wir schnell. Wissen Sie was? Es ist besser, wir nehmen eine Droschke.

— Gut, aber Sie steigen vorher aus.

— Ich bringe Sie hin.

— Nein, Sie steigen vorher aus.

Er rief einen Taxameter an. Ehe er die Adresse angeben konnte, sagte sie:

— Aber die Ecke vorher.

Der Kutscher brummte:

— Na, von was denn die Ecke?

Leutnant von Proveis nannte eine falsche Straße. Dann stiegen sie ein, nachdem der Kutscher das Dach hochgeklappt hatte. Die junge Frau blieb stumm. Immer fragte sie wieder: sind wir bald da? Er beruhigte sie, es würde nicht mehr lange dauern. Sie meinte:

— Das tue ich aber nie wieder.

Er fragte spöttisch:

— Haben Sie Angst vor Ihrem Mann?

— Es ist mir nicht angenehm!

— Steh'n Sie so unterm Pantoffel?

Sie antwortete ärgerlich:

— Deswegen braucht man doch nicht unter dem Pantoffel zu stehen!

Da bat er sie um Verzeihung und dankte ihr mit weicher Stimme für den schönen Tag, den sie ihm ge-

schenkt. Er preßte immer wieder ihre Hand und flüsterte, er würde diesen Spaziergang nie vergessen. Sie blieb stumm. In der Angst vor dem Nachhausekommen, in der Befürchtung, der Kutscher möchte nicht schnell genug fahren oder gar einen Umweg machen, die Taxe zu erhöhen, blickte sie zum Fenster hinaus, und ganz beschäftigt mit ihren Gedanken, achtete sie nicht darauf, daß er den Arm enger um sie legte und seine Hand tastend über sie hinglitt. Er zog sie näher und näher an sich. Schließlich lag sie eng an ihn geschmiegt. Da durchrieselte es sie, wie sie seine Nähe fühlte, und als die Wärme seines Körpers sie durchdrang, schien all ihr Wesen geändert. Sie gab nach, sie lehnte sich zurück. Er legte nun auch die andere Hand um ihren Leib. Als er unversehens ihre Brust berührte, zuckte sie zusammen. Es durchschoß sie heiß. Wie ein Schauer ging es über ihren Leib. Er aber preßte seine Lippen auf ihre Lippen, nicht mehr kurz und keck, sondern er ließ sie lange ruhen. Sie wollte ihn abwehren, sie hätte ihm am liebsten einen Stoß gegeben, aber all ihr Wille, all ihre Kraft schien gelähmt. Und wie sie seine Lippen sich einwühlend, saugend auf den ihren fühlte, wie sie der Bart kitzelte auf ihrer glatten Wange, schwanden alle Vorsätze, wich alle Empörung, und sie hatte nur noch ein jähes, brennendes Gefühl: sie liebte diesen Mann. Sie öffnete beide Arme und gab seine Küsse zurück. Ihr Kopf war nach hinten gesunken, der Hut hatte sich verschoben. Brust lag an Brust, Leib an Leib. Sie atmete zitternd, heftig, in Stößen. Sie vergaß. Sie wußte nicht, wo sie war. Ihr verlöschten die Sinne.

Da mit einem Male hielt die Droschke. Minne fuhr empor. Sie wollte sich aufrichten, aber da er sie nicht losließ, keuchte sie:

— Halt, halt, halt.

— Was ist denn?

— Um Gottes willen, wir sind da.

Sie griff an ihren Hut ihn zurechtzurücken, steckte die eine Nadel um, die sich verschoben, strich sich das Haar aus der Stirne, dann rief sie, als wollte sie den Kutscher beruhigen:

— Gleich, gleich.

Der Leutnant stand schon draußen. Sie hatte noch einen Augenblick Zeit, ihre Taille zurechtzuziehen, während er zahlte. Dann stieg sie aus, ganz Dame, ruhig, aufgerichtet, und ging nun neben dem Herrn her, als hätte er sie etwa von einem befreundeten Hause liebenswürdigerweise zu ihrer Wohnung geleitet. An der Ecke ihrer Straße sagte sie:

— Gute Nacht! Es ist besser, Sie gehen.

Sie blickte sich scheu um. Niemand war in der Nähe, als ein alter Herr drüben auf der anderen Seite, der den Kopf geneigt, den Stock in den auf dem Rücken verschränkten Händen, hinschritt, ohne sich umzublicken.

Leutnant von Proveis zog den Hut und küßte ihre Fingerspitzen:

— Ich danke Ihnen, gnädige Frau.

Sein Gesicht war ernst, seine Augen sprachen etwas wie Dank. Sie fragte nur noch:

— Sie kommen bald?

Er verneigte sich förmlich, dann machte er kehrt und ging davon. Sie aber schritt eilig ihrem Hause zu. Im stillen dachte sie, während ihr Herz wie ein Puls klopfte: ‚Um Gottes willen, was werde ich sagen.‘

Allerlei Gedanken kamen ihr: sie habe sich verirrt, sie sei bei einer Freundin gewesen, dann wollte sie ihre Mutter

vorschieben, oder vielleicht wäre sie von der Geheimrätin Lieser mitgenommen worden. Sie fühlte, daß ihre Wangen brannten, und sie hielt noch einmal im Flur des Hauses inne. Auf dem Treppenabsatz zog sie den kleinen Taschenspiegel heraus, rückte den Hut, strich Falten glatt am Kleide, und zum erstenmal, seitdem sie verheiratet war, knöpfte sie sorgfältig, ehe sie eintrat, die Handschuhe zu. Dann klingelte sie. Das Blut pochte ihr bis in den Hals hinauf. Sie meinte, kein Wort reden zu können, ihre Stimme würde ersterben.

Das Mädchen öffnete. Das beruhigte sie schon. Sie hatte den Diener erwartet, auf dessen Gesicht, wie sie meinte, immer ein spöttischer Zug stand. Ohne ein Wort zu sagen ging sie in ihr Schlafzimmer. Das Mädchen folgte.

— Ist der Herr Doktor zu Hause?

— Jawohl, gnädige Frau.

— In seinem Zimmer?

— Ich glaube, gnädige Frau.

— Hat er schon gegessen?

— Nein, gnädige Frau. Er hat gesagt, es soll gewartet werden.

— So.

Nun hatte sie festgestellt, daß sie ihn also noch heute abend sprechen würde, und sie fühlte sich viel beruhigter. Sie legte ihren Schirm auf den Tisch, zog die Handschuhe aus, stellte sich vor den Spiegel und bemerkte, daß sie gar nicht mehr rot war, wie sie gefürchtet hatte. Sie nahm die Bürste, strich noch einmal über ihr Haar, ergriff ein paar Nadeln, steckte es straffer, dann faßte sie einen Entschluß und ging hinüber in ihres Mannes Zimmer.

Er saß am Schreibtisch, so vertieft, daß er ihr Eintreten nicht bemerkte. Sie schlich sich auf dem Teppich

an ihn heran und blickte ihm über die Schulter. Er verbesserte Korrekturbogen irgend eines Kunstaufsatzes. Da deckte sie ihm von hinten plötzlich beide Hände über die Augen, verstellte die Stimme und fragte in tiefem Alt:

— Wer ist da?

Er warf die Feder fort, daß sie rollend eine schwarze Straße über den Bogen zog, und rief, wie mit einem Jubelschrei:

— Minne!

Sie ließ los.

Er sprang auf, wuchs zur ganzen Höhe empor, umfaßte die kleine blonde Frau, hob sie bei der Taille hoch in die Luft, küßte sie und sagte, indem er sie wieder hinsetzte, die Arme um sie schließend:

— Gott sei Dank, du bist wieder da.



Wenn Minne nicht genau wußte, daß Leutnant von Proveis irgendwo gleichfalls eingeladen war, so sagte sie jetzt ab. Ihr Mann ging mit Vergnügen darauf ein, denn er freute sich über jeden Abend, den er zu Hause bleiben konnte.

Nachmittags aber behauptete Minne jetzt oft, sie müsse zu ihrer Mutter gehen, oder sie sei allein zu einem Damentee eingeladen. Sie ließ sich dann wohl von ihrem Manne hinbringen, ging auch hinauf, aber nach einer halben Stunde schützte sie irgend etwas vor, um sich zu entfernen. Dann traf sie wie von ungefähr Leutnant von Proveis, der zu diesen Ausflügen immer Zivil trug, zu einer Wanderung durch unbekannte Stadtviertel. Dort meinten sie am sichersten keine Bekannten zu treffen.

Währenddessen setzte sich der Riese an den Schreibtisch, betrachtete das Bild seiner Frau, das vor ihm stand, oder trat ans Fenster, hinauszuspähen, ob sie etwa heimkehre. Befriedigung, Heiterkeit, Ruhe war über ihn gekommen, wie er sie in seinen Junggesellenjahren nie gekannt: das Glück, zu wissen, er war nicht allein, er hatte eine Häuslichkeit, er besaß ein liebes Wesen, dem er seine Neigung zuwenden konnte. Dann ging der riesige Mann in seinem Zimmer auf und ab, die Stirn erhoben, und lächelte vor sich hin in all seinem Glück. Er freute sich auf den Augenblick, daß seine Frau wiederkäme, und doch freute er sich auch wieder darauf, am Schreibtisch zu sitzen bei seiner Arbeit. Nahm er dann seine Bücher vor, lag das Manuskript vor ihm, so hatte er alles rundum vergessen und war nur noch in der Welt seiner Gedanken. Jetzt standen wieder Aufsätze von ihm in den Kunstzeitschriften, genau wie einst, und man begrüßte sie, deren Verfasser nun anderthalb Jahre geschwiegen, umso freudiger, als es den Eindruck machte, als ob sein Stil sich noch verbessert hätte. Er war schwebender, freier geworden. Doktor von Loria sagte zu seinem Freunde: ‚Es ist ein Segen für dich, daß du so lange Zeit geschwiegen hast. Man verändert sich im Laufe der Jahre, und du bist wirklich ein anderer, du bist frischer und dabei reifer geworden.‘

Das spornte den Riesen zu erneuter Arbeit an. Jetzt blieb er gern daheim, ließ gern seine junge Frau allein ausgehen. Dann freute er sich um so herzlicher sie wieder zu sehen, und jedesmal, wenn er von seinen Papieren aufblickte, sagte er sich: bald wird es klingeln, und dann kommt meine kleine Minne. Er kannte sie an der Art, wie sie klingelte: kurz, scharf, hintereinander, ungeduldig

wie sie war. Er hob sie hoch, wie er jetzt immer tat. Ein paar Mal hatte es der Diener oder das Mädchen zufällig gesehen; nun störte es ihn nicht mehr, ob sie dabei waren oder nicht, er hob Minne hoch und trug sie in sein Zimmer. Ja, er nahm sie bisweilen wie ein Kind auf den Arm, und ihr Gewicht erschien ihm so gering, daß er die eine Hand freibehielt, während er die Tür aufmachte. Dann erzählte sie ihm, wo sie gewesen, was die Damen gesprochen, was der ihrer Bekannten tat oder jener getan hatte oder der dritte tun wollte, aber nie erwähnte sie den Leutnant von Proveis. Zuerst hatte sie sich mühsam Dinge überlegt, die sie ihrem Riesen sozusagen als Alibi-Beweis vorführen wollte. Doch der große, dumme Kerl glaubte ja alles, so bauschte sie denn nicht mehr Kleinigkeiten auf, sondern sie erfand mit reger Phantasie. Das machte ihr bald solchen Scherz, daß sie eine förmliche Freude empfand, ihm etwas vorzulügen. Ihr widerfuhren immer die abenteuerlichsten Dinge: wo sie hinkam, geschah ein Unglück, da stürzten Baurüstungen zusammen, da prallten Motorwagen mit siebzig Kilometer Geschwindigkeit gegeneinander; die Splitter flogen nur so herum, das Benzin spritzte und das Blut nicht weniger. Sie log das Blaue vom Himmel herunter. Wenn er dann einmal erstaunt sagte: ‚Ach, ist nicht möglich?‘ so war das für sie nur der Anlaß, etwas noch viel Tolleres vorzutragen. Dabei zuckte es um ihre Mundwinkel, ohne daß er es sah, und sie dachte: ‚Er ist doch zu dumm, mein guter Riese.‘

Sie achtete sorgsam auf seine Stimmung: wenn er einmal nicht ganz so war wie sonst, vielleicht weil ihm seine Arbeit nicht gut von der Hand gegangen, so wurde Minne aufmerksam und schlug ihm sofort vor, am Abend

mit ihr spazieren zu gehen oder auszufahren. Früh beim Reiten trafen sie regelmäßig Leutnant von Proveis. Dabei schien nichts Besonderes, denn Major von Randau oder irgend welcher andere Kamerad war auch von der Gesellschaft. Sie ritt mit dem Leutnant voraus, lange, einsame Waldstraßen durch den Grunewald. Manchmal entfernten sie sich so weit von den übrigen, daß man kaum noch ihre Stimmen hörte; dann blickten sich die beiden vorsichtig um, ob jemand in der Nähe sei, führten ihre Pferde dicht nebeneinander, der Leutnant hing die Trense über den Arm, beugte sich vom Sattel zur Seite, zog Minne an sich und küßte sie. Sie gab sich ihm jetzt so selbstverständlich hin, als müsse es so sein.

Leutnant von Proveis bat, sie wollten sich doch ‚länger treffen' wie er sagte, aber sie lachte ihn nur aus. Es schien ihr zu gefährlich. Er fragte:

— Verreisen Sie nicht?

— Gewiß, im Sommer.

— Allein?

— Warum?

— Ich reise mit.

— Dazu gehören zwei.

— Eben drum, wir beide.

— Nein, ich muß doch wollen.

Er griff plötzlich nach ihr, schloß die weißen Zähne eng aufeinander und sah sie mit einem fast tierischen Ausdruck an:

— Sie wollen ja doch!

Sie gab den Blick möglichst kühl zurück:

— Nein, ich will nicht. Gute Kameraden wollen wir sein, aber alles hat seine Grenzen.

Die nächsten Tage traf sie ihn in keiner Gesellschaft,

auch nicht im ‚Zoo‘, wohin sie sich mit Liesers und ihrer Mutter zum Konzert verabredet hatten. Eine ganze Woche war vergangen, und sie hatte ihn nicht gesehen. Es war so auffällig, daß ihr Mann fragte:

— Kommt denn Proveis gar nicht mehr zum Reiten? Vielleicht ist er krank?

Sie tat ganz gleichgültig:

— Dann wird er wieder gesund.

Er blickte sie erstaunt an:

— Aber du mußt doch gegen einen guten Freund nicht so hart sein.

Er bat sie sofort, nicht böse zu sein, legte den Arm um ihre Schultern und sagte ganz weich:

— Minne, etwas solltest du ablegen — aber zürne mir nicht, du weißt, du darfst mir auch alle Fehler sagen. Nicht wahr, man soll sich in der Ehe gegenseitig erziehen? Willst du mir alles sagen?

Sie antwortete trotzig:

— Gewiß will ich dir alles sagen!

— Nun, dann darf ich es auch: du bist manchmal so scharf, so kurz, so hart.

Sie runzelte die Stirn und warf die Lippen auf. Er verbesserte sich sofort:

— Ich meine nicht gegen mich, nein, hart im Urteil gegen andere. Das liegt deinem Wesen nicht.

Nun begann er ein über die Wirklichkeit erhobenes, völlig falsches Bild von ihr zu entwerfen, unbegreiflich bei einem Manne, der die wegen ihrer divinatorischen Psychologie viel bewunderten ‚Charakterstudien über die Maler der italienischen Frührenaissance‘ geschrieben hatte. Er schilderte sie als Engel, als weiches, weibliches Geschöpf, das unter den Härten des Lebens litt und eben

deshalb manchmal eine leichte Schärfe zeigen konnte. Während er sprach, schielte sie zu ihm mit gesenktem Kopf, aus gekniffenen Lidspalten. Manchmal, wenn er in seiner Verliebtheit zu Herrliches an ihr entdeckte, ging ein verstecktes Lächeln um ihre Lippen. Er zog sie an sich, zwischen die riesigen, auseinandergesperrten Beine, setzte sie sich auf das Knie, nahm ihre kleine, schmale Hand mit den scharfen Nägeln, die in des Leutnant von Proveis Gelenk sich eingegraben hatten, und küßte die einzelnen Fingerspitzen. Er fragte:

— Bist du mir böse?

Sie fiel ihm um den Hals, denn sie konnte nicht mehr ernst bleiben. Sie stammelte nur noch:

— Mein guter Riese.

Dann legte sie das Kinn mit gestrecktem Halse über seine Schulter gleich einem Pferde, das im Stall sich über die hohe Kastenwand zum Nachbarstande beugt, und lachte hinter seinem Rücken vor sich hin.

Sie hatte Augenblicke, in denen sie über ihr Benehmen nachdachte. Aber es kam nur zum Mißbehagen, nicht zur Einkehr. Sie wußte, daß dieser Mann sie liebte, aber sie konnte nicht anders. Sie fand ihn jetzt komisch wie am Anfang, und es gab Augenblicke, wo sie nicht begriff, daß sie ihn geheiratet hatte. Als im Hotel einmal ihre vier Stiefel vor der Tür nebeneinander gereiht standen, lachte sie, ihren Kinderschuh zu sehen neben diesen Elbkähnen von fünfunddreißig Zentimeter Länge, wie sie zum Scherz ausgemessen hatte. Heinrich ging so ungeschickt, er hielt sich so schlecht. Sie dachte an seine Art zu sprechen, so feierlich, so steif, und immer wieder fiel ihr dabei ihr frecher Leutnant ein, der gerade aufs Ziel losging, kurz, knapp, sicher, nicht wie ihr Mann, der sein Herz immer

auf beiden Händen trug, gewissermaßen es ihr zu Füßen zu legen. Wenn er sie nur nicht fortwährend gefragt hätte, ob sie glücklich sei, wie es ihr ginge! Am Morgen wollte er wissen, wie sie geschlafen hätte. Herr Gott nochmal: ‚Gut, wie eine Ratte.‘ Abends war es ja eine förmliche Einsegnung: ‚Gute Nacht, Kuß auf die Stirn, Kuß auf die Hand, Decke zurechtgezogen, drei Kreuze, schlaf in Frieden.‘

Sie verglich ihren Mann und den Offizier, und über sie kam eine entsetzliche Unruhe. Sie sehnte sich nach dem anderen. Aber sie fragte sich: ‚wozu mache ich das eigentlich? Warum laufe ich mit einem fremden Menschen in fremden Stadtvierteln umher? Warum gehe ich in jeder Gesellschaft in die Ecke, wo er gerade ist? Warum achte ich darauf, mit wem er spricht? Warum, warum?‘ Und trotz ihrer Keckheit wurde sie bei dem Gedanken rot, daß er ihr vorgeschlagen, mit ihr eine Reise zu machen. Nein, das tat sie nie, nie. —

Es vergingen Wochen, und sie sah den jungen Offizier nicht. Nun irrte sie in der Stadt umher, dorthin, wohin sie ihre Ausflüge unternahmen: nach dem Gesundbrunnenviertel, nach dem Süden und Südosten Berlins, immer im Gedanken, irgendwo müsse er ihr entgegenkommen. Ein wenig ängstlich war ihr dabei zu Sinn, denn sie hatte vor der Bevölkerung dieser Stadtteile eine Abneigung, als könne ihr dort etwas zustoßen. Endlich tat sie das einfachste, sie ging dorthin, wo er wohnte: nach Moabit. Zuerst lief sie nur Alt-Moabit hinauf, dann an seiner Wohnung vorüber. Sie faßte sich sogar ein Herz, huschte ins Haus und stieg die Treppe hinauf. Sie kam an seiner Tür vorbei und las das Schild. Aber als sie drinnen Schritte hörte, machte sie kehrt und eilte die Stufen wieder hinab. Der Pförtner putzte die Türklinke. Er musterte sie:

— Suchen Sie jemand?

Sie eilte an ihm vorüber:

— Ich habe mich im Hause geirrt.

An der Straßenecke bemerkte sie, daß der Mann mit dem gelben Lederlappen ihr nachsah.

Am nächsten Abend war das Ehepaar bei Bensemanns zu Tisch. Der dicke Bensemann hatte zu etwas ganz Besonderem eingeladen, es sollte nur Speisen geben, die noch kein Mensch je gegessen hatte. Da standen auf der Tischkarte die absonderlichsten Namen, und die merkwürdigsten Gerichte erschienen, von den meisten mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, weil sie dem Aussehen und dem Dufte nach nicht einmal raten konnten, was es sei.

Geheimrat Lieser sprach die ganze Tafel hindurch nur vom Essen. Wer den alten Gelehrten so reden hörte, hätte ihn gewiß für einen Küchenchef außer Dienst, aber nie für einen berühmten Altertumsforscher gehalten.

Leutnant von Proveis war nicht da. Minne meinte, bis es zu Tisch ging, jeden Augenblick müsse die Türe sich auftun und er erscheinen. Ihre Erregung war so auffällig, daß Doktor Redenbach sie scharf ansah:

— Nun, gnädige Frau, Sie sind ja so unruhig?

Sie warf ihm einen Blick zu:

— Wer sagt Ihnen das?

— Das merkt man.

In ihrem Ärger rief sie heftig:

— Ihr Ton ist mir unangenehm!

Er verbeugte sich lächelnd, ohne die Ruhe zu verlieren:

— Das tut mir aufrichtig leid.

— Wie meinen Sie das?

— Immer, wie ich es sage.

Als wolle sie ihn ärgern, betrachtete sie seine lange

Nase, indem ihre Lippen sich spöttisch verzogen. Der Doktor aber hielt ihren Blick aus. Nach einiger Zeit sagte er gedehnt:

— Sie ist freilich nicht so schön wie . . .

Er vollendete nicht.

Sie fühlte, was er sagen wollte, da alle ihre Gedanken bei dem Offizier waren. Eine plötzliche Angst durchschoß sie: wußte dieser Mensch etwas? Und ihre Abneigung gegen ihn schien verdoppelt. Da nahm sie alle Kraft zusammen zur Antwort:

— Meines Riesen Nase ist freilich schöner, da haben Sie recht! — dabei ging sie quer durch das Zimmer auf ihren Mann zu, hing sich an seinen Arm, nahm die großen Hände und tätschelte sie zärtlich:

— Weißt du, daß ich deinen Freund nicht sehen kann?

— Wen? Loria?

— Nein, diesen argentinischen Pferdehirten, oder was der Kerl ist.

Heinrich Reiß hob lächelnd den Finger:

— Nicht so laut! Übrigens Pferdehirt ist er nie gewesen, du meinst doch Redenbach?

Da machte sie ihrem Herzen Luft:

— Ich bitte dich, lade ihn nie wieder ein! Hörst du? Wenn du ihn einlädst, komme ich nicht, dann laufe ich überhaupt fort.

Er blickte sie erschrocken an:

— Was hast du denn?

— Ich kann diesen Kerl nicht vertragen mit seinem falschen Blick und dieser entsetzlichen Nase. Ich kann ihn nicht vertragen, weißt du. Er kommt mir überhaupt so vor, als ob er . . . Er ist nicht artig gegen mich, er ist ein hintertückisches Vieh.

Reiß zog sie näher an das Fenster:

— Aber sprich doch nicht so laut. Meine kleine Minne, was hast du denn? Er ist ein lieber, guter Freund von mir! Er ist der treueste Freund, den man sich denken kann.

— Gegen dich!

— Gegen dich auch. Er wird gewiß nie etwas auf dich kommen lassen. Aber wenn du ihn nicht sehen willst, ... ich habe es ja schon geahnt. Minne ... bezwinge dich doch ein wenig, sei nett mit ihm.

— Kann ich nicht.

— Na, na, na, mit der Zeit wird es besser werden. Ich will sehen, daß ich beim Reiten bei ihm bleibe. Du reitest ja doch sonst mit Randau und Proveis!

Dann fragte er, um abzulenken:

— Warum sieht man denn Proveis nicht mehr?

Ein jäher Gedanke kam ihr:

— Willst du ihn nicht einmal besuchen? Vielleicht ist er krank?

Er meinte bedächtig:

— Ja, das könnte ich tun. Ich könnte gleich morgen mittag mal hingehen. Nach dem Dienst ist er gewiß zu Hause. Weißt du seine Adresse?

Sie zuckte die Achseln:

— Keine Ahnung.

Dann wurden sie durch andere getrennt. Nach Tisch aber ging sie, als sei nichts geschehen, auf ihre Mutter zu, die sich mit Doktor Redenbach unterhielt, setzte sich und sagte mit dem freundlichsten Ausdruck und einem bestrickenden Lächeln:

— Lieber Herr Doktor, seien Sie mir nicht böse. Ich habe Sie, glaube ich, vorhin ganz mißverstanden.

Er verneigte sich:

— Ich bin nicht böse!

Frau Eilers fragte:

— Was habt ihr denn gehabt?

— Eine kleine Meinungsverschiedenheit, — antwortete Doktor Redenbach lachend. Minne aber streckte ihm beide Hände hin mit dem unbefangensten Gesicht:

— Sie sind ein so lieber Freund meines Mannes und sind so gut gegen ihn, da muß auch ich Ihnen dankbar sein.

Er antwortete nur:

— Ich meine es in der Tat gut mit ihm.



Doktor Heinrich Reiß klingelte. Der Bursche machte auf.

— Ist der Herr Leutnant zu Hause?

Er bekam die Auskunft, der Herr Leutnant sei eben vom Urlaub zurückgekommen. In diesem Augenblick ging im Dunkel jemand über den Flur. Der Offizier, der in sein Zimmer wollte und trotz des ungewissen Lichtes die Riesengestalt sofort erkannt hatte, rief:

— Ah, Herr Doktor, es freut mich sehr.

Er führte Doktor Reiß in sein Zimmer.

Rennpreise standen dort umher, silberne Humpen, silberne Bretter, silberne Pokale. An der Wand hing ein großes, holzgeschnitztes Hufeisen, auf dessen herausstehenden Nägeln Reitpeitschen und Stöcke lagen. In der einen Ecke stand ein Gewehrschrank. Die Wände waren mit Abbildungen berühmter Rennpferde, oder mit Jagdszenen geschmückt. Über dem Sofa erblickte man die Photographie eines ganzen Offizierkorps zu Pferde, mit getuschtem Biwak-

hintergrunde, und über dem Schreibtisch das Bild des Kaisers.

Der Offizier erzählte, er sei auf Urlaub gewesen, und der Riese klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter:

— Aber, da hätten Sie sich bei uns abmelden sollen! Meine Frau ist schon ganz unglücklich. Ja, ja, ich glaube, sie hält große Stücke auf Sie. Nicht wahr, ein andermal verschwinden Sie nicht so? Wir haben wirklich schon Angst gehabt, und ich soll mich erkundigen, ob Sie nicht etwa krank wären?

Des jungen Offiziers gebräuntes Gesicht war bei der Erwähnung der Frau Reiß dunkler geworden. Jetzt zeigte er lächelnd die Zähne und sagte ruhig:

— Krank? Das kenne ich gar nicht. Gefallen bin ich ein paar Mal. Ich habe wie jeder ehrliche Reitersmann die Schlüsselbeine gebrochen, auch mal den Knöchel hier links. Aber krank? Nein, krank gewesen bin ich noch nie in meinem Leben.

Dabei streckte er sich und stand da, ein Bild gesunder Kraft.

Die beiden tauschten artige Worte, bei denen herauskam, daß der Offizier sich umziehen mußte zum Melden. So setzte sich der Riese nicht erst. Leutnant von Proveis sagte etwas von: ‚er hätte den Herrn Doktor so gern länger gesehen.‘ Da schlug Reiß in plötzlichem Entschluß Herrn von Proveis vor, doch den Abend bei ihnen zu verbringen.

Der junge Offizier nahm mit einer Verbeugung an. Er geleitete den Riesen zur Tür. Als er wieder allein war, atmete er tief auf.



Heinrich Reiß erzählte seiner Frau von der Einladung, aber sie zog ein schiefes Gesicht:

— Ach, das paßt mir eigentlich gar nicht. Ich wollte heute abend zu meiner Mutter gehen.

— Dann bringe sie doch her!

Sie blickte ihn lauernd an:

— Wie du denkst. Also gut, wenn du willst, werde ich es ihr gleich sagen.

Ehe sie ausging, trat sie nochmals in ihres Mannes Zimmer, der am Schreibtisch saß, strich ihm über die Wange, gab ihm einen Kuß und zupfte ihn am Ohre:

— Du hast solch komische Ohrwatscheln, mein guter Riese!

Er lachte, und belehrend wie er immer war, erzählte er, wem Napoleon der Erste höchste Gunst habe bezeugen wollen, den hätte er freundschaftlich beim Ohrläppchen gezerrt.

Das machte Minne unbändigen Spaß. Sie wollte sich totlachen darüber, und ehe sie das Zimmer verließ, lief sie wie ein Kind ein dutzendmal zurück, nahm des Riesen Ohrläppchen zwischen Daumen und Zeigefinger, zerrte daran, als ob sie klingeln wolle, und rief ausgelassen:

— Napoleon! Napoleon!

Ihre scharfen Nägel taten ihm zuletzt weh, und er verzog ein wenig das Gesicht, aber sie huschte schon hinaus. Er blickte ihr nach. Sein Herz schwoll vor Seligkeit, denn nun wußte er: leise, leise kam die Liebe, um die er vom ersten Tage ab gerungen.

Bei ihrer Mutter blieb Minne nur einen Augenblick. Dann eilte sie nach Moabit und lief ratlos, scheinbar die Blicke vor sich hingerichtet, in Wirklichkeit die Augen überall, die Straße auf und ab, ob sie ihn nicht träfe — ihn, ihn.

Als sie das zweite Mal zum Justizpalast hinaufging, sah sie ihn plötzlich, aber er ging mit einem Kameraden. Da stellte sie sich an eine Haltestelle der Elektrischen, scheinbar auslugend nach dem nächsten Wagen. Als die Offiziere eine Weile vorübergegangen waren, drehte sie sich vorsichtig um: die beiden reichten sich eben die Hand, grüßten, und Leutnant von Proveis kehrte auf seinen Schritten zurück. Sie ging ihm entgegen. Die kecke Vielgewandte wurde rot. Er schloß die Absätze, daß die Sporenräder leise klirrten, legte die Hand an den Mützenrand und grüßte sie wie eine fremde Dame. Dann bogen sie, gleichsam selbstverständlich, in eine Nebenstraße ein. Sie machte ihm leise Vorwürfe, daß er ohne ein Wort verschwunden sei.

Er fragte nur mit einem sicheren Lächeln:

— Warum wollten Sie nicht mitreisen?

— Das ging doch nicht.

— Alles auf der Welt geht.

— Was denken Sie von mir?

Er blieb stehen in der menschenleeren Straße auf dem breiten Bürgersteig dicht am Fahrdamm unter einer jungen Linde. Er näherte seine Augen den ihren:

— Daß Sie mich wahnsinnig lieb haben.

Einen Augenblick hielt sie seinen Blick aus, dann antwortete sie:

— Ja.

— Und die Reise?

Sie zögerte noch, es flimmerte ihr vor den Augen, sie dachte eine Sekunde an ihren Riesen, dann erschien neben ihm das ekelhafte Gesicht mit der über den Mund gebogenen Nase und diesem spöttischen, unverschämten Ausdruck. Und sie sagte:

— Wann Sie wollen.

Er trat in ein Haus, dessen Tür offen stand. Sie folgte ihm, als verstünde es sich von selbst. Während von draußen dumpf der Straßenlärm herein klang, packte er sie plötzlich und hauchte ihr ins Ohr:

— Ich danke dir.

Und seine Lippen gruben sich in ihren Hals.



Am Abend saß Geheimrätin Eilers mit ihrem Schwiegersohne in einer Ecke, und er, der nicht eben viel Berührungspunkte hatte mit ihr, unterhielt sie, so gut er konnte. Dabei warf er ab und zu einen verliebten Blick zu seiner Frau, drüben ein Stück entfernt, neben dem jungen Offizier.

Er erzählte ihr von seinem Urlaub, von seiner Reise. Sie lag in einem großen Renaissance-Sessel, von dessen violettem Samtbezuge ihr blonder Kopf sich schön abhob. Sie gähnte verstohlen und hielt ein Buch, mit dem sie spielte, vor das Gesicht. Heinrich Reiß sagte zu seiner Schwiegermutter:

— Ich glaube, Minne ist müde, oder sie langweilt sich.

Doch Frau Eilers meinte, ohne hinzublicken:

— Ach, laß sie nur, sie unterhält sich ganz gut.

Es war aber nur, weil sie ihr Gespräch nicht unterbrechen wollte, denn sie klagte eben ihrem Schwiegersohne ihre Verlassenheit, daß sie zu ihrem Manne weniger Beziehungen habe denn je. Sie schüttete ihm ihr Herz aus, wie sie es in neuerer Zeit bei jedem tat, mit dem sie fünf Minuten zusammensaß. Sie war gealtert, viel grauer geworden, zugleich ernster. Sie klagte jetzt fortwährend über ihre Gesundheit, gab aber kein bestimmtes Leiden an. Die

lebenslustige Frau, die bisher keinen Tag ohne Trubel und Jubel für sich geblieben war, behauptete nun plötzlich, am Leben sei nichts daran, die Menschen wären alle schlecht: sie hätte die Welt jetzt durch und durch erkannt.

— Was hat man nun eigentlich von seinen Kindern? Sobald man eine Tochter groß gezogen hat, kommt irgend ein Mann, und sie geht aus dem Hause!

Nun erzählte sie alle Sorgen, die sie mit Minnes Erziehung gehabt. Wenn man sie so reden hörte, meinte man, ihr ganzes Dasein habe nur ihrer Tochter gegolten. In Wirklichkeit hatte sie ihr Kind, statt ihm Ruhe zu gönnen und es sich entwickeln zu lassen, von dem Jahre ab, wo es nur irgend möglich war, in Gesellschaft geschleppt. Das junge Mädchen war dadurch frühreif geworden; sie hatte es gewissermaßen über seine Jahre altern lassen. Frau Eilers Ton wurde immer betrüblicher und anklagender: Das Leben sei ihr alles schuldig geblieben, Glück und Freude, Genuß und Sättigung. Was habe sie eigentlich gehabt? Nichts, rein gar nichts, keinen Spaß, keine Unterhaltung, keine Befriedigung! Sie werde in die Grube fahren, und ihr Leben sei eine Qual, ein Jammer, ein Elend gewesen.

Sie erzählte es ihrem Schwiegersohn lieber als irgend einem anderen, denn keiner hörte so nachdenklich zu, keiner nickte fortwährend wie er, keiner bedauerte sie so wie der Riese, der immer den Kopf schief hielt, einen mitleidigen Blick hatte oder ihre Hände an die Lippen führte und sagte:

— Arme Mama, arme Mama!

Als nun aber endlich doch drüben die Unterhaltung erstorben zu sein schien und Heinrich sah, wie Minne im Stuhl zurückgelehnt die Augen schloß, während der Leutnant

mit seiner Zigarette, die längst ausgegangen war, spielte, sagte er zu Frau Eilers:

— Mama, ich glaube aber jetzt wirklich . . .

Sie erhob sich:

— Ja, nun kommt man wieder nach Hause, und der Papa arbeitet noch, was weiß ich, oder er schläft, was weiß ich. Was hat man davon! So war es immer. Ich bin zu dumm gewesen, daß ich dir meine Tochter gegeben habe.

Der Koloß neigte sich nieder auf ihre Hand:

— Mama, aber ich bin dir so dankbar.

— Das kannst du auch sein.

— Ich bin es auch! Ich bin so glücklich, und ich glaube, ich glaube . . .

Frau Eilers war nur mit ihren Nöten beschäftigt:

— Ich hätte noch ein paar Jahre warten sollen.

Seine Gedanken weilten allein bei seinem Glück:

— Ich glaube, der Augenblick ist nicht mehr fern, wo ich ihr Herz gewonnen habe.

Frau Eilers nickte:

— Ja, dann wäre ich nicht so allein.

Er fuhr mit leuchtenden Augen fort:

— Ich habe es gewußt, ich würde sie mir gewinnen!

— Aber ich will sie öfters abholen. Du mußt sie mir nur lassen.

Da die beiden anderen zu ihnen herüberkamen, flüsterte Reiß nur noch seiner Schwiegermutter zu:

— Doch ich will nicht die Hände in den Schoß legen. Sie soll mir bleiben. Wir wollen immer mehr ineinander wachsen. Ich will weiter tun, was sie will, dann wird sie mir noch näher kommen.

Frau Eilers streckte ihrem Schwiegersohne die Fingerspitzen entgegen, ihm ‚Gute Nacht' zu sagen:

— Ja, du läßt sie mir einmal ganz. Wir reisen mal wieder zusammen! — und sie drückte ihm herzlich zum Abschied die Hände in der festen Überzeugung, er sei der einzige Mensch, der sie wirklich verstand.

Minne gähnte. Leutnant von Proveis fragte Frau Eilers:

— Gnädige Frau, darf ich Sie nach Hause begleiten?

Dann machte er Frau Reiß eine Verbeugung. Sie hielt ihm lässig zwei Finger hin. Er zog sie kurz an die Lippen, und als Doktor Reiß sagte:

— Ich hoffe, Sie kommen öfters einmal abends und Mama, du auch! — stimmte Frau Eilers freudig zu. Proveis aber meinte, er sei allerdings leider dienstlich sehr oft abgehalten.

Als die Tür sich hinter den beiden geschlossen hatte, gähnte Minne wieder, daß sie den Mund groß aufriß, und warf das Buch auf den Tisch:

— Gott sei Dank, daß sie fort sind!

Er nahm ihre beiden Hände und zog sie zu seinen Schultern hinauf, in einer Art, wie sie ihm eigen war. Dann beugte er sich nieder und sah ihr in die Augen:

— Meine kleine Minne, ich habe es immer gesagt, du bist müde.

Sie gähnte nochmals:

— Ich mag ihn ja sehr gern, aber immer nur von den Pferden zu hören, die er auf seinem Urlaub gesehen hat! Daß ihr nur einmal herübergekommen wäret! Aber du hast Mama ja so die Kur gemacht!

Sie warf die Lippen auf und blickte ihn wie eifer-

süchtig an. Er gab ihr schmeichelnd einen leisen Backenstreich. Er verzehrte seine Frau mit glühenden Blicken. Er war unsäglich glücklich.



Seitdem wiederholten sich die Abende, denn die Mama wollte immer, wenn sie keine Einladung hatte, unterhalten sein. Minne tat, als ob sie ein Opfer damit brächte. Sie meinte zu ihrem Manne:

— Wir beruhigen dadurch die gute Mama.

Ab und zu trafen sich die vier auch bei Frau Eilers, wenn der Geheimrat eine Verabredung hatte. Er kümmerte sich wenig um seine Tochter, und sein Schwiegersohn war ihm zu weltlich geworden. Er hatte gemeint, in ihm einen reinen Wissenschaftler gefunden zu haben, wollte ihn in der Familie zu sich ziehen und hätte ihn am liebsten seiner Frau abspenstig gemacht, genau wie er es mit der heranwachsenden Tochter getan hatte. Da dies wiederum wie bei Minne nicht gelang, zog er sich von ihm zurück. Schließlich gab es ein ziemlich förmliches Verhältnis zwischen den beiden. Aber die Arbeit und die Bücher gewannen immer mehr Macht über Doktor Heinrich Reiß. Immer stärker kehrte die alte Liebe zu seinem Berufe zurück, darin bestärkt durch Minnes zarte Sorge, daß er nur arbeiten solle. Wenn er sich vorgenommen, mit ihr auszugehen, schlug sie ihm von selbst vor, bei seiner Tätigkeit zu bleiben.

— Ich werde Mama unterhalten, — sagte sie und seufzte tief.

Dann küßte der Riese sie auf die Stirn und streichelte sie mit seiner etwas täppischen Zärtlichkeit, daß sie die Lippen verzog, denn die Hände, die er in Liebe drückte, taten leicht weh, der Arm, den er zärtlich umspannte, bekam blaue Flecken.



Der Frühling war über die Mark Brandenburg gekommen mit jäher Gewalt. Er hatte mit seinem Zauberstabe die Bäume berührt, daß sie im vollen Laubschmucke standen. Das war ein Keimen und Treiben, das war ein würziger Duft! Das war ein Jubeln und Zwitschern in allen Sträuchern, am Morgen beim Spazierritt! Das junge Grün der Blätter begann schon aus dem saftigen, grellen Ton zur dunkleren Färbung sich zu wandeln. Ein Tag blaute schöner als der andere, und wenn doch einmal am Abend ein Gewitter niederging, so näßte es nur die Erde, beförderte den Wuchs, aber am Morgen war der mit Wolken umhangene Himmel lachend wieder frei. Nun wuchs und gedieh es mit doppelter Macht. Die Sonne schien wie im hohen Sommer.

Geheimrätin Lieser veranstaltete Ausflüge: Da wurde nach Potsdam gefahren, oder Segelboote wurden gemietet auf dem Müggelsee, einmal ging es nach Pankow, ein andermal an den Wannsee. Beinahe immer traf sich die gleiche Gesellschaft: die Reiß, Lieser, Bröking, Bensemann, Plan, Frau Eilers, Doktor von Loria, Doktor Redenbach, Leutnant von Proveis. Auch Major von Randau erschien ab und zu.

Bei einem dieser Ausflüge saß Leutnant von Proveis

am Radkasten des Wannsee-Dampfers, als Minne neben ihm flüsterte:

— Dieser Kerl mit der großen Nase beobachtet uns fortwährend.

Proveis machte ein verächtliches Gesicht:

— Ein widerlicher Zeitgenosse.

Sie deutete mit der Hand zum jenseitigen Ufer, damit es aussähe, als ob sie über die Landschaft sprächen, und als sie beide den Kopf dorthin wandten, sagte sie, ohne ihn anzublicken:

— Seien Sie vorsichtig! Seien Sie ja artig mit ihm.

Zwischen den Zähnen antwortete er:

— Das kann ich nicht.

— Wenn ich Sie darum bitte?

— Er widersteht mir zu sehr.

— Aber Sie bringen mich in Unannehmlichkeiten.

— Ich sehe Sie ja kaum mehr allein.

— Es ist besser.

— Wie Sie wollen!

Sie schwieg und verbarg sich hinter ihrem Sonnenschirm. Der Dampfer arbeitete schaufelnd, wühlend, spritzend über die spiegelglatte Fläche, auf der die Sonne blendete; leise erzitterte das ganze Schiff. Man hörte nur immer das gleichmäßige Rauschen des Wassers. Sie stand auf. Er erhob sich gleichfalls, und sie neigten sich über das Geländer, als ob sie sich etwas mitteilten über das Spiel der Wellen. Sie blickte ihn leidenschaftlich an:

— Sind Sie böse?

Er meinte mißmutig:

— Ich sehe Sie nie, nie allein.

Sie ballte die kleinen Fäuste:

— Ich kann doch nicht anders.

Eine Falte zeigte sich bei ihm zwischen den Augen:

— Ach, man kann, wenn man will.

Sie sah ihn erstaunt von der Seite an, aber immer bemüht, zu tun, als blicke sie in das Wasser hinunter:

— Sie sind so merkwürdig.

— Ich bin wie immer.

Jetzt gab sie sich keine Mühe mehr, die Aussprache mit ihm zu verdecken. Ihre Augen saugten sich förmlich fest an seinem Gesicht:

— Sie sollen gut gegen mich sein. Ich kann's sonst nicht ertragen!

Er lächelte:

— Ich bin es doch.

— Nein, Sie sind es nicht.

Da er schwieg, kam es mit einem Male von ihren Lippen:

— Sie haben ja gar keine Ahnung, wie lieb ich Sie habe, sonst würden Sie nicht so sein. Neulich sprachen Sie wieder kein Wort mit mir. Was soll ich tun? Sagen Sie's mir. Ich verspreche Ihnen, alles zu tun, was Sie nur wollen.

Er blickte sie spöttisch an:

— Sie halten ja nicht, was Sie versprechen!

Sie stieß ärgerlich den Griff ihres Sonnenschirmes in die andere leere Hand:

— Wieso?

— Sie haben mir eine Reise versprochen.

Sie sprach ganz langsam, indem sie zu überlegen schien:

— Das ist zu gefährlich.

— Sehen Sie! Also!

Da ließ sie den Sonnenschirm hintenüber sinken,

gleichsam wie einen Schutz gegen die Blicke, und flüsterte ihm zu:

— Also wann? Wohin?

Er zog sich ruhig die Handschuhe an, denn sie näherten sich der Landungsstelle:

— Ich kann jederzeit Urlaub nehmen!

Sie überlegte:

— Es ist zu früh an die See oder ins Gebirge. Und in irgend eine Stadt? Nee!

Sie preßte die Lippen zusammen. Da fiel ihr etwas ein:

— Nach Karlsbad . . .

Sie lachte. Mit einem Mal war sie wieder die Minne mit den kecken, blitzenden Augen, und sie nahm den Plan auf wie einen guten Witz:

— Mein Magen ist verstimmt. Ich werde den Arzt fragen.

Der Leutnant hatte sich die Handschuhe zugeknöpft. Sie schloß ihren Schirm und wandte sich herum zur blendenden Sonne, die nun ihr blondes Haar wie mit Gold umzog. Dann sagte sie so laut, daß es die vor ihnen Sitzenden vernehmen konnten:

— Wir sind gleich da. Wir wollen nach hinten gehen!

Sie schritt voraus zu der Gruppe der übrigen, wo ihr Mann zwischen Frau Bröking und der dicken Frau Plan saß, und sagte zu ‚Melpomene‘, indem sie die Augenbrauen schmerzlich in die Höhe zog:

— Hast du nicht irgend was . . . ein Biskuit oder so . . .?

Dabei schielte sie auf die Tasche, welche die dicke Frau immer bei sich zu führen pflegte, da sie am ‚Heißhunger‘ litt.

Frau Bröking fragte:

— Minne, fehlt dir was?

Sie legte, indem sie das Gesicht verzog, mit leise abwehrender Bewegung ihre lange, schmale Hand auf die Brust:

— Ach, mir ist wieder so flau.

Ihr Mann erhob sich so jäh, daß er an die Segelplane stieß, die über die Sitzbänke des Dampfers gespannt war:

— Fehlt dir etwas, Minne?

Sie trat dicht an ihn heran und sah zu ihm empor:

— Bitte, mache nichts daraus. Mir ist nicht ganz wohl.

Er fragte erschrocken:

— Was fehlt dir denn? Um Gottes willen!

— Mir ist so unangenehm im Magen.

Ludwig Plan lächelte:

— Gnädige Frau, aber der Dampfer rollt und stampft ja nicht?

Doch Reiß war nicht zum Scherzen aufgelegt. Er zog seine Frau beiseite:

— Hast du denn schon mal so was gehabt?

Sie schlug die Augen nieder:

— Ach, ich wollte dich nicht ängstigen. Das ist seit einiger Zeit schon so. Es wird vorbeigehen!

Inzwischen hatte ‚Melpomene' ihre Tasche geöffnet. Zu allgemeiner Heiterkeit erblickte man darin: Bonbons, Pains, Schokolade, Himbeergelee und eine Quittenwurst. Alles schien für die Kranke nicht geeignet. Sie dankte vielmals und nahm den Vorschlag ihres Mannes an, sofort an Land eine Tasse Tee zu trinken. Dann schmiegte sie sich in seinen Arm und ging langsam in der Reihe

der aussteigenden Menschen vorwärts, den Kopf gesenkt, einen leidenden Zug um den Mund.

Leutnant von Proveis meinte zu Doktor Redenbach, an den er sich unversehens herangedrängt hatte:

— Ich wußte gar nicht, was ich vorhin machen sollte. Frau Reiß war so komisch. Wir sprachen noch darüber, wie der Ort da drüben heißt, da wurde sie so ... so ... nicht gerade sehr liebenswürdig. Na, das kommt aus dem Magen.

Der Ingenieur gab ihm keine Antwort.



Der Arzt war eben gegangen. Minne lag auf dem Sofa. Heinrich stand neben ihr:

— Ja, dann ist es das beste, möglichst schnell abzureisen. Also Karlsbad.

Sie nahm das Taschentuch, tupfte sich die Augen, dann drehte sie sich zur Wand und blieb liegen, den Kopf in den Armen. Er setzte sich neben sie und küßte sie in den Nacken:

— Aber Minne, nimm es doch nicht so tragisch. Du bist doch nicht schwer krank. Er hat ja gesagt, die Magenverstimmung wird sich bald geben. Karlsbad ist ein souveränes Heilmittel.

Sie hob den Kopf etwas:

— Aber ich will nicht fort.

— Wenn dir's aber gut tut.

— Ich fühle mich so wohl in unseren vier Pfählen! Nein, ich will nicht fort.

Sie verbarg wieder ihr Gesicht. Doch plötzlich richtete sie sich auf und rief leidenschaftlich:

— Aber eins sage ich dir, wenn's denn sein muß, will ich allein nach Karlsbad. Ich will keinen Menschen sehen. Niemand! Ich mag keine Bekannten haben.

Er schlang den Arm um sie:

— Meine kleine Minne, beruhige dich doch! Es soll ja alles geschehen, was du willst.

— Ja, du bist gut, du wirst mich allein gehen lassen, denn das ist das beste für mich, hat der Arzt gesagt. Aber Mama, paß mal auf, wenn Mama das hört, will sie mit. Du weißt, daß sie sich immer langweilt, das ist dann gefundenes Fressen für sie. Da kann sie ihre Toiletten zeigen, da kauft sie sich einen neuen Hut. Nein, nein, um Gottes willen nicht! Mein guter Riese, willst du mir etwas versprechen?

Sie umschloß mit gefalteten Händen seine großen Finger:

— Wie du es machst, ist mir gleich, aber kriege es fertig, daß nur Mama mich nicht etwa begleiten will. Ich bin kein kleines Kind mehr. Ich werde ganz vernünftig leben, genau das tun, was der Kurarzt sagt.

Er fing herzlich an zu lachen und stand auf:

— Ich gehe sofort hinüber, teile das große Ereignis mit, und du sollst gewiß sein, daß sie nicht mitfährt. Wie ich das anstelle, ist meine Sache.

Eine halbe Stunde später klingelte es, man hörte draußen die gewaltige Stimme, und die ganze Türöffnung füllend, trat der Riese ein mit seinem gutmütigen Lachen breit auf dem Gesicht:

— Die ist besorgt und aufgehoben. Deine Eltern gehen nach Italien. Papa wird sich dann wohl absen-

tieren, und ich habe die Ehre, Mama zu bewachen. Auf der Rückreise holen wir dich dann alle ab. Bist du nun zufrieden?

Sie klatschte in die Hände:

— Siehst du, das ist schön, denn du sollst doch auch sehen, wie ich mich dort befinde. Also gut, du holst mich ab, und wir fahren zusammen nach Berlin zurück.

Er machte ein listig niedergeschlagenes Gesicht:

— Aber Mama kommt mit. Denke nur mal an!

Da lachte sie:

— Gut, dann kann sie mitkommen! — und sie sprang im Zimmer umher, beinahe, als ob sie nicht mehr krank wäre. Dann wurden die Koffer vom Boden geholt, es wurde eingepackt, Unnützes wieder herausgetan, noch Unnützeres abermals hinein, und am nächsten Morgen brachte der Riese seine Frau auf den Bahnhof.

— Wenn ich nur keine Bekannten treffe! — meinte sie ängstlich.

Er suchte ein Wagenabteil ganz vorn im Zuge, flüsterte mit dem Schaffner, steckte ihm etwas zu und stellte sich in seiner ganzen Riesengröße wie ein Wächter vor dem Wagen auf.

Man sah kein bekanntes Gesicht. Lauter gleichgültige Menschen.

Die Türen wurden geschlossen, der diensttuende Beamte hob die Hand, der Zugführer legte die Hand an die Mütze, dann zog die Lokomotive an, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Am Fenster sah man noch lange das Taschentuch der jungen Frau wehen, die ihrem Riesen einen letzten Gruß sandte.

Der aber biß die Zähne zusammen und setzte den Hut

ins Gesicht, denn er fürchtete, man könne sehen, daß ihm die Augen feucht waren.



Während in Dresden der Zug hielt, spähte Minne aus dem Fenster den Bahnsteig hinab. Da kam ein junger Herr in Zivil, den Überzieher auf dem Arm, den Stock in der Hand. Hinter ihm der Gepäckträger mit Hutschachtel und Reisetasche. Der Herr spähte den ganzen Zug entlang, dann schritt er eilig bis zum vordersten Wagen und stieg ein.

Der Gepäckträger verstaute die Sachen oben im Netz, bekam sein Trinkgeld, schloß die Tür. Der Herr zog das Fenster in die Höhe, und einen Augenblick darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Dann drehte sich der Herr um und nahm feierlich seinen Hut ab:

— Gnädige Frau, wie geht's Ihnen? Was macht der Magen? Sind Sie noch sehr krank, oder geht's schon besser?

Sie antwortete aus ihrer Ecke, in der sie hintenüber gelehnt lag:

— Merkwürdig, seit ein paar Augenblicken fühle ich mich ganz wohl.

Da warf er den Hut fort, nahm an ihrer Seite Platz, küßte ihre Hände und wollte den Arm um sie legen. Doch sie mahnte:

— Pst. Der Schaffner kann gleich kommen. Seien Sie vernünftig!

Leutnant von Proveis machte ein ärgerliches Gesicht:

— Immer ‚vernünftig‘ sein!

— Ich muß doch.

— Immer dieses verfluchte Müssen.

Sie richtete sich straff auf:

— Gut, dann will ich Ihnen sagen: ich will!

Er rückte von ihr ab und setzte sich ihr wieder gegenüber:

— Fängt's so an?

Nun tat er steif und feierlich. Aber das hielt sie nicht lange aus. Sie war die erste, ihm die Hände zu reichen:

— Nein, sein Sie gut mit mir!

Er blieb ruhig ihr gegenüber sitzen und unterhielt sie. Aber während sie von scheinbar gleichgültigen Dingen redeten, rutschte er vor, und ihre Kniee näherten sich. Dann umschlang er sie plötzlich.

Sie fragte:

— Wissen Sie auch, was ich für Sie tue?

— Ich weiß es, und ich werde dankbar sein.

Er erzählte, daß er zehn Tage Urlaub bekommen habe, das Äußerste, was vom Kommandeur herauszudrücken möglich gewesen sei. Sie war traurig, denn sie hatte auf drei Wochen gerechnet.

Er wollte sich im selben Hause einmieten wie sie. Doch sie schüttelte den Kopf. Er sagte etwas ungeduldig:

— Wie soll ich Sie aber sonst sehen?

— Wir gehen zusammen spazieren.

Das schien ihm nicht zu genügen. Endlich kamen sie überein, in das große Hotel Pupp zu gehen. Dort konnte es bei hunderten von Zimmern unmöglich auffallen, wenn sie in einem Hause wohnten.

In Bodenbach stieg ein Ehepaar ein. Das Trinkgeld hatte nur bis zur Grenze gereicht. Minne und Leutnant von Proveis betrachteten die Neueingestiegenen mißmutig. Doch die setzten sich auf der andern Seite ans Fenster und warfen nicht einmal einen Blick herüber. Dem Tonfall nach waren sie Österreicher, und aus allem, was sie sprachen, ging hervor, daß sie gewiß nie in Berlin gewesen waren und nicht ahnen konnten, wer die anderen wären. Endlich näherten sie sich Karlsbad. Minne flüsterte:

— Ich nehme gleich von Ihnen Abschied.

— Wir können doch zusammen fahren.

— Nein, es ist besser.

Er schien dagegen zu sein, aber da blickte sie ihn fest an:

— Ich will es.

Und er verneigte sich:

— Gut, gnädige Frau.

Als der Zug hielt und die Kofferträger die Sachen nahmen, grüßte er feierlich:

— Es hat mich sehr gefreut, gnädige Frau, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Es blitzte in ihren Augen, als sie antwortete:

— Ganz auf meiner Seite!

Eine Weile dauerte es, bis die Koffer kamen, dann ging es auf den Gummirädern des Fiakers im scharfen Trabe zur Stadt hinunter. Sie kamen durch wenig einladende, schmutzige Straßen, die sich tief herabsenkten, darauf über eine Brücke, und dann bogen sie, wie es schien, in die eigentliche Stadt ein. Immer mehr wuchs der Verkehr, immer höher, immer weißer wurden die Häuser, immer besser gekleidet die Menschen, die ihnen begegneten. Hie und da sah man schon jemand, der an einem Riemen den

Becher trug. Nun fuhren sie am spärlichen Wasserlauf der Tepl hin, und drüben erschien eine gewaltige, langgestreckte Säulen-Halle, die die junge Frau neugierig betrachtete. Sie kamen durch eine enge Gasse. Im Vorüberfahren las Minne etwas von ‚Sprudel'. Die Häuser öffneten sich zum Platz. Dann ging es über die Brücke, und auf einmal fielen die Pferde in Schritt. Die junge Frau hatte bisher Läden und elegantes Leben vermißt, jetzt aber schien sie sich in einer andern Welt zu befinden. Zur linken Hand unter vorgebauten Glasdächern auf der ‚alten Wiese' lag Laden an Laden. Juweliere, Schneider, Bonbonsfabrikanten, Modistinnen, Handschuhläden, Optiker, Schuhmacher. Die Verkäuferinnen standen in der Ladentür, vor den Schaufenstern drängten sich die Spaziergänger, auf Bänken unter den Bäumen dicht an der Straße saßen Kurgäste und starrten den Wagen an, der mit Koffern und Gepäck die Neuangekommenen verriet. Mitten auf der Straße standen Tische, schwarz gekleidete Kellnerinnen liefen hin und her oder warteten am Eingang des Caféhauses ‚Elefant'.

Zur Rechten in den Läden der Häuserreihe der ‚alten Wiese' waren hinter den großen Spiegelscheiben Toiletten aufgebauscht, hingen Spitzen, standen, Pilzen gleich, aufgespannte Sonnenschirme, dann Lederwaren, Bronzen, Elfenbeinschnitzereien, Emaillegegenstände, und wieder im nächsten Schaufenster Brillanten und Perlen, Rubine, Saphire, Smaragde, ein Funkeln und Flirren in kostbarer Pracht.

Bei einem Bäcker standen die Glasflügeltüren weit offen; die Menschen gingen ein und aus. Ein Automobil kam dem Wagen entgegen, ganz langsam fahrend im Fluten der Menschen. Das war ein Wirren und Schieben, Drängen und Ausweichen von Kurbummlern oder eiligen Geschäftsleuten, Laufmädeln mit einem Paket in der Hand oder der Schachtel

am Arm. Eine Gruppe stand auf dem Fahrdamm in lachender Unterhaltung: österreichische Offiziere mit den hohen schwarzen Mützen und Goldstreifen, den Säbel abgelegt, dafür den Spazierstock in der Hand, darunter, wie Minne staunend sah, ein General mit einem Regenschirm, ein Minnes deutschen Augen höchst ungewohnter Anblick. Schwarze oder strohgelb gefärbte Jüdinnen schritten vorüber, von gewaltigem Umfang, mit blitzenden Brillanten in den Ohren, Engländerinnen, schlank und schmal, mit blühender Farbe auf den langen Gesichtern und zu starkem, vorstehendem Gebiß, daneben ihre Herren mit glattrasierten Gesichtern, in hellen Handschuhen, hellen Schuhen, hellen Hosen. Dann einfachere Leute. Österreicher im grasgrünen Steirerhut, Norddeutsche, ehrbar dunkel gekleidet, eine Dame, auffallend, umschwärmt von Herren, mit denen sie bald rechts, bald links sich unterhielt, Herren, die nichts zu tun zu haben schienen, als in Massenaufgebot sich samt und sonders zum Narren halten zu lassen. Daneben aber das quittenfarbige Gesicht eines Gallensteinkranken mit gelben Augäpfeln und schmerzlich ernstem Ausdruck. Hinter ihm wieder fröhliche, junge Leute, die vielleicht nur einen Magenkatarrh hatten und die Gelegenheit benützten, von Dienst oder Geschäft befreit, sich nach Kräften ein paar Wochen zu unterhalten. Dann erschien ein Herr von Riesenumfang, seinen gewaltigen Bauch gleich einer Tonne vor sich herschleppend, auf ein paar wulstigen Beinen, so riesig, daß er sie nicht aneinander bringen konnte und derart den ganzen Raum des Bürgersteiges für sich allein beanspruchen mußte.

Ein hohes Eckhaus ward sichtbar, dann ein offener Hof wie eine Ausbuchtung der alten Wiese. Der Wagen hielt. Einen Augenblick darauf war Minne in ihrem Zimmer, aber als sie die Menge Koffer besah, fand sie,

daß es zu klein sei. Sie sprach mit dem Direktor, und er schlug ihr vor, in den anderen Flügel zu ziehen, dem Konzertgarten gegenüber. Sie schritt durch den Restaurationsraum. Davor waren Sitzplätze mit einzelnen Tischen, wo die Kellnerinnen herumstanden, die Servietten in der Hand, in schwarzen Kleidern, auf der Brust die silberne Nummer. Das neue Zimmer, ein Salon mit drei Fenstern hatte den Blick ins Freie, auf das Grün der Bäume. Hinten durch einen Vorhang abgeschlossen, lag ein Alkoven mit dem Bett.

Sie packte nicht erst aus, sondern nachdem sie sich gewaschen und rasend schnell, wie ihr alles von der Hand ging, umgekleidet, trat sie ans Fenster. Unten zogen ununterbrochen die Menschen vorbei, die einen nach dem Ort hinein, die anderen hinaus ins Freie, denn dort schien eine Promenade zu beginnen. Minne holte sich ein Kissen, stützte die Arme darauf und sah hinunter. Sie dachte: ‚das ist doch mal was anderes! Gott, ist das amüsant!‘ Sie hörte ab und zu, wenn jemand lachte oder laut etwas rief. Sonst klang nur das dumpfe Schurren der Stiefel auf dem Sande.

Die Tische gegenüber unter den Bäumen füllten sich. Einzelne Herren setzten sich an das eine Ende, bald darauf nahmen andere gegenüber Platz. Ganze Familien erschienen im Gänsemarsch und bekomplimentierten sich gegenseitig, wer dort sitzen solle und wer da. Manche hatten Düten in der Hand mit dem Gebäck, das sie mitgebracht. Dazwischen liefen die Kellnerinnen umher, brachten Tee, Kaffee, Schokolade.

Mit einem Male begann hinten im Schatten der Bäume ein donnernder, schmetternder Militärmarsch. Minne beugte sich hinab, zu sehen, wo die Kapelle säße. Alles,

die warme Maiensonne, das flutende Licht, die fröhlichen Menschen, das Treiben, Schwatzen und Lachen, alles, was sich ihrem Auge bot, machte ihr Spaß. Für einen Augenblick hatte sie Proveis, der gewiß längst auf sie schmerzlich wartete, vergessen wie ihren Mann. Die Menschheit unten wuchs, wuchs und wuchs. Tische wurden noch eingeschoben, Stühle dazu gerückt. Alle die einzelnen Herren, die da gemeint, allein bleiben zu können, saßen mit einer ganzen Tafelrunde zusammen, die sich feindlich betrachtete.

Die Musik hatte geschwiegen. Man hörte wieder das Klappern von Tellern und Tassen, das Klirren eines Löffels, das Schurren und Rutschen der Menschen auf dem Sande, das Schwatzen und Lachen und die Lebensfreude in dem von der Sonne grell bestrahlten Bild.

Ein neues Musikstück: wie eine weiße Wolke hoben sich die Programme an allen Tischen und flatterten wieder herab. Dann klang eine schwermütige Weise, langgedehnte, fremdartige Sordinengeigenstriche, etwas, das der jungen Frau dort oben die Sehnsucht ins Blut zauberte. Wie die Sonne wohlig wärmte, wie sie die duftige Luft in die Lungen sog, wie sie die Menschen gehen sah, ein Paar neben dem andern, wie sie Blicke bemerkte, Worte ahnte, wie die Frauen lächelten und die Männer sich zu ihnen beugten, da kam über Minne eine große Unruhe. Sie wollte hinunter, wollte dabei sein, und nun dachte sie wieder an den jungen Offizier.

Sie hob sich von dem Kissen, auf das sie die Arme gestützt, ein wenig ungeduldig, denn sie meinte, warum kommt er nicht? Da bemerkte sie beim Aufrichten an einem Fenster neben sich einen Kopf: er! Zu gleicher Zeit neigte sich sein braunes Gesicht mit dem dichten, blonden Haar weit vor. Er zeigte lächelnd seine weißen

Zähne. Es war ja das Zimmer nebenan! Sie überlegte einen Augenblick, dann klopfte sie an die Wand. Keine Antwort. Sie lief wieder ans Fenster, gab ihm einen Wink mit den Augen und klopfte an der Doppeltüre, die nach seinem Zimmer zu lag: eins, zwei, drei — Pause — vier, fünf. Sie lauschte. Eins, zwei, drei — Pause — vier, fünf, kam es zurück. Das unterhielt sie so, daß sie in die Hände klatschte und im Zimmer herum sprang. Ein hölzerner Bock mit Gurten überspannt, einer ihrer Koffer darauf, stand davor. Sie rückte ihn ein Stück ab, schob den Riegel zurück und öffnete vorsichtig die Tür. Sie blickte in einen schmalen, dunklen Raum von der Breite der Wand. Nun klopfte sie an der Tür, die zum anderen Zimmer führte:

Eins, zwei, drei — Pause — vier, fünf. Man schloß auf, die frisch gestrichene Tür knarrte, als löse der Ölanstrich sich aus den Fugen, dann lugte vorsichtig, erstaunt ein Gesicht herein.

Als hätten sie sich Jahre nicht gesehen, hielten sie sich in dem halbdunklen Raume zwischen den Zimmern umschlungen. Aber sie legte den Finger auf den Mund:

— Pst, erst zuschließen!

Sie trat in ihr Zimmer zurück und verschloß die Tür zum Gange. Er hatte das gleiche getan. Dann sagte sie, indem sie sich umblickte:

— Wie kommt das?

Er zuckte lachend die Achseln. Sie war ängstlich:

— Sie haben doch nichts gesagt?

— Nein, aber ich habe langsam fahren lassen, habe die Zimmernummer gelesen, und dann konnte ich mit meinem Zimmer nicht zufrieden sein, weil es zu weit fort-

lag. Mit dem zweiten Zimmer war ich noch unzufriedener. Das dritte war daneben.

Sie sah ihn groß an:

— So schlau?

Aber er schüttelte den Kopf. Von der Tür hatte er nichts gewußt. Wie er mit halbgeöffnetem Munde dastand und unter den roten Lippen die Zähne heraussahen, diese festen, enggefügten Zähne, und wie sein Auge lachte in dem gebräunten Gesicht, da umschlang sie ihn, zog ihn in ihr Zimmer, und er erstickte sie mit seinen Küssen. Als er sie atemlos freiließ, sagte er:

— Das haben wir doch fein gedeichselt!

— Ja, das haben wir fein gedeichselt!

Sie küßten sich wieder, und jetzt blieb er mit den Lippen nicht auf ihrem Munde, sondern ließ ihn herabgleiten und küßte sie durch das Spitzengewebe auf Rücken und Brust.

Es klopfte. Jemand klinkte an der Tür zum Gang. Wie der Blitz war er in seinem Zimmer verschwunden. Sie machte vorsichtig zu und schob, dunkelrot vor Anstrengung, den Koffer vor die Tür.

Dann rief sie:

— Herein! — wartete, warf einen Blick in den Spiegel, und als sie die Fassung vollkommen wieder gewonnen, öffnete sie.

Der eintretende Kellner hielt ein Blatt Papier und einen Bleistift in der Hand:

— Bitte, die Anmeldung!

Sie gab von oben herab zurück:

— Es hat wohl Zeit!

— O, bitte.

Der Mann verbeugte sich, und lautlos schloß sich

hinter ihm die Tür. Sie machte wieder zu, ging hinüber und öffnete den Spalt:

— Wir wollen vernünftig sein. Sie sehen . . .

— Sie?

Minnes Augen wurden groß und heiß:

— Du!

Dann:

— Ich bin in fünf Minuten unten. Aber nicht hier bei der Musik. Weiter draußen treffen wir uns. Ich will allein fortgehen!

Sie stieg die Treppe hinab. Unten sah sie sich gleichgültig um, hörte einen Augenblick der Militärmusik zu, die nichts Sehnsüchtiges mehr, sondern irgend eine lustige Polka spielte, dann bog sie nach rechts ab. Das Goethedenkmal erschien, eine Brücke führte hinüber zu einem großen Bau, dem ‚Kaiserbade', dann schritt sie unter den Bäumen an der rauschenden Tepl immer eben im Tale hin. Beim Café Sanssouci blieb sie bei ein paar Verkaufsläden stehen.

Schweizerspitzen waren dort ausgestellt. Die betrachtete sie und lugte dabei den Weg zurück, ob er noch nicht käme. Sie sah seinen Strohhut, aber vor dem Laden sollte er sie nicht ansprechen, und sie schritt aus. Das grüne Tal begann sich zu weiten. Sie folgte der Marienbader Chaussee auf dem Fußwege, und kurz vor dem ‚Posthof', aus dessen Garten Musik klang, hatte er sie endlich eingeholt. Er küßte ihr feierlich die Hand.

Und gleich ihnen schritten Männlein und Weiblein, gleich ihnen Mädchen und Jünglinge in der warmen, wohligen Luft durch den Frühlingsabend. Menschen, die nur sich, ihrer Gesundheit und ihrer Unterhaltung leben sollten, fröhlich und glücklich sein, wie der Kurarzt vorgeschrie-

ben, und ihr Dasein genießen. Sie alle, die hier gingen, schienen ein anderes Leben zu führen als daheim, denn hier waren sie aller Sorgen und Lasten enthoben. Die Alternden schienen verjüngt, die Jungen voll doppelter Daseinsfreude. Frauen und Mädchen hatten sich geschmückt, geschmückt für die Augen der Männer, der Jünglinge wie der Greise. Ein Jubel, eine Fröhlichkeit lag in der Luft, ein Dehnen und Sehnen füllte die Glieder.

Und Minne ahnte in all diesen Herzen Jugend oder Jungwerden, ahnte in all den Gesprächen ein Flirten, ein Kosen, ahnte die Liebe! Die Liebe, die auch in ihrem Herzen brannte für diesen jungen Menschen, mit dem sie allein sein sollte acht selige Tage, die Liebe, die ihrem Manne nie recht gehört, vielleicht weil die junge Frau nie gewußt, wie sie sei. Da ward aus gassenbübischem Wesen weichweibliche Hingebung. In ihren übermütigen Augen zitterte eine ferne Sehnsucht. Das Geschlecht, das in den Armen des Riesen geschwiegen, das seine Liebkosungen nur geduldet, wachte plötzlich auf in immer drängenderem Triebe.

Da vergaß sie alle Vernunft. Sie dachte: ‚wir treffen ja doch keinen Menschen, der uns kennt!‘ Ihr schien alles so leicht und einfach. Ihr war, als habe sie sich nie einem Manne gelobt. Sie war nicht mehr daheim, sie fühlte sich frei, und sie drückte den Arm dessen, der ihr sinnliches Herz erweckt, schmiegte sich an ihn, flüsterte ihm neckische Worte zu, hing an seinen Lippen. Sie sah nur noch diesen einen Menschen, sie empfand nur noch ihn, und all ihre Sinne, ihre Gedanken, all ihr Herz, alles, was in ihr war, drängte sich zu ihm. Die Schärfe, das überlegene Wesen schien ausgelöscht. Nur ihre Triebe sprachen, sie ward ganz Weib. Ein Gedanke lebte allein in ihr: ihm zu gefallen, ihn glücklich zu machen.

Da fragte er zuerst zaghaft, dann drängend, ohne auszusprechen was sie doch verstand:

— Bleibt sie heute offen?

Sie sah ihm in die Augen, als wolle sie die seinen festhalten und nicht mehr loslassen, sie sah ihm ins Gesicht, mit ihrem jetzt mit einem Male so weiblichen, weichen, sehnenden Blick:

— — — Ja.



— Sind Sie schon lange hier?

Minne machte zuerst ein erstauntes Gesicht. Sie ahnte, sie hatte die Dame irgendwo in Berlin getroffen, aber sie konnte sich nicht entsinnen, wie sie hieß. Nun antwortete sie mit einem freundlichen Grinsen:

— Ich bin erst gestern angekommen.

Die Dame mit auffallendem Hute und für ihr Alter zu jugendlich angezogen, meinte mit dem gleichen, freundlichen Lächeln:

— Ich bin auch erst seit kurzer Zeit hier. Es ist doch sehr angenehm, wenn man Bekannte trifft.

Minne sah sich verstohlen um, ob er denn noch nicht käme. Die Dame erzählte, welchen Brunnen sie trinke und wieviel Becher, daß man sehr vorsichtig mit der Diät sein müsse, wie lange man spazieren zu gehen hätte. Sie belehrte Minne, als sei sie ihr Arzt. Dabei hielt sie ihren Becher in der Hand, zum Schutze des Handschuhes eine kleine Serviette darunter, und sog den Brunnen zwischen jedem Satz aus einem gebogenen Glasröhrchen. Minne

reichte ihr plötzlich die Hand mit dem gewinnendsten Lächeln:

— Es ist höchste Zeit, ich muß meinen zweiten Becher trinken!

Dann ließ sie die Aufgedonnerte stehen und huschte davon, immer von der Angst gequält, die andere möchte ihr folgen. Sie trat in die Reihe der Menschen, die unter den Kolonnaden des Mühlbrunnens eine Kette bildeten und langsam vorrückend sich der Quelle näherten. Als hinter ihr zusehends die Menge wuchs, ohne daß die unbekannte Dame sich darunter befunden hätte, atmete Minne auf.

Nun kam sie an den Brunnen, der in der Tiefe einer tempelartig gerundeten Öffnung entsprang. Schwarz gekleidete, halbwüchsige Mädchen mit Schleifen im Haar und kleinen Schürzen standen auf den Stufen bis zu dem Brunnen hinab, der in der Tiefe aus dem geteilten Mundstück der silbern glänzenden Röhre unausgesetzt doppelt lief. Minnes Becher wanderte von einem Mädchen zum andern, wurde gefüllt und stieg dann auf der anderen Seite von einer Hand zur anderen wieder empor. Über der Quelle stand der Name des Brunnens. Minne las die Temperatur in Reaumur, Celsius und Fahrenheit. Langsam rückte sie dabei vor. Einen Augenblick darauf hatte sie ihren Becher wieder empfangen.

Jetzt trat sie aus der Kette heraus, blieb auf der obersten Stufe des Säulenganges stehen und nippte an dem heißen, dampfenden Wasser, während sie über den Rand des Trinkgefäßes die Menschen musterte, von zwei Gedanken beherrscht: ‚Sind Bekannte da?‘ Und: ‚Wo ist e r?‘

Unausgesetzt strömten Menschen vom Markte herüber, aus der Mühlbrunnen-Kolonnade oder über die Brücke vom

anderen Ufer der Tepl. Alles traf sich hier und sprach über Dauer, Erfolg der Kur, Anzahl der Becher, Art des Brunnens. Damen, die daheim gemeint hätten, vor Scham in den Boden sinken zu müssen, wenn sie über die natürlichen Vorgänge des Stoffwechsels gesprochen hätten, erzählten hier ausführlich Leuten, die sie kaum kennen gelernt, ob ihre Verdauung gut oder schlecht sei.

Einzelne standen abseits, den Rücken den Menschengruppen zugewendet, um während der wichtigen Augenblicke, da der heilige Trank ihren Körper durchlief, nicht gestört zu sein.

Minne trat plötzlich hinter eine Säule. Sie hatte wieder Bekannte entdeckt, Menschen, mit denen sie zwar in Berlin nicht näher verkehrte, die aber hier, wo die fremdesten Leute aus Anschlußbedürfnis vertraulich wurden, sie anreden konnten. Da gewahrte sie das gebräunte Gesicht, den in die Stirn gedrückten Strohhut ihres Freundes. Sie ging einen Schritt vor, daß er sie nicht übersehen solle; doch von weitem schon steuerte er auf sie zu, zog den Hut und behielt ihn in der Hand, während er die Lippen auf ihren Handschuh drückte. Dann sahen diese beiden Menschen, die miteinander der Sünde ins Antlitz geblickt, sich scheinbar kühl und förmlich an, und doch lohten ihre Augen ineinander und schienen sich einzubohren eines in des anderen Pupille, als wollten sie sich nicht wieder loslassen. Ihre Hand war in der seinen ruhen geblieben, nun entzog sie ihm die Finger und machte ein Gesicht, als sei der da neben ihr der fremdeste aller Menschen:

— Ach, ich hatte es so nötig die Kur zu brauchen. Ich bin ja so schwer krank. Man sieht's mir nur nicht an. Trinken Sie auch, Herr von Proveis?

— Ich sollte es eigentlich zum Scherze tun. Kommen Sie mit, gnädige Frau, einen Becher kaufen?

— Sehr gern.

Sie gingen nebeneinander her, ohne ein Wort mehr zu sprechen. Es war, als müsse er notgedrungen eine Dame seiner Bekanntschaft ein Stück begleiten. Jemand grüßte. Leutnant von Proveis grüßte wieder.

Sie fragte:

— Wer war das?

Er biß sich auf die Lippen:

— Ein Kamerad.

— Ich dachte doch, es sei kein Mensch hier!

Im nächsten Augenblick standen ein kleiner, magerer Herr mit gelblichem Gesicht und eine junge, blonde Dame vor ihnen:

— Mein Gott, Sie hier? Seit wann denn?

Da Minne stehen blieb, nahm Leutnant von Proveis den Strohhut ab:

— Gnädige Frau, darf ich mich empfehlen? Vielleicht habe ich wieder einmal die Ehre Sie zu sehen?

Sie nickte kurz:

— Gewiß. Vielleicht am Brunnen.

Dann wandte sie sich zu den beiden anderen, einem Fabrikbesitzer aus Berlin mit seiner Tochter, Leuten, die ihr nicht näher getreten waren, aber die ihre Mutter gern hatte. Sofort nahmen die beiden sie in die Mitte und gingen mit ihr zwischen den Kolonnaden und der Tepl dem Kurhause zu. Das junge Mädchen war einsilbig. Ihr Vater aber berichtete Minne sofort seine ganze Krankengeschichte.

Als die Promenade zu einem kleinen Platze sich erweiterte, ging der Herr zu dem Tempelchen hinüber, unter dem die Franz Josefsquelle entspringt. Das junge Mäd-

chen aber blieb neben Minne stehen. Die war wütend. Was ging sie das dumme Ding an? Sie streckte dem blonden, stummen albernen Wurm die Hand entgegen:

— Es ist Zeit für meinen zweiten Becher.

Ohne eine Antwort abzuwarten, tauchte sie im Strome der Menschen unter, die bei den Klängen der Musik im langsamen Bummelmarsch auf und nieder schritten. Sie wand sich zwischen den einzelnen durch, lief um die Paare herum, steuerte rechts, links, nur von der Sehnsucht getrieben ihn zu treffen. Als sie vor sich abermals einen Bekannten sah, ging sie die Stufen hinauf unter die Kolonnaden und blieb dort ärgerlich stehen. Das konnte ja gut werden! Da sah sie von weitem den Offizier. Sie schritt auf ihn zu:

— Kommen Sie.

Sie ließ Brunnen Brunnen sein und ging eilig mit ihm über den Marktplatz.

Wieder grüßte jemand. Sie machte ein hochmütiges Gesicht, und während sie nach der alten Wiese weiter schritten, sagte sie zu ihrem Begleiter:

— Jetzt fehlt nur noch, daß jemand mitessen will oder mitwohnen. Wir wollen fort — weit fort.

Während sie gingen, faltete er eine Karte auseinander:

— Das erste, was sich ein Soldat in einem fremden Ort anschafft! Wie wäre es, wenn wir gleich hinter Pupp in den Wald gingen?

— Gut.

Der Weg begann zu steigen, unter den grünen Laubwaldhallen hin. Immer einsamer wurden die Pfade. Nur ab und zu einmal begegneten sie einem Parkwächter, der den Stock in der Hand, die Dienstmütze auf dem Kopf, sie beim Vorüberkommen grüßte. Sie gingen in den

jungen Morgen hinein durch den frischen, duftenden Forst, sie gingen allein, kein Mensch war mehr zu erblicken. Da kehrte ihre gute Stimmung zurück, und sie nahm seinen Arm:

— Hier ist es schön.

Sie betrachtete die saftigen Wiesenstreifen zwischen den Bäumen, wo kleine Silberfichten standen. Bläulich silbern schimmerten die Nadeln. Minne schlug vor Freude die Hände zusammen, als hätte sie nie in Berliner Gärten etwas derartiges gesehen. Nun blieb sie stehen bei allem, was sie Neues entdeckte. Da huschte ein Eichhörnchen über den Waldboden hin. Sie hielt ihren Begleiter ängstlich zurück und legte den Finger an den Mund, aber es war scheu davongesprungen, kletterte ruckweise in Windungen an der roten Rinde einer hohen Kiefer hinauf, und jedesmal, wenn es inne hielt, sah man die runden, klugen, schwarzen Äuglein leuchten.

Dann öffnete sich der Wald. Sie standen vor einem Tiefblick ins Tal hinunter. Minne, die sich sonst nie für die Natur begeisterte, fand das alles ‚himmlisch', wie sie sagte. Sie streckte die Arme aus, sog tief die Luft in die Lungen und rief:

— Oh, dieser Frieden! Wie das wohl tut!

Dann saßen sie irgendwo auf einsamer Bank. Sie begann von der Natur zu schwärmen, sie behauptete, das sei viel schöner als die Stadt, so etwas habe sie sich immer geträumt. Er hörte lächelnd zu, während sein Auge an ihren Lippen hing und an ihrer leise atmenden Brust, sein Auge, das immer etwas Hartes und tierisch Sinnliches hatte. Wie sie nun weiter schritten und die höher gestiegene Sonne mit ihrem Glanz die Wege bedeckte, machte die junge Frau immer neue Entdeckungen, als habe sie bisher nicht Augen

gehabt zu sehen: daß die Nadeln bei diesem Baume wie ein Fächer standen, bei jenem aber rund um den Zweig herum, daß diese Stämme rot waren und jene braun. Bei einem Talblick rief sie:

— Sieh mal da das Wasser, das ist ja die Tepl! Sie klatschte in die Hände und hüpfte umher gleich einem Kinde. Proveis blieb immer ernst und ruhig, aber er betrachtete sie mit verzehrenden Blicken, wollte sie im Arm haben, sie fühlen, sie küssen. Da sagte die kleine Frau und krampfte die Hände in ihren Gürtel:

— Herrgott, habe ich Hunger.

Er wollte sie nicht aus seinen Armen lassen, doch sie machte sich los:

— Nein, erst Kaffee trinken.

Dann lief Minne wie ein tolles Kind den ins Tal führenden Weg hinunter. Er eilte nach, ein wenig lässig und atemlos. Es machte ihr Scherz, daß er nicht folgen zu können schien, und wenn er sie beinahe eingeholt hatte, rannte sie lachend davon:

— Ich kann doch schneller laufen!

Nachdem das Spiel eine Weile gedauert hatte, ward er ärgerlich:

— Minne, das ist zu dumm!

— Dumm? Nein, das ist reizend! So was habe ich ja nie gekannt! Komm, wir wollen mal sehen, wer zuerst unten ist.

— Fällt mir gar nicht ein.

Sie fragte ernst:

— Ist das der Dank?

Er war jetzt bis zu ihr herangekommen:

— Was denn Dank?

— Ach, du verstehst mich schon!

Er war eigentlich verstimmt, doch er versuchte zu scherzen:

— Reiten ja, aber nicht laufen!

Nun lachte sie ihn aus:

— Ha, ha, er ist müde! — Mit einem Male blitzte sie ihn an:

— Du hast wohl nicht ausgeschlafen?

Er lachte verschmitzt:

— Das ist auch nicht möglich.

Sie rief frech zurück:

— Ich auch nicht, aber mich bringt's nicht um!

Dann steigerte sie noch ihre Keckheit:

— Ach Gott, wenn ich das gewußt hätte.

Aber da war es, als wolle er sich als Mann zeigen. Er umklammerte sie, daß sie nicht loskommen konnte, und bedeckte ihr Gesicht und ihren Hals mit Küssen. Sie waren so ineinander verstrickt daß sie nicht merkten, wie jemand sich näherte. Ein alter Herr. Er stieß absichtlich laut seinen Stock auf, seine Stiefel trafen hart den Boden, er räusperte sich wie zur Warnung. Im letzten Augenblick ließen die beiden sich los. Minne wandte beschämt das Gesicht ab. Der Herr aber ging eiligst vorüber, ein mühsam unterdrücktes Lachen in seinem langen, weißen Bart.

Sie machte ihm einen Vorwurf:

— Siehst du, das kommt davon!

— Ja, wenn du solche Sachen sagst.

Sie legte die Hände an ihr Haar, es glatt zu streichen, zog sich Rock und Bluse zurecht und keuchte außer Atem:

— Nun wollen wir artig sein.

Sie gingen wieder ein Stück voneinander getrennt

den Weg hinab, der bald auf die Fahrstraße mündete. Ein paar Minuten darauf saßen sie im „Kaiserpark“ an einem Tische, der möglichst versteckt lag, beim Frühstück.



Draußen im Walde auf dem Wege von der Stefaniewarte zur Stadt blieben sie stehen. Sie zog einen Brief aus der Tasche:

— Bis Sonntag hast du Urlaub, nicht wahr?

— Ich könnte abends fahren! Wenn ich nur Montag früh zum Dienst da bin.

Sie zerknitterte wütend den Brief:

— Mein Mann ist nicht nach Italien gefahren! Die dumme Mama wollte nicht! Sie kommen Sonnabend.

Er machte ein betretenes Gesicht. Minne zuckte die Achseln:

— Was ist heute?

— Donnerstag. Du mußt Freitag fort.

Er bohrte mit dem Stock auf dem Wege:

— Ach Unsinn!

Sie blickte ihn lauernd an:

— So? Und nach mir fragst du nicht?

Seine Gesichtszüge veränderten sich:

— Bitte, ich tue, was du willst.

Aber es lag eine kleine Verstimmung zwischen ihnen, und sie gingen wortlos durch die Wegesbreite getrennt, sie rechts, er links. Sie dachte, wir wollen mal sehen, wie lange er es aushält.

Minuten währte das. Sie begegneten keinem Men-

schen. Da sah sie jemand von weitem; ein dunkles Gefühl sprach: ‚den kenne ich‘, und als sie ein paar Schritte näher gekommen waren, erkannte sie an Gang und Kleidung Doktor Redenbach. Ein Schreck durchfuhr ihre Glieder. Wie kam der Freund ihres Mannes hierher? Dieser Spion und Stänker! Doch Minne faßte sich schnell und winkte Doktor Redenbach schon von weitem zu:

— Nein, so eine Überraschung, was machen Sie denn hier?

Er grüßte und sah mit seinen Augen, die wegen der merkwürdig langen Nase etwas Schielendes hatten, den Offizier an, dann antwortete er:

— Ich bin zur Kur hier.

Sie fragte in der unbefangensten Art:

— Sind Sie zum ersten Mal in Karlsbad?

— Nein. Immer wenn ich aus den Tropen zurückkomme, muß ich her. Dann rührt sich meine Leber.

Minne griff fest um den Stiel ihres Sonnenschirmes. Sie zitterte innerlich vor Wut, aber immer noch machte sie ein lächelndes Gesicht. Bemüht, etwas zur Unterhaltung zu finden, fragte sie, wo er wohne, seit wann er angekommen sei, wie lange er bleiben würde, nicht anders wie die Leute unten am Brunnen, über die sie sich so geärgert hatte.

Der junge Offizier stand dabei, beinahe als wäre er nicht vorhanden. Minne wandte sich zu ihm und streckte dem Ahnungslosen die Hand entgegen:

— Leben Sie wohl, Herr von Proveis. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen mir den Weg zu zeigen und mich so weit zu bringen. Ich wäre ja verloren gewesen ohne Sie. Bitte, machen Sie nun ja Ihren Spaziergang. Sie wollten doch weiter wie die Stefaniewarte?

Der junge Offizier machte ein so erstauntes Gesicht, daß Minne sich ärgerte, wie er auf ihre Schlauheit nicht einging. Sie spannte den Sonnenschirm auf, um die Röte zu verbergen, die verräterisch auf ihre Wangen stieg.

Doktor Redenbach sagte in seinem gleichmäßigen Ton, der sie an ihm erboste:

— Es sind doch überall Wegweiser hier? Da steht ja angeschlagen: ‚Weg zur Stadt!‘

Sie standen gerade an einer Tafel, an der mit einem Pfeil die Richtung nach Karlsbad hinab deutlich gekennzeichnet war. Minne blickte sich um:

— Ach ja, hier! Weiter oben waren keine.

Nochmals gab sie dem Offizier die Hand:

— Adieu, Herr von Proveis! Danke vielmals.

Sie überwand sich und streckte auch Doktor Redenbach mit grinsendem Lächeln die Finger entgegen. Dann schritt sie an den beiden Herren vorbei, den sich stark senkenden Weg hinunter, und als sie vorüber war, kniff sie die Augen zu, biß die Zähne aufeinander und ballte die kleinen Finger vor Wut über diesen unverschämten Schleicher, der ihr Glück störte.

Die beiden Herren, die nun notgedrungen in der gleichen Richtung gingen, setzten den Weg langsam fort. Nach einer Weile fragte der Doktor:

— Sind Sie schon lange hier, Herr von Proveis?

Dabei sah er ihn über seine lange Nase merkwürdig an.

Der junge Offizier gab den Blick zurück:

— Leider nicht. Ich habe nur kurzen Urlaub.

— Ah, Sie reisen wieder ab?

— Leider. Ich muß.

— Es gefällt Ihnen wohl gut hier?

— Allerdings, sehr gut.

Der Offizier lüftete seinen Hut:

— Ich muß schneller vorausgehen. Ich werde oben erwartet.

Dabei schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf, und er veränderte mit einem Male seinen Ton zu größter Liebenswürdigkeit:

— Herr Doktor, offengestanden — ich bin nämlich mit einem Mädel hier. Aber bitte, sprechen Sie nicht davon. Sie verstehen?

Der Doktor machte ein erstauntes Gesicht. Leutnant von Proveis setzte mit einer gewissen Vertraulichkeit seine Lüge fort:

— Bitte, sagen Sie's nicht Frau Reiß. Damen sind ja oft merkwürdig mit so was. Daß ich ihr auch gerade hier begegnen muß! So 'n Pech! Ich hatte mit meiner Freundin eine kleine Spritztour unternommen und mir eingebildet, hier in Karlsbad würden wir keinen Bekannten treffen.

Auf Doktor Redenbachs Gesicht erschien ein merkwürdiges Lächeln:

— Wie Sie sehen, ist man nie sicher vor Bekannten.

Der Leutnant wußte nicht recht, was er aus der Antwort machen sollte, zog förmlich den Hut und sagte nur:

— Morjen!

Dann stürmte er den Weg, den er gekommen, zurück, als ob er es eilig hätte. An der Biegung hinter den Bäumen lugte er durch das Laub. Er sah den Doktor auf seinen Stock gestützt noch stehen, wo er ihn verlassen hatte, und ihm nachblicken. Leutnant von Proveis dachte: so ein verfluchter Kerl. Dann aber verließ er den geebneten Pfad, lief zwischen den Kieferstämmen ein Stück hinab, wo er auf einen zweiten Weg traf, zog seine Karte

hervor, orientierte sich und eilte, so schnell er konnte, nach Karlsbad hinab.

Auf seinem Zimmer angekommen, klopfte er mit dem Signal: Eins, zwei, drei — Pause — vier, fünf, an der Tür. Die Antwort tönte zurück, sie öffneten, und zwei verdutzte Gesichter sahen sich an. Der Leutnant fragte:

— Was macht dieser Ochse nur hier? Dieser Spion, der seine ekelhafte Nase in alles stecken muß!

Minne wollte sich ausschütten vor Lachen, warf sich in einen Stuhl, schlug ein Mal über das andere mit der flachen Hand auf den Schenkel und knickte in ihrer Heiterkeit zusammen wie ein Taschenmesser.

Proveis verzog keine Miene. Nach einiger Zeit, als der Lachanfall noch immer kein Ende nahm, sagte er ärgerlich:

— Ich finde das gar nicht komisch!

Sie blickte ihn an, Tränen in den Augen:

— Ach Gott, ich kann ja gar nicht mehr! Ich kann nicht mehr. Nein, das Gesicht von dem Kerl und die Nase. Immer länger wurde sie. Ich dachte, sie müßte bald auf die Krawatte stoßen.

Der Offizier ging nervös im Zimmer auf und ab:

— Ja, Donnerwetter, was wird denn nun?

Sie tupfte sich mit dem kleinen, violetten, spitzenbesetzten Taschentuch die Augen:

— Was wird? Gar nichts. Was geht uns der Kerl an?

— Was er uns angeht? Daß er alles brühwarm berichten wird.

— Was soll er denn berichten?

— Na, daß er uns zusammen getroffen hat.

Aber sie begann wieder zu lachen:

— Habe ich das nicht fein gedeichselt? Ich hatte nur Angst, daß du die Geschichte nicht kapieren würdest.

Er brummte:

— So dumm bin ich doch nicht.

Sie stand auf, etwas ernster geworden:

— Was machen wir nun?

Dabei blickte sie zu Boden, steckte unter dem Kleide ihren spitzen, kleinen Schuh hervor und besah ihn von allen Seiten. Proveis meinte ärgerlich:

— Na, der Rummel wäre nun also aus. Ich reise mit dem nächsten Zuge ab.

— Warum denn?

— Ich kann doch nicht hier bleiben.

— Warum denn nicht?

Er erzählte ihr die Geschichte von der erfundenen Freundin, die oben am Wege auf ihn gewartet hätte. Minne verzog den Mund:

— So was brauchtest du auch nicht zu sagen.

Aber er war stolz auf seinen Einfall:

— Das war doch gerade vorzüglich.

Sie blickte ihn verliebt an:

— Du sollst keine Freundin haben.

— Sie existiert ja nicht.

— Aber ich liebe solche Scherze nicht.

Doch er blieb dabei mit dem nächsten Zuge Karlsbad verlassen zu müssen. Sie nahm ihn bei den Armen:

— Du bleibst, hörst du?

— Nein, ich gehe.

— Nein, du bleibst.

Er suchte sich loszumachen:

— Das geht doch nicht!

Minne krallte sich an ihm fest und sah ihn mit weit-aufgerissenen Augen an:

— Hörst du, ich verlange, daß du hierbleibst.

Er wandte das Gesicht ab:

— Ich muß abreisen!

Sie grub die scharfen Nägel in seinen Arm, ihr schlangengleicher Leib legte sich ganz an ihn an:

— Tu mir den Gefallen.

— Ich will keine Unannehmlichkeiten haben.

Sie suchte mit ihrem Munde seinen Mund; er wandte ihn ab. Sie preßte seinen Kopf herum, dann zwängte sie ihre Lippen zwischen seine Lippen und schmiegte ihren Körper wieder dicht an seinen Leib. Sie drängte ihn zurück, bis ans Sofa, und da er das Möbel nicht gesehen, kippte er hinten über und kam zu sitzen. Da warf sie ihn durch eine schnelle Bewegung herum, kniete neben ihm zu Boden, bedeckte sein Gesicht, seine Augen, seine Stirn, seine Wangen, seinen Hals mit ihren Küssen:

— Du bleibst, du bleibst!

Er wehrte sich noch immer:

— Ich kann nicht! Bedenke doch, was Redenbach ihm sagen wird. Ich muß bei der Reise bleiben. Laß mich! Ich kann wirklich nicht!

— Weshalb?

— Ich habe es dir schon gesagt, ich mag keine Unannehmlichkeiten haben.

Sie stemmte die Ballen beider Hände gegen seine Schultern, drückte die Arme steif durch, bog den Körper zurück und sah ihn an mit gerunzelten Brauen, einen Zug um den Mund, halb Angst, halb Mitleid:

— Du fürchtest dich wohl?

Er antwortete ein wenig gezwungen:

— Ich möchte doch keine Grobheiten kriegen vom Kommandeur!

Ein höhnisches Lächeln ging über ihr Gesicht:

— Aha!

Er streifte ihre Hände ab und besiegte ihren kurzen Widerstand:

— Aha? Was soll das heißen? Du lachst mich aus, weil ich keine Schweinereien haben will? Weil ich nicht herausgeschmissen werden will? Ich will weiter dienen! Ich habe nichts als meine Karriere. Ich will vorwärts kommen. Ich will nicht herausgeschmissen werden. Das will ich meinen Eltern nicht antun.

Sie schlug die Arme über der Brust übereinander:

— O du starker, stolzer Mann.

Leutnant von Proveis ging in jähem Entschluß, wie einer, der nichts weiter zu sagen hat, in sein Zimmer. Er schloß die Türe hinter sich, riegelte aber nicht zu. Am Fenster blieb er stehen. Er sah hinaus über das grüne Blätterdach des Gartens, wo jetzt wieder, wie am ersten Tage, an dem sie gekommen waren, die Musik spielte. Ein militärisches Potpourri: Soldatenlieder, Zapfenstreich, Signale, historische Militärmärsche, bunt durcheinander. Und diese Musik, seinem Soldatenohre vertraut, bestärkte ihn noch in dem Gedanken, abzureisen. Er hatte sich da in eine verfluchte Geschichte eingelassen, in seiner Sinnlichkeit ganz hingerissen von dieser leidenschaftlichen Frau, die ihn mit ihrer Glut noch zehn Mal überbot. Aber er dachte an die Kameraden, den Kommandeur, der keinen Spaß verstand. Er dachte, wie er es angedeutet vorhin, an seine Eltern daheim. Und immer wieder kam ihm der Gedanke: Es ist heiß genug, fort, fort, ehe es brennt.

Da umschlangen ihn zwei weiche Arme, und er fühlte

den Hauch ihres Mundes. Sie drehte ihn herum, bog sich zu ihm, schmiegte sich an seine Brust, rankte sich an ihm empor. Ein ängstlicher Ausdruck lag auf ihren Zügen:

— Habe ich dich verletzt? Ich bitte dich um Verzeihung! Sei gut, ich bitte dich um Verzeihung.

Dann kniete sie vor ihm hin und legte die Handflächen gegeneinander, in ihren Augen Zärtlichkeit und Liebe. Ihre Nüstern bewegten sich leise, ihr Mund öffnete sich zum Kuß. Da wankten alle seine Vorsätze: eine Frau knieen vor ihm! Und er beugte sich nieder zu ihren Lippen. Dann umklammerten sich die beiden Menschen, die ihre Sinne zueinander geführt. Sie saßen eng beisammen. Sie überwand ihn, und als sie fühlte, wie sein Widerstand wich, ließ sie nicht von seinem Munde und drängte ihre kleine, spitze Schlangenzunge zwischen seine Zähne und legte sich an ihn, eng, als wären ihre Leiber aus einem Guß, und ließ ihn nicht, bis daß Mann und Frau eins wurden und erst aus dem Taumel erwachten, als die Sonne erlosch und matte Dunkelheit niedersank über das Zimmer.



— Und ich reise doch — sagte er müde am nächsten Morgen.

Er hatte den Koffer schon gepackt, die Rechnung bezahlt. Heute war auch sie anderen Sinnes. Er hatte recht. Sie würden sich ja in Berlin bald sehen. Sie bat nur:

— Willst du mir schreiben?
— So oft ich kann!
— Kuß!
— Und du mir?
— Jeden Tag.
— Küsse mich dafür!
— Hast du mich denn lieb?
— Und du mich?
— Das fragst du?
— Küsse mich, küsse mich, küsse mich!
— So.
— Nein, besser!
— So soll es immer sein.
— Ich danke dir.
— Und ich dir.
— Was ist zu danken?
— Für deine Liebe.
— Minne!



Minne traf Doktor Redenbach am Brunnen. Sie teilte ihm mit, daß ihr Mann und ihre Mutter mit dem nächsten Zuge ankämen.

— Ich fahre zum Bahnhof. Wollen Sie mich begleiten, Herr Doktor?

Er sah sie erstaunt an. Sie las in seinen Augen den Zweifel: ‚Sollte es doch nicht sein?' den Gedanken: ‚Oh, bist du gerissen!' erneuten Zweifel: ‚So kann sich doch niemand verstellen?' Dann sagte er zu.

Die beiden fuhren mit einem Fiaker hinaus. Unterwegs erzählte sie, daß sie sich so verlassen und einsam gefühlt habe, ohne jegliche bekannte Seele, und wie sie aufgejubelt, als sie endlich zufällig Herrn von Proveis getroffen habe. Aber der sei merkwürdig gewesen, als beruhe die Freude, einander zu begegnen, nicht gerade auf Gegenseitigkeit. Wie sie das scheinbar harmlos erzählte, blickte Doktor Redenbach sie abermals von der Seite an, als wisse er nicht, was er von ihr halten solle.

Der Zug lief in die Halle ein. Heinrich Reiß stieg gebückt aus, richtete sich zu voller Höhe auf, half seiner Schwiegermutter die Tritte herab, und einen Augenblick darauf umarmte Frau Eilers ihre Tochter. Heinrich küßte Minne rechts und links auf beide Wangen. Sie hängte sich an seinen Arm mit einem kurzen Blick auf den Doktor, ob er es auch recht sehe, und während sie zum Wagen schritten, fragte sie nach tausend Kleinigkeiten: Wie es ihrem ‚guten Riesen' ergangen sei ohne sie, warum sie die italienische Reise doch nicht gemacht, was die Dienstboten trieben, ob Heinrich Briefe und Zeitungen mitgebracht hätte? Sie fragte nach Bensemanns, Liesers, Brökings; ob Frau Plans ‚Gatte' wieder ein neues Stück geschrieben hätte. Dabei schmiegte sie sich eng an den großen Mann.

Doktor Redenbach folgte mit Frau Eilers. Sie schien besserer Laune, hatte sie sich doch mit ihrem Schwiegersohn gut unterhalten, standen ihr doch schöne Tage bevor, an denen sie alle ihre neuen Hüte und Kleider zur Geltung bringen konnte. Sie war förmlich übermütig. Sie sprang in den Wagen, und in dieser veränderten Art hatte sie bei gleicher, nur durch die Jahre stärker gewordenen Gestalt eine solche Ähnlichkeit mit ihrer Tochter, daß man begriff, wie die eine vielleicht einst so gewesen, wie die

andere heute war, und die andere möglicherweise einmal so werden konnte, wie die Jahre die eine gemacht.

Jeden Morgen begleiteten Heinrich und Frau Eilers Minne an den Brunnen, und jetzt zum ersten Mal trank sie wirklich. Sie erzählte, wie gut ihr die Kur bekomme, hielt genau ihre Zeit ein nach jedem Becher, redete ängstlich über ihre Diät und äußerte die Absicht, da das Bad so gut anschlüge, noch länger zu bleiben. Damit war Frau Eilers sehr einverstanden. Heinrich wurde nicht gefragt. Am ersten Tage am Brunnen wurde er zur Sensation und löste die Gespräche über gute und schlechte Verdauung ab, denn einer fragte den andern:

— Haben Sie den Riesen schon gesehen?

Eine Dame meinte gleichsam bemitleidend:

— Und die arme, kleine, schwache Frau!

Man erkundigte sich, wer die beiden seien. Die Berliner Bekannten, die Frau Eilers sofort um sich gesammelt hatte, und die jetzt mittags bei Pupp einen großen Tisch bildeten, trugen die Namen von Mund zu Mund. Nun erinnerte sich dieser und jener wohl des anderen Herrn, den man mit Frau Reiß hie und da beim Spazierengehen getroffen hatte.

Minne wartete vergeblich auf einen Brief von Leutnant von Proveis, obwohl sie ihm schon mehrmals geschrieben hatte. Eines Morgens kam ihr Mann etwas später an den Brunnen, weil es früh kalt war und er nur einen dünnen Sommerüberzieher mithatte. In seinen großen Fingern hielt er einen Brief an einer Ecke und ließ ihn auf und nieder wippen:

— Die Post ist heute sehr spärlich! Leider nur das. Hoffentlich wenigstens was Gutes.

Sie erkannte ihres Freundes Schrift, drehte aber

sofort den Umschlag herum, denn Doktor Redenbach, der Unvermeidliche, stand neben ihnen. Sie bezwang sich und gab lächelnd zurück, indem sie dem Doktor zunickte:

— Wie Heinrich alles ahnt!

Dabei drückte sie, gleichsam im Scherz, den Brief an die Lippen. Der Riese beugte sich zu ihr nieder:

— Du, ich werde ja ganz eifersüchtig.

— Mein guter Riese, von einer Freundin, die mich lieb hat. Leider ist sie ein Schaf!

Aber die Neugierde brannte in ihr zu wissen, was er schrieb. Während die anderen sich unterhielten, ging sie zum Brunnen, als wolle sie noch einen Becher trinken. Als sie außer Sehweite war, eilte sie über den Marktplatz die breiten Stufen zum Schloßbrunnen hinauf, so schnell, daß sie innehalten mußte, um den Atem wieder zu gewinnen. Nun riß sie den Brief auf:

Gnädige Frau!

Was war denn das? Sie blickte nach der Unterschrift, die des Leutnants vollen Familiennamen trug. Das Blut stieg ihr vor Ärger in die Wangen, aber als sie weiter las, wurde ihre gerunzelte Stirn glatt:

‚So lautet die förmliche Anrede. Du wirst dich wundern warum. Nun, ganz einfach. Wenn Du den Brief unversehens öffnest und irgend ein neugieriger Mensch blickt Dir über die Schulter, so soll er eine ‚gnädige Frau‘ finden, und eine förmliche Unterschrift, und dann wird ihm wohl alle weitere Neugierde vergehen.

Ich aber möchte Dir in diesem Briefe sagen, wie dankbar ich Dir bin für alles, was Du mir geschenkt hast und für die kurze Zeit, die wir zusammen sein durften. Ich

liebe Dich, das merke ich von Tag zu Tag mehr, seitdem ich von Dir getrennt bin. Ich habe mich zuerst dagegen gewehrt, das sage ich ganz offen. Ich begreife nicht, was Du aus mir gemacht hast, denn kein Augenblick vergeht, ohne daß ich an Dich denke, und wäre es mein größtes Glück, ein Bild von Dir zu besitzen. Ich wollte es Dir mehrmals sagen, aber es kam immer etwas dazwischen. Hast Du denn kein Bild? Vielleicht wirst Du meinen, ich muß mich auch ohne Bild Deiner erinnern. Aber ich habe jetzt so blödsinnig viel Dienst von früh bis abends, daß ich während des Tages keinen Augenblick an was anderes denken kann, und wenn ich dann nach Hause komme, habe ich eine solche Sehnsucht nach Dir, daß es mir wirklich nicht genügt, nur an Dich zu denken. Ich muß Dich dann vor mir sehen mit Deinem lieben Mund, daß ich ihn küssen kann. Denn wenn ich Dein Bild hätte, würde ich es immerfort an meine Lippen drücken, daß es bald so häßlich geworden wäre, daß ich Dich als Ersatz haben müßte.

Ich denke immer an unsere beiden Zimmer, und auch die lange Nase des Doktors stört mich nicht dabei. Sei nicht böse, daß ich nicht öfters geschrieben habe. Schreibe mir nur so oft, wie Du kannst, denn ich bin glücklich über jeden Brief. Aber ich selbst habe zu viel zu tun und bin auch mit der Feder nicht so gewandt. Du weißt ja, daß das Reiten meine ganze Leidenschaft ist. Generalstabsoffizier will ich nie werden. Der eine kann eben dies und der andere das. Und dann werde ich auch die Befürchtung nicht los, so ein Brief könnte mal in unrechte Hände fallen.

Teile mir mit, was Du darüber denkst. Du kannst mir schreiben, so oft Du willst. Bei mir ist keine Gefahr, denn wer sollte es bei mir lesen? Aber ich zittere für

Dich, daß meine Zeilen etwa von Deinem Manne gelesen werden könnten.'

Minne machte eine heftige Bewegung. Ein leises Lächeln ging um ihren Mund, nur eine Falte, die sich eingrub, als wollte sie sagen: ‚Mein Mann sollte nur mal meine Briefe lesen!' Dann senkte sie die Augen wieder auf den Briefbogen:

‚Das beste wäre, Du würdest, wenn Du wieder in Berlin bist, mir irgend eine Adresse angeben. Denke Dir was aus. Aber vergiß nicht.

Nun schließe ich für heute und danke ich nochmals für alles, was Du mir geschenkt hast. Ich bin ganz zerstreut manchmal beim Dienst oder im Gespräche mit den Kameraden, denn ich denke immer an Dich. Ich küsse Deine Hände, ich küsse Deinen Mund und bin in Ewigkeit

gnädigste Frau
Ihr
sehr ergebener
Frhr. von Proveis.'

Sie steckte den Brief ein und stieg die Stufen zum Marktplatz wieder hinab. Als sie am Postamt vorüberging, kam ihr der Gedanke, dem Geliebten einen Gruß zu senden. Sie lächelte vor sich hin, während sie sich ein Telegrammformular geben ließ.

Als sie eben des Leutnants Adresse schreiben wollte, erschien ein Riesenschatten in der Tür: ihr Mann mit seinem Freunde stand neben ihr:

— Minne, du hier?

Sie aber machte ihm ein abwehrendes Zeichen. Dann schrieb sie die Adresse ihres Dieners, und darunter:

‚Per Eilpost dicken Überzieher schicken. Reiß.‘

Heinrich hatte am Schalter zu tun. Während sie warteten, nahm sie den Doktor beiseite und schob ihm das Telegramm zu:

— Bitte, besorgen Sie es für mich. Mein Riese erkältet sich hier noch. Aber er darf es nicht wissen, sonst verbietet er mir's.

Der Ingenieur gab, während das Ehepaar zum Brunnen ging, das Telegramm auf. Da der Beamte die Schrift nicht gut lesen konnte und Doktor Redenbach helfen mußte, wurde er mit dem Inhalte vertraut. Am Brunnen fragte ihn Minne, wieviel sie schuldig sei. Er nannte die Anzahl der Heller. Dabei machte er ein so freundliches Gesicht, wie sie es kaum von ihm zu sehen bekommen. Und als hätte er im stillen Abbitte zu leisten, benutzte er die Gelegenheit, da sie ihm das Geld gab, und zog ihre Hand an die Lippen.

Sie hatten für den Nachmittag eine Wagenfahrt nach ‚Hans Heiling‘, einem beliebten Ausflugsort an der Eger geplant. Frau Eilers freute sich darüber wie auf jede Zerstreuung wie ein Kind. Aber Minne war mit einem Male dagegen. Als sie dann statt dessen durch das Tepltal einen Spaziergang nach dem ‚Kaiserpark‘ machten, sagte Minne gedämpft zu Doktor Redenbach, mit dem sie vorausging:

— Seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihnen allen die Freude verdorben habe. Ich weiß, Herr Doktor, wir sind nicht immer gute Freunde gewesen. Vielleicht haben Sie mal was an mir zu tadeln gehabt. Ja, ja, so dumm bin ich nicht. Ich habe wohl Launen. Aber sehen Sie mal, mein Mann ist für eine Wagenfahrt wirklich zu dünn angezogen. Daß der Esel von Diener ihm dicke Sachen eingepackt hätte! Er selbst versteht so was nicht.

Doktor Redenbach blickte sie über die lange Nase an:

— Das freut mich von Ihnen.

— Nun ja, wir können doch ein andermal fahren. Es läuft uns doch nicht weg. Mama ist natürlich wütend. Die will sich nur unterhalten. Aber ich will meinen Mann haben. Sie könnten mir einen Gefallen tun. Sagen Sie's doch mal meiner Mutter, Sie denkt wahrscheinlich, ich habe ihr absichtlich die Freude verdorben, darum hat sie schon den ganzen Weg mit mir kein Wort gesprochen.

Der Ingenieur versprach es, und nun, wo in der Tat Frau Eilers zu brummen schien und absichtlich recht weit mit ihrem Schwiegersohn zurückblieb, ohne sich um ihre Tochter zu kümmern, ergriff er die Gelegenheit:

— Gnädige Frau, Sie haben vorhin gesagt, ich sei nicht immer einverstanden mit Ihnen gewesen. Das ist auch so. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen offen etwas sage?

Sie blieb stehen:

— Bitte.

Doch er trieb zum Weitergehen:

— Die hinten brauchen es nicht zu hören. Nehmen Sie es, bitte, einem alten Freunde Ihres Mannes nicht übel, wenn er Sie auf etwas aufmerksam macht.

— Aber bitte.

— Die Menschen sind schlecht und haben öfters an Ihnen dies und jenes nicht recht gefunden, nicht vorsichtig, nicht . . . nicht korrekt.

Minne warf die Lippen auf:

— Ach, lassen Sie doch die Leute reden.

Sie sah ihn treuherzig an:

— Es gibt nur eine Richtschnur für unser Handeln: was man selbst denkt. Was habe ich denn ausgefressen?

Man brächte Leutnant von Proveis mit ihr in Verbindung. Sie müsse auch den Schein meiden.

Einen Augenblick durchzuckte sie der Schreck, aber sofort faßte sie sich und fragte erstaunt:

— Proveis? Warum der?

Und nun wurde sie erregt:

— Die Menschen sind doch wirklich unglaublich. Alle Freude wird einem zerstört. Darf man denn keinen Scherz mehr machen? Herr von Proveis ist frech, und es machte mir Spaß, ihm eins über den Mund zu wischen. Hat er sich denn beschwert?

Sie hielt den Kopf gerade aus, drehte jedoch die Pupillen zur Seite und folgte lauernd seiner Antwort.

Nein, aber sie gäbe sich zu viel mit ihm ab, es fänden sich immer Menschen, die dann redeten.

Da schien sie aus den Wolken zu fallen:

— Ah, jetzt verstehe ich. Das ist doch zu ungezogen. Ich werde es gleich meinem Mann sagen.

— Aber, gnädige Frau, machen Sie doch keine Geschichten. Warum sollen Sie ihn ärgern. Es ist nur Rederei, nur Gerücht. Aber allerdings, Sie sind schuld. Ich muß gestehen . . .

— Was?

— Ich habe auch so was gedacht, und ich kann nicht sagen, daß dieser Offizier mir sehr gefiele.

Sie ereiferte sich:

— Ach was, er ist bon garçon, ein bißchen vorlaut, unverschämt! Jawohl! Das sagen die lieben Menschen doch gewiß von mir auch. Bin's ooch! Aber mich unterhält's eben, mit Proveis Unsinn zu machen. Und man kann ihm so gut was vorschwindeln. Er fällt ja auf alles rein!

Sie lachte fröhlich und fuhr, gleichsam ein wenig verlegen fort: Sie hätte gute Augen und sähe alles. Er wäre ja zu Tode erschrocken gewesen, als sie ihn oben an der Stefaniewarte zufällig getroffen und die . . . die . . . andere in seiner Begleitung ebenfalls. Wenn sie sich auch sofort getrennt hätten, sie habe sie doch miteinander sprechen sehen! Und die Vergnügungsreise? Ganz solo? Sollte das einer glauben? Als Dame müsse sie ja aber tun, als merke sie nichts. O! die Seitensprünge der Herren Leutnants machten ihr einen unbändigen Spaß.

Sie lachten so, daß Doktor Reiß, der mit seiner Schwiegermutter näher gekommen war, rief:

— Was habt ihr denn?

Sie überließ es ihrem Begleiter zu antworten:

— Deine Frau erzählte mir gerade was Komisches.

Da sagte sie halblaut zum Ingenieur:

— Wie Sie gleich eine Antwort finden! Ich kann nicht lügen. Das ist's eben, was die Leute mir übelnehmen. Papa kümmert sich ja sonst nicht um mich, aber eine gute Lehre hat er mir gegeben. Als ich mal wie gewöhnlich mit der Tür ins Haus platzte, sagte er: ‚Minne, merke dir eins: Favete linguis!' Ludwig Plan hat mir's übersetzt. Er sagt, es hieße auf Deutsch ‚Halt die Klappe!'

Dann zuckte sie die Achseln und fügte mit einer gewissen wehmütigen Bitterkeit hinzu:

— Das ist das einzige Mal, daß mein Vater den Versuch gemacht hat, mich zu erziehen.



Die Kur, zu der noch eine Woche zugelegt worden war, ging zu Ende. Frau Eilers trank aus Langeweile auch Brunnen. Es unterhielt sie sehr, über den ‚Brunnendusel' zu klagen, der sich nach ein paar Tagen eingestellt habe. Sie erzählte etwas von ‚Echauffement', und auch sie berichtete ihrem Kreis genau die Schwierigkeit oder Leichtigkeit des Stoffwechselumsatzes. Es gab hier in Karlsbad fortgesetzt etwas zu tun. Das war reizend. Da mußte man sich beim Bäcker selbst das Frühstücksgebäck holen, beim Kaufmann den Schinken. Das Essen wurde zur schwierigsten, wohlbedachten Unternehmung. Jeden Gang bestellte sie drei Mal ab, weil irgend jemand von der Tischgesellschaft behauptete, was sie essen wollte, sei entschieden nicht kurgemäß, während ein anderer versicherte, sie könne es ruhig wagen, und ein dritter ihr einen Augenblick darauf mitteilte, wenn sie es äße, sei sie gewiß heute abend ein Kind des Todes.

Inzwischen war das Wetter wärmer geworden, und des Riesen dicker Überzieher blieb im Schrank hängen. Aber er freute sich über die Fürsorge seiner Frau und verdoppelte seine Aufmerksamkeiten gegen sie. Dabei sprang ein neues Kleid heraus, eine Straußenfederstola, ein Sonnenschirm und zwei Hüte. Sie gaben die Veranlassung, daß Frau Eilers sich das Gleiche, nur noch heller und jugendlicher, bestellte, denn sie fand nun ihre eigenen Sachen unmöglich zu tragen.

Am letzten Tage sollte der Ausflug nach ‚Hans Heiling' unternommen werden. Sie fuhren bald nach Tisch in einem Landauer hinaus durch das grüne, rauschende Tepltal. Eine ganze Gesellschaft hatte sich zusammengefunden. Das Restaurant lag dicht an der Straße und der schnell dahinfließenden Eger. Auf der anderen Seite

des Wassers ragten gespenstische, turmartig schroffe Sandsteinfelsen auf, an die Sächsische Schweiz erinnernd, während sonst die Landschaft ruhige, runde Formen zeigte. Als die Gesellschaft an zusammengerückten Tischen bei Tee, Milch und Kaffee saß, belehrte einer der Herren, indem er hinüber wies auf die düsteren Felsgestalten mit dem Hintergrunde von alten Kiefern, Tannen und Fichten:

— Hier spielt nämlich der „Hans Heiling'.

Die Älteren machten bedeutungsvolle Gesichter, und die Jugend, die Marschners Oper nicht mehr kannte, sagte ‚Ah' und hatte keine Ahnung, was das eigentlich bedeuten sollte. Man war guter Laune, man wollte sich unterhalten, die Kur verlangte Verbannung von Ärger und Sorgen, und jeder hatte die Absicht, als gesunder Mensch das böhmische Bad zu verlassen. Doktor Redenbach erzählte Frau Eilers höchst merkwürdige Geschichten aus fernen Ländern und zog sie dabei ein wenig auf, indem er übertrieb, denn ihre jugendlich gewollte Lustigkeit machte ihm Spaß.

Minne saß in der Mitte der langen Tafel. Sie war ruhiger als sonst, als nähme sie sich in acht, sich keine Blößen zu geben. Heinrich Reiß beobachtete sie fortwährend von der anderen Tischecke. Er vergaß seinen Kaffee zu trinken, die Zigarre war ihm ausgegangen, denn für ihn gab es nur ein Wesen auf der Welt: seine Frau.

Kurz ehe man zahlte, wurden noch Ansichtskarten geschrieben. Doktor Redenbach brachte Minne eine Karte und zeigte ihr die Adresse: Leutnant von Proveis. Dabei sagte er, dessen Gerechtigkeitsgefühl über seine Abneigung gesiegt:

— Schreiben Sie etwas darunter.

Sie blickte ihn an, während sie den Bleistift nahm:

— Was?

— Gott, irgend etwas!

Einen Augenblick überlegte sie, dann kritzelte sie ganz klein:

‚Herzlichen Gruß von uns beiden. M. Reiß.‘

Sie gab dem Doktor die Karte:

— Hier soll Heinrich unterschreiben.

Der Ingenieur fragte:

— Ich habe nur Berlin geschrieben. Wissen Sie Herrn von Proveis Adresse?

— Ja . . . warten Sie mal. Nee, das verwechsle ich. Sie müssen Heinrich fragen. Er hat's mir mal gesagt. Ich hab's vergessen.

Auf der Rückfahrt saßen die vier in einem Wagen. Als sie über Aich Karlsbad zurollten und schon die ersten zusammenhängenden Häuserreihen auftauchten, sagte der Ingenieur:

— Heinrich und meine Damen! Ich habe bis jetzt damit gewartet, denn ich bin kein Freund von großem Abschiednehmen. In einer Stunde geht mein Zug.

— Du reist ab?

— Ja, meine Kur ist beendet. Morgen abend muß ich in Bremen sein. Ich gehe nach Panama.

Jeder fand ein Wort des Bedauerns. Heinrich Reiß fragte, warum er es denn so spät sage, und Frau Eilers, die gern alles durchkostete, auch Abschiedsschmerzen, fand es unerhört, nicht vorher davon gewußt zu haben. Über Minnes Gesicht glitt, nur wie ein Blitz, ein Lächeln. Beim Aussteigen nahm sie die Hand des Freundes ihres Mannes:

— Es ist nicht jeder so schlecht. Nicht wahr, wir verstehen uns?

Der Ingenieur stand ganz allein in der Welt. Der

Abschied von seinen nächsten Bekannten, von der Heimat, — niemand konnte wissen, auf wie lange — die Reise in ein mörderisches Klima, alles wirkte zusammen, daß der harte Mann heute abend weich gestimmt war. Er sah Minne seltsam an und küßte ihr, was er bisher nie getan hatte, die Hand:

— Nicht wahr, wir bleiben gute Freunde?

— Lassen Sie was von sich hören. Schreiben Sie mir einmal. Ich bekomme so furchtbar gern Briefe, und mir schreibt niemand.

Als er ihre Finger losließ, sank ihre Hand nieder auf ihr Kleid, in dessen Tasche ein Brief vom Leutnant von Proveis knisterte.

Der Ingenieur war verschwunden. Die drei sprachen von dem, der gegangen. Heinrich Reiß umschloß die kleine Hand seiner Frau mit seinen beiden großen Händen:

— Der Abschied wurde ihm so schwer. Das sieht ihm ähnlich, daß er es erst im letzten Augenblick sagt. Er liebt uns sehr. Er hat ja auch keinen Menschen auf der Welt.

Er blickte Minne an:

— Ja, es geht nicht jedem so gut wie mir.



Das erste, was Minne in Berlin tat, war, daß sie sich photographieren ließ, und zwar in allen möglichen Stellungen, in allen erdenklichen Beleuchtungen, in allen ihr vorgeschlagenen Größen und Papierarten. Sie wählte

lange aus und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Endlich ließ sie von der einen Aufnahme im Profil mit geradeausgerichteten Augen, auf der sie aussah wie ein gutes kleines Bürgermädchen, ein Dutzend machen, und zu ihres Riesen Geburtstag stellte sie ihm das Bild in schönem Rahmen auf den Tisch. Er fand so lieben Ausdruck darin, daß er sie um ein zweites bat, weil er gern eines auf dem Schreibtisch, das andere auf dem Nachttisch am Bett gehabt hätte.

Und der Geburtstag endigte damit, daß Heinrich ihr, zart in einem Briefumschlage, einen Tausendmarkschein gab, mit der Begründung, sie solle nicht ihr Nadelgeld für ihn vertun.

Minne freute sich, denn die vielen Probebilder kosteten Geld.

Am nächsten Tage hatte sie sich mit Leutnant von Proveis verabredet weit draußen in Charlottenburg. Sie brachte ihm die Probebilder, die ihr guter Riese bezahlt hatte. Auf denen war nichts von dem einfachen Bürgermädchen zu sehen, sondern Minne, wie sie leibte und lebte, mit den Augen, die zu sagen schienen: ‚Wer nimmt es mit mir auf?‘

Mehrmals war der junge Offizier verhindert gewesen, zweimal hatte er im letzten Augenblick abgesagt, und auch heute fand ihn Minne seltsam steif und verändert. Sie fragte:

— Was hast du denn?

— Nichts.

— Paßt dir etwas nicht? Warum weichst du mir aus? Warum bist du nie gekommen?

— Ich konnte wirklich nicht!

— Papperlapapp.

Er machte Ausflüchte, während sie durch eine einsame Straße gingen, die, noch in der Bebauung begriffen, schließlich ins freie Feld führte und sich in ein wüstes Birkenwäldchen verlor, voll Steinhaufen und Gestrüpp. Sie blieb stehen:

— Du bist ganz anders als in Karlsbad.

— Es ist auch anders als in Karlsbad.

— Was ist anders?

— Ich kann dich nicht so sehen.

— Wie meinst du das?

— Ich meine . . . nicht . . . so bequem . . . wie dort!

Sie begriff, was er sagen wollte. Wie sie ihn vor sich sah mit seinem hageren, gebräunten Gesicht, wie ihr Blick auf die Lippen fiel, die an den ihren gehangen, wie sie den Duft und Odem dieses Menschen fühlte, den sie liebte mit allen Sinnen, kam eine unüberwindliche Sehnsucht über sie, ihn wieder in ihre Arme zu schließen. Alle Schwierigkeiten schienen ihr verschwunden. Es war ganz gleich, was die Leute redeten, und sie schlug ihm, der schweigend dastand, vor, doch ganz einfach zu ihr zu kommen. Sie würde ihren Mann schon fortzubringen wissen. Doch er machte eine jähe Handbewegung, als schnitte er mit der flachen Hand in der Luft etwas ab:

— Nein, das tu ich nicht.

Sie standen, von dichtem Birkengebüsch versteckt, einander gegenüber und blickten sich in die Augen. Und wie sie sich ihm näherte, wie er ihren Atem fühlte, wie sie seine Hände nahm und ihre Finger in seine beiden Ärmel gleiten ließ, kam wieder die Leidenschaft über ihn. Er hatte in der letzten Zeit ehrlich und anständig gegen sich gekämpft, an die Zukunft, an seine Laufbahn gedacht. Seine

Kameraden standen vor ihm, vornehme, unbefleckte Träger ihres Rockes, sein Kommandeur, ein Mann, der ein musterhaftes Familienleben führte: was würden die alle dazu sagen? Dann trat des Riesen Gestalt vor seine Phantasie, des Mannes, den er betrog, und damit der lästige Gedanke, der dem Offizier in ihm eigentlich hätte fernbleiben sollen, der Gedanke, ihn nur flüchtig anhauchend, gleichsam wie ein Duft, der uns eine Sekunde durch einen Luftzug entgegengetragen wird, der Gedanke an die gewaltigen Fäuste dieses Mannes, die ihm mit einem Druck alle Knochen im Leibe brechen konnten. Und ein Unbehagen bedrängte ihn: wie sollte das enden? Im letzten Hintergrunde stiegen wieder die Gesichter seiner Eltern vor ihm auf, die auf bescheidenem Gute in der Neumark ihr vielleicht enges, doch untadliges Leben führten, sich einschränkend, um dem Sohne das Dienen bei der Kavallerie zu ermöglichen.

Wie er jetzt der Frau gegenüberstand, kämpfte er gegen den unerklärlichen Reiz und Zauber, der von ihr ausging. Ein Schauer lief ihm über die Haut. Seine Hände waren kalt geworden, er wollte ankämpfen wider sich und diese Frau und wußte doch, wenn sie vor ihm stand, unterlag er ihr noch jedesmal.

Da wiederholte er:

— Ich kann nicht, ich tu es nicht, ich will nicht.

Doch immer tiefer glitten ihre Hände zwischen Hemd und bloßen Armen in den Ärmel hinein. Wie er die Berührung dieser glatten Finger fühlte, da versank der Kommandeur und die Kameraden, verblaßten die Eltern vor der prickelnden Gegenwart dieses Weibes, und als sie nun, wie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft die Fingernägel in sein Fleisch grub, war mit dem erregenden

Schmerz alles an Vorsätzen in ihm weggelöscht. Sie schloß halb die Augen, die so seltsam umrändert, diese graublauen Augen, die sich wie festzusaugen schienen an ihm:

— Gut, dann komme ich zu dir.

Er wehrte sich nicht mehr, er zweifelte nicht, er fragte nur maschinenmäßig, denn alle Leidenschaft stieg in ihm auf, und er konnte den Augenblick nicht erwarten, da er sie von neuem in seine Arme schlösse:

— Wann?

— Heute.

Wie sie die Finger streckte und nun der wollüstige Schmerz in seinen Armen aufhörte, überströmte ihn das Bewußtsein des Glückes, von diesem wundervollen Geschöpf geliebt zu werden, dazu die Eitelkeit, daß gerade er von ihr ausersehen ward. Er fragte nochmals:

— Und wann?

Einen Augenblick sann sie nach:

— Um acht!

Dann fanden sich ihre Lippen in einem langen Kusse, als hätten sie sich jahrelang zueinander gesehnt. Einen Augenblick ward das Hirn wieder Herr über ihn: es war doch Leichtsinn — hier auf freiem Felde . . . und er sah sich nach allen Seiten um. Dürftige Büsche standen hier und da, ein paar Pflastersteine lagen umher, einige große Röhren zur Kanalisation. Eine flache Sandgrube dehnte sich neben der begonnenen Straße bis zu den Häusern, aber niemand war weit und breit zu sehen. Da riß er sie noch einmal an sich und drückte in glühendem Kusse ihren Kopf weit hintenüber:

— Leb wohl!

— Um acht!

— Um acht!

Sie gingen nach verschiedenen Seiten.



Leise trat Minne in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Er saß am Schreibtisch. Sie näherte sich wie immer lautlos auf dem dicken Teppich, gleich einer Katze, küßte ihn auf die Stirn und hauchte ihm, der eifrig schrieb, ins Ohr:

— Geht es gut von der Hand?

Er wandte den Kopf:

— Ich hab's, ich hab's. Eine wundervolle Parallele: Verrocchio — Giovanni da Bologna.

Als er die Feder weglegen und aufstehen wollte, drückte sie ihm die Arme herab:

— Schreibe weiter. Ich wollte nicht stören. Nur kurz: Ich habe mich verabredet. Ich erzähle es dir später. Ich bin zum Abendessen nicht da. Gar nicht antworten. Sieh mich nicht an. Da ist das letzte Wort. Komm, gib deine Hand her — nein, mit der Feder . . . So . . . da, schreibe weiter.

Sie hauchte ihm einen Kuß auf die Stirn und huschte lautlos hinaus.



Seitdem schien es, als ob diese beiden Menschen alle Vernunft verloren hätten. Er tat, was sie wollte. Das entschiedene Wesen des Offiziers hatte einer ergebenen Art

Platz gemacht. Er umgirrte sie, er lief ihr nach. Halb schämte er sich, — halb hatte er ein schlechtes Gewissen — das beugte ihn. Sie verstand es, seine Sinnlichkeit auf das Höchste zu reizen, sie packte ihn bei den Armen, sah ihn an mit weiten, fast leuchtenden Augen, dann küßte sie ihn wie rasend, biß ihn, krallte die Nägel in sein Fleisch; und indem sie sich ihm lachend versagte, peitschte sie seine Sinne, bis sie erreicht, was sie hatte erreichen wollen. Dann ließ sie ihn los mit einem triumphierenden Zug auf dem Gesicht. Er hatte keinen Willen mehr. Nur ab und zu wachte, wenn sie doch nicht haushälterisch genug mit ihrer Gunst gewesen, in der Übersättigung wie eine ferne Mahnung die Reue in ihm auf. Doch sobald sie merkte, daß er lässig war oder nur nachdenklich, ahnte sie, er möchte ihrem Einfluß entgleiten, und verdoppelte ihre Leidenschaft. Sie kam jetzt die Woche mehrmals zu ihm, sie überraschte ihn zu allen Zeiten, und wenn es nur auf eine Minute gewesen wäre. Sie wollte sehen, ob er zu Hause war; sie begehrte zu wissen, mit wem er gesprochen hatte. Ja, sie erschien, während er Dienst hatte, saß in seinem Zimmer und stöberte alles um und um. Er hatte ihr einen Schlüssel geben müssen, damit sie in die Wohnung konnte, wenn der Bursche, der meist bei den Pferden im Stalle war und auch dort schlief, nicht anwesend war.

Der Portier zog jetzt tief vor ihr die Mütze, denn er erhielt ab und zu ein Trinkgeld von ihr, oft sogar ein Goldstück. Zuerst war ihr das Lächeln des Menschen unangenehm gewesen, jetzt sprach sie öfters ein Wort mit ihm oder seiner Frau. Es war ihr alles so zur Gewohnheit geworden, daß sie aus und ein ging wie zu Hause.

Minne hatte Briefbogen drucken lassen in einer Papierhandlung weit draußen im Osten, mit dem Kopf ‚C. M.

Müller, Kolonialwarenhandlung‘. Die mußte Leutnant von Proveis benützen, wenn er ihr schrieb. Da sie doch nicht immer Kaffee- und Zucker-Offerten bekommen konnte, veränderte sie den Aufdruck. Bald war es ein blauer Geschäftsumschlag, bald ein duftendes Damenkärtchen. Ihre Adresse darauf schrieb sie selbst mit verstellter Hand, ein Mittelding zwischen Schulknaben- und Schreiberschrift, daß kein Mensch ahnen konnte, von wem die Briefe kamen. Sie fand sie abends, wenn sie aus dem Theater kam, am Bett vor, auf dem Frühstückstisch wurde sie von ihnen begrüßt.

Es machte ihr Spaß, immer neue Mittel und Wege zu entdecken, daß dies Versteckenspiel fortgehen konnte. Ihr abenteuerlustiger Sinn ward gesättigt durch die tausenderlei Vorsichten, die sie gebrauchen mußte, wenn sie miteinander spazieren gingen oder sich trafen. Sie fand stets eine neue Erklärung, warum sie heute abend fortbleiben möchte, wohin sie den Nachmittag müßte. Mit allen möglichen jungen Frauen war sie jetzt auf kurze Zeit vertraut, nur um sie besuchen zu können. Aber sie geriet auch hie und da in eine gefährliche Lage. Einmal hatte sie behauptet, sie sei bei Liesers gewesen, und unglücklicherweise mußte Reiß am selben Nachmittag der Geheimrätin begegnen, die ihm klagte, sie sehe jetzt Minne gar nicht mehr.

Als der Riese erzählte, was ihm die Geheimrätin geklagt, sagte Minne scheinbar ganz unbefangen:

— Stimmt! Ich bin ja mit dem Geheimrat spazieren gegangen! Ich traf ihn unterwegs. Weißt du, es ist wirklich lächerlich, daß so eine alte Frau noch eifersüchtig sein kann. Wahrscheinlich hat ihr der Geheimrat, der seine Frau kennt, von unserem Spaziergang nichts erzählt. Nein, ist das töricht!

Ein ander Mal hatte Minne, wie sie behauptet, gar

zwei Tage hintereinander bei Frau Bröking Tee getrunken, und dann kam heraus, daß die auf eine Woche zu ihren Eltern gereist war.

Minne geriet nicht einen Augenblick in Verlegenheit. Sie klärte die Sache ganz einfach auf:

— Herrgott, mein guter Riese, siehst du, das ist Erbteil der Väter. Ich bin jetzt oft so zerstreut! Es ist schrecklich! Ich werde noch genau so wie der Papa. Habe ich wirklich Bröking gesagt?

Er antwortete lächelnd:

— Bröking, beide Male Bröking!

— Ist nicht möglich. Ich habe wahrscheinlich zu gleicher Zeit an Bensemanns gedacht und aus dem ‚B‘ kam ich nicht heraus. B-Bensemann, B-Bröking. Oh, mit mir geht's bergab!

Dabei sprang sie im Zimmer umher, mit all ihrer Fröhlichkeit, die er an ihr so liebte. Das Blut stieg ihm zum Herzen vor hohem Glück über diese Frau, die mit ihrem kindlich lustigen Wesen Lachen und Sonne in sein Haus brachte. Und wie er an seine Junggesellenzeiten dachte, wo er nur immer gearbeitet hatte, wo nie ein fröhlicher Laut über seine Schwelle gekommen war, ging er im Zimmer auf und ab, von seinen Bildern und alten Schätzen umgeben, schmunzelte vor sich hin und dachte: Wenn ich meine Minne nicht hätte!

Ihre Kunst, sich zu verstellen, wuchs immer mehr. Sie spann sich förmlich in ein Lügengewebe ein. Nach den Herbstübungen führten ihre Wege verdoppelt zu ihm, als müsse sie nachholen, was sie entbehrt. Nun blieb sie fast nie mehr zu Hause. Einmal war sie bei dieser, dann bei jener Dame oder bei ihrer Mutter, überall aber nur kurz. Kein Mensch sollte genaue Rechnung führen können über

ihre Zeit. Sie log und erfand soviel und so ständig, daß sie vorsichtig sprechen mußte, denn oft wußte sie nicht, was sie eine Stunde vorher gesagt hatte. Ward sie aber dann bei einem Widerspruch ertappt, so gab es immerfort Ausreden: das Gedächtnis — o Jammer — das beginnende Alter — o Schreck — Verwechslungen wie Mama, Vergeßlichkeit wie Papa.

Ab und zu behauptete sie geradezu, wenn jemand ihr eine Unmöglichkeit nachwies, er müsse sie falsch verstanden haben. Dann gab sie mit solcher Genauigkeit wieder, was sie gesagt hätte, daß dem anderen einfach die Antwort im Munde erstarb.

Um Gelegenheit zu haben, den Leutnant zu sehen, hatte sie ihren Bekanntenkreis immer mehr ausgedehnt. War nun der junge Offizier dienstlich verhindert, so nahm sie mit ihrem Manne irgend eine Einladung an. Dann gab sie sich Mühe lustiger und ausgelassener zu sein, als an den Tagen, wo der Leutnant dabei war, daß man nur ja nicht merken sollte, wie er ihr fehlte. Doch sie entschädigte sich dafür, wenn sie ihn abends nicht sah, daß sie ihn nachmittags besuchte.

So ging sie einmal an einem Tage, als sie bei Liesers zu einem Diner von vierzig Personen eingeladen waren und Proveis den Abend im Kasino verbringen mußte, bei einbrechender Dunkelheit noch zu ihm.

Es war für Minne schon höchste Zeit, heimzukehren, um sich zum Diner umzuziehen, da ließ der ungeschickte Bursche einen Kameraden seines Herrn herein. Minne hatte eben noch Zeit, in eine Schrankkammer zu flüchten, wo die Paradesachen, Sattel, Zaumzeuge und Reservegegenstände des jungen Offiziers hingen. Der kleine Raum besaß keinen anderen Ausgang, sie mußte also

solange warten, bis der Besuch gegangen war. So kam sie zu spät nach Hause. Als sie mit ihrem Manne bei Geheimrätin Lieser eintrat, machte die ein gekniffenes Gesicht, denn die Gesellschaft hatte schon zwanzig Minuten gewartet. Der Riese nahm alle Schuld auf sich:

— Gnädige Frau, seien Sie bitte nicht böse. Ich hatte noch zu arbeiten und habe die Zeit verpaßt.

Er blickte Minne an, als wollte er sagen: ‚Habe ich das nicht gut für dich gemacht?‘

Die Geheimrätin zog ein süß-saures Gesicht:

— Oh, es ist ja noch gar nicht spät.

Dabei schielte sie aber doch nach einer prachtvollen Bouleuhr, deren Pendel, die Sonne zeigend, langsam hin- und hertickte. Im selben Augenblick öffneten sich die Türen, man reichte sich den Arm, um zu Tisch zu gehen.

Geheimrätin Lieser hatte wieder ein paar Franzosen, die ihr vom Akademiker Caillot empfohlen worden waren, zu Gast. Die Pariser erbten sich bei ihr fort. Einer gab dem anderen seine Karte mit oder schrieb ein artiges Briefchen. Diesmal war es ein Monsieur Champon mit Frau und einer erwachsenen Tochter, einem niedlichen, schwarzen, ungemein graziösen Wesen, etwas zu klein, aber das sah man bei Tisch nicht, denn sie war eine Sitzriesin. Der Maler Bröking betrachtete sie unausgesetzt, so daß seine Frau ihm über den dicken Bensemann herüber sagte:

— Hast du sie nun genug gesehen?

Er beugte sich zurück, während Bensemann unerschütterlich weiter aß, und antwortete hinter dem breiten Rücken des fetten Fressers:

— Sieh nur mal die Taille — anatomisch ganz unmöglich. Es mag Pariser Schick sein, aber für ein Künst-

lerauge nicht schön, denn wer den weiblichen Körper kennt, weiß, daß es Unnatur ist, und nur, was natürlich ist, ist auch schön.

Der dicke Bensemann legte sich zurück und zog die weiße Weste über den Riesenleib herab:

— Da hast du ganz recht, Bröking, ich kann die Wespentaillen auch nicht leiden.

Aber Frau Bensemann schräg gegenüber hatte es gehört. Unwillkürlich faßte sie sich an ihre schmale, enge Taille und sagte zum Maler:

— Oh, bitte, eine gute Figur braucht doch noch nicht unnatürlich zu sein.

Nun redeten sie über „Figuren‘. Ein Herr meinte, Minne Reiß hätte die biegsamste Gestalt, die er je gesehen. Da wurde aber Melpomene böse. Eine enge Taille sei keine Kunst, wenn man so mager wäre wie Frau Reiß. Aber solche dürren Gerippe wie Minne könne kein vernünftiger Mann leiden.

Frau Bröking antwortete lächelnd der Frau des Dramatikers:

— Der Ansicht sind nicht alle Herren.

Über die Gesichter ging ein Schmunzeln. Der Maler legte den Finger auf den Mund, und die ganze Tischecke warf einen Blick hinüber zum Riesen am anderen Tischende, fast zwanzig Plätze von ihnen entfernt. Da sagte in der großen Stille Ludwig Plan kurz und scharf, wie er zu sprechen pflegte:

— Er ist auch so.

Seine Frau fragte:

— Wer ist er?

Sie war noch immer ärgerlich, daß jemand die schlanke Figur Minnes schön gefunden hatte, und dabei atmete die

dicke Person in Stößen, denn sie schnürte sich. Alles lachte. Man rief durcheinander:

— Er? . . . . Die arme Melpomene ist so unschuldig. Sie weiß nicht, wer e r ist.

— Ja, wer wird e r wohl sein?

— Es gibt doch nur ‚er‘ und ‚sie‘!

Aber Doktor von Loria sah durch den Saal zum anderen Ende der Tafel:

— Bitte, wir wollen von was anderem reden.

Doch man blieb bei dem Thema, erörterte die Beziehungen des Leutnant von Proveis zu Minne, und alle hatten ein gewisses Bedauern für den Riesen. Niemand schien die beiden verteidigen zu wollen. Melpomene ärgerte sich am meisten: sie ließ etwas fallen, diese dürren Weiber seien eben alle so. Und sie stellte ein Musterbild der deutschen Frau auf: rundlich, mollig; als ob sie, um tugendhaft zu sein, durchaus einen gewaltigen Umfang haben müßte.

Frau Bensemann und Frau Bröking mit ihren zierlichen Gestalten ließen sich entrüstet von ihren Männern sozusagen ein Leumundszeugnis ausstellen.

Als schon das Obst herumgereicht wurde, war Minne noch immer der unerschöpfliche Gesprächsgegenstand. Keine der Frauen schien sie gern zu haben, wie sie sich denn auch an keine je wirklich angeschlossen hatte. Alle flickten ihr etwas am Zeuge.

Melpomene, die besonders auf sie geladen war, weil sie sich einmal unvorsichtigerweise abfällig über ein Stück ihres ‚Gatten‘ geäußert, behauptete, Minne wäre mit dem Leutnant allein im Theater gewesen und hätte sich während des Spieles unausgesetzt auffällig unterhalten. Aber es kam heraus, daß dies Theater das ‚Apollotheater‘ war,

daß das Spiel eine Akrobatennummer gewesen, und daß Minnes Mutter, ja sogar ihr Mann sie begleitet hatten und nur kurz am Büfett zurückgeblieben waren, so daß sich das Paar während einer Minute allein in der Loge befunden hatte.

Frau Bröking hatte die beiden vor einiger Zeit im Tiergarten getroffen, wo sie beim Denkmal der Königin Luise auf einer Bank saßen. Als sie dann eine halbe Stunde später wieder vorüberkam, sah sie die beiden noch immer dort. Bei Frau Bensemann hatten sich einige Damen über Minne beschwert. Sie ließe sich, obgleich sie eine viel jüngere Frau sei, nicht bekannt machen, wahrscheinlich weil sie lieber mit dem Leutnant von Proveis im Wintergarten der Villa säße.

Frau Bröking meinte spitz:

— Sie flirten eben miteinander.

Der dicke Bensemann, der gerade nichts zu essen hatte, wurde gesprächig:

— Diese dumme Flirterei! Was soll das überhaupt? Was hat das für einen Zweck? Verfluchte neue Erfindung!

Ludwig Plan belehrte die andern:

— Das gab es zu allen Zeiten, nur wurde es eben zu allen Zeiten verschieden genannt: Im ancien régime machte man ‚la cour‘. Die Italienerin hatte ihren ‚cicisbeo‘. In später Ritterzeit kämpften die gepanzerten Herren für ihre ‚Dame‘, die nicht etwa ihr ‚ehelich Gemahl‘ gewesen ist. Und Herr Walther von der Vogelweide sang süß von seiner ‚Fraue‘, doch nicht von der Gattin, denn er war unbeweibt. Das wurde genannt — Minne . . . Und es gibt ein herrliches Gedicht von ihm: „Minne ist zweier Herzen Wonne!“

Die Tischecke brach in schallendes Gelächter aus. Ludwig Plan fuhr fort:

— Jede Frau will gefeiert sein!

Melpomene rief:

— Eine Frau, die ihren Mann versteht, braucht das nicht!

Um das hagere Gesicht des Dramatikers flog ein Lächeln:

— Ich weiß ja, daß es bei dir nicht so ist!

Dann redete er weiter, ohne seine Frau anzublicken:

— Es kommt beim Flirten wohl auch darauf an, ob bei einer Frau überhaupt das Flirten sich verlohnt. Aber wenn sie einen Mann findet, und sie hat ihn immer gefunden und sie wird ihn immer finden, der sagt, daß sie eine enge Taille hat . . .

Frau Bensemann und Frau Bröking wehrten mit den Händen ab. Der Dramatiker sah den beiden Damen geradezu auf den Gürtel:

— Wenn jemand eine enge Taille hat, so darf man es auch sagen, und es gibt noch Frauen, die sie haben, wenn auch nicht alle.

Melpomene rang nach Luft, während ihr Mann immer weiter sprach:

— Jede liebt es zu hören, daß sie hübsch ist, wenn sie lacht . . . weil sie keine Plombe im Munde hat. Jede hört gern, daß ihr Haar an diesem Abend so schön geordnet ist, wie noch nie . . . denn sie hat sechs Mark für die Friseuse ausgegeben. Jede möchte gern, daß sie besser angezogen ist als die andere . . . sie ist ja auch besser angezogen, jede ist besser angezogen. Na, und dann vom Äußeren zum Inneren ist nur ein Schritt. Der eine spricht von der Kleidung, der andere von dem, was darunter

steckt. Man sieht den Degen ja nur in der Scheide, und mancher wüßte gern, wie seine blankpolierte Klinge wohl aussieht, wenn er gezogen ist.

Frau Bröking fing so an zu lachen, daß sie sich verschluckte und husten mußte. Mit halberstickter Stimme stöhnte sie:

— Aber Herr Plan, was sagen Sie da für Sachen?

Frau Bensemann hielt das Taschentuch vor den Mund. Alle lachten dermaßen, daß der Dramatiker seine Rede kaum zu Ende bringen konnte. Man hörte nur noch, wie er geradezu auf Minne anspielte:

— Ich habe, als der riesige Mann diese kleine, schlanke Reitgerte heiratete, vom Expositionsakt gesprochen.

Frau Bröking, die wieder zu sich gekommen, fragte:

— Ich denke, wir sind schon beim zweiten Akt?

Ludwig Plan antwortete schlagfertig, unter erneutem Gelächter:

— Gewiß, der Verknüpfung.

Dann führte er seinen Gedanken immer weiter aus, als seien alle die Dinge, die andere nur angedeutet, erwiesene Tatsachen und es würde jetzt der dritte Akt folgen: ‚Rache des betrogenen Ehemannes‘.

Die Tischecke stimmte bei, und man fand nun alles zu tadeln an Minne. Ihr Benehmen war herausfordernd, ihre Hüte auffallend. Wenn sie lachte, so war ihre Fröhlichkeit manierenlos, blieb sie jedoch ernst, erschien es verdächtig. Vor allem waren ihre Kleider zu sehr ausgeschnitten. Aber dagegen wandte sich der Dramatiker:

— Bei der Magerkeit ist das doch ganz wurscht.

Und nun fiel man über Proveis her. Er sei ein albern aussehender Mensch, ein dummer Leutnant, ein Geck, der nichts gelernt habe. Die Damen, die sich noch ein

paar Tage vorher mit ihm gern unterhalten, fanden ihn langweilig und anmaßend, weil sie fühlten, daß seine Huldigung einer anderen galt.

Doktor von Loria saß unbeweglich dabei. Er nippte ab und zu an seinem Glase, spielte mit seinem Brot und sah durch den Kneifer der Reihe nach jeden an, der sprach. Da nun drüben auf der anderen, durch den ganzen Saal getrennten Tischseite, wo Minne saß, ihr Mann, Major von Randau, Frau Eilers, Monsieur, Madame und Mademoiselle Champon das Gespräch lebhaft ging und keiner herüberhörte, sagte er in der Runde alle die Menschen anblickend, die über das Paar hergefallen waren:

— Sie vergessen nur eins, den Mann, und ich darf Ihnen wohl sagen, daß er ein guter Freund von mir ist.

Herr Bensemann wischte mit der Serviette das aufgeschwemmte Gesicht:

— Na, aber lieber Doktor, nu fangen Sie keinen Streit an.

Doktor von Loria schüttelte den Kopf:

— Sie fassen es wohl nicht richtig auf, mein lieber Herr Bensemann. Ich habe ruhig zugehört was Sie reden. Jetzt mache ich von meinem Recht Gebrauch, auch einmal ein Wort zu äußern, und denke an meinen Freund, der bisher ganz aus dem Spiel geblieben ist, obwohl er mir, da es sich um seine Frau handelt, die wichtigste Person zu sein scheint. Wenn Sie finden, daß die Dame Dinge tut, die sie nicht tun sollte, so wäre es wohl das erste — nicht, daß wir uns darüber aufregen, sondern daß wir irgend etwas unternehmen, sie daran zu hindern. Es wäre vielleicht richtiger, wenn eine der Damen — für einen Herrn ist so etwas schwerer — sie darauf aufmerksam machte, daß sie durch ihr lebhaftes Temperament

angetrieben, von einer gewissen Keckheit, die ihr eigen ist, weitergeführt, als sie vielleicht will, sich in einer Weise benimmt, die zu Redereien Anlaß gibt. Nun, meine Damen, welche von Ihnen tut das wohl? Sie essen doch öfters bei meinem Freunde Reiß. Es ist also leicht Gelegenheit dazu. Ich habe Sie alle so freundlich mit seiner Frau sprechen sehen, daß es Ihnen gewiß nicht schwer fallen kann. Also, meine Damen, welche von Ihnen würde es wohl übernehmen?

Melpomene machte eine abwehrende Bewegung, Frau Bensemann und Frau Bröking schwiegen.

Doktor von Loria lächelte:

— Sehen Sie . . .

Frau Bröking rief dem Kunstgelehrten zu:

— Bitte, Herr von Loria, tun Sie's doch! Ich sehe nicht ein, warum ein Herr das nicht auch tun könnte. Übrigens kann ich Sie beruhigen, die Dame, der es zu sagen wäre, nimmt das nicht übel. Die ist nicht so, nee, nee.

Melpomene und Frau Bensemann riefen fast gleichzeitig:

— Der können Sie alles sagen.

— Oh, die geniert sich nicht!

Sie lachten, und es war, als solle die Angelegenheit unter allgemeiner Heiterkeit begraben werden.

Doktor von Loria verneigte sich ein wenig spöttisch:

— Vor der Tapferkeit der Damen strecke ich die Waffen.

Dann aber wandte er sich an den Maler:

— Na, dann wollen wir mal reden. Sagen Sie, lieber Bröking, was meinen Sie dazu? Ist der Frau etwas vorzuwerfen? Ich habe nichts bemerkt, ich bin aller-

dings in den letzten Monaten nicht oft mit ihnen zusammengekommen, ich hatte viel zu tun. Wir lieben doch beide unseren kindlichen Riesen. Wollen wir ihm nicht einen Dienst leisten? . . . . Aha . . . Sie . . . nun, ich verstehe . . . Sein Sie ganz ruhig, Sie brauchen es also nicht zu tun. Ich werde es tun. Ich werde ihm sagen: ‚Mache die Augen auf, es geht etwas vor, das nicht in Ordnung ist'. Ich habe keine Menschenfurcht, und das ist meine Pflicht als Freund. Aber vorher muß ich klar sehen. Also nochmals: ist gegen die Frau im Ernst etwas vorzubringen, lieber Bröking?

Der Maler hob langsam die Schultern und bewegte die Hände hin und her:

— Ich weiß nicht, Loria, ich weiß wirklich nicht. Vielleicht ist es nur Weibertratsch. Ich arbeite und komme nur abends in Gesellschaft. Ob dann ein Herr mit einer Dame oder eine Dame mit einem Herrn etwas mehr spricht, ist mir höchst gleichgültig. Unseren Damen aber nicht, die regt das schrecklich auf . . . Wenn ich ehrlich sein soll . . . es ist mir allerdings aufgefallen, daß die beiden recht viel zusammensteckten, aber es ist wohl mehr Temperament als gerade Schlechtigkeit. Schlecht? Ach Gott, sie hat eben den Satan im Leibe.

Sie blickten hinüber zu Minne, die in diesem Augenblick, als wolle sie die Worte des Malers beweisen, mit Major von Randau so lachte, daß sie purpurrot geworden war. Bald wurde aufgestanden, und man ging in den großen Saal. Zwei junge Offiziere kamen im Auftrage einiger Damen, herauszubekommen, worüber Minne eigentlich so gelacht habe. Sie umringten sie, drängten sie in eine Ecke und wollten sie nicht frei lassen, bis sie geantwortet hätte. Sie rief den Major:

— Herr von Randau, bitte, sagen Sie es!

Dann ging sie davon.

Das Ganze stellte sich als ein harmloser Scherz heraus. Da des Franzosen Haar zusammenklebte als ob es eben beim Friseur gewaschen worden, seine Frau gleich Schaumwein unausgesetzt sprudelte und lachte, die Tochter, das Ergebnis der beiden, so auffallend klein war, hatte Minne aus dem Familiennamen Champon ableitend die drei Menschen genannt: Champooing, Champagner und Champignon. Die Herren lachten ein wenig enttäuscht, und der Major sagte zu dem einen Offizier:

— Sehen Sie, was war also Besonderes dabei?

Der gab lächelnd zurück:

— Ja, Herr Major, das liegt eben an Frau Reiß. Bei der denkt man immer was Besonderes.

Aber Herr von Randau schützte Minne aus ritterlichem Gefühl und antwortete etwas kurz:

— Ach Gott, wenn so eine Frau mal lustig ist, dann denkt man immer gleich Gott weiß was!

Dann redete er jemand anders an und ließ seinen jungen Kameraden etwas betroffen stehen.

Minne dachte an Leutnant von Proveis. Obwohl sie ihn erst vor wenigen Stunden verlassen hatte, sehnte sie sich schon wieder nach ihm. Doch sie wollte sich nichts merken lassen und doppelt lustig sein, gerade da, wo er nicht war. So ging sie in das Zimmer des Geheimrats hinüber, wo sich nur Herren befanden. Sie dachte, wenn man es auffallend findet, wenn ich mich bloßstelle, nun, so ist es doch nicht mit ihm, und dann kann die dumme Bande nicht reden.

Die Herren standen herum, nippten am Kaffee, schütteten einen Schnaps hinunter, und alle hatten irgend ein scherzhaftes Wort für Frau Reiß.

Der Maler Bröking fragte:

— Fürchten Sie sich nicht?

— Weshalb fürchten?

— Ganz allein hier unter uns?

Sie griff nach einer Zigarette, die ihr der Geheimrat angeboten hatte, und ließ sich von Major von Randau das brennende Streichholz hinhalten. Dann paffte sie den Rauch davon und sagte, indem sie die nackten Schultern hochzog, so daß das Kleid tief über den Oberarm sank:

— Ich mache mir nichts aus meinem eigenen Geschlecht.

— Oho, soll ich das den Damen sagen? — fragte Geheimrat Lieser.

Aber er wartete die Antwort nicht ab, denn er wollte seinem jungen Freunde Reiß einen Florentiner Kleiderrechen von 1400 zeigen, ein selten gewordenes Stück, das er auf seiner letzten italienischen Reise in einem Dorfe im Apennin entdeckt hatte.

Die Herren sammelten sich um Minne. Ludwig Plan drehte seinen scharfen Kopf nicht ohne Anstrengung über dem riesigen Kragen:

— Was haben Sie denn an den Damen zu tadeln?

Der Champagner war Minne etwas zu Kopf gestiegen, und sie meinte lachend, indem sie die Schultern zuckte, so daß ihr Kleid noch tiefer herabrutschte:

— Ach, sie sind alle so ätepetäte.

Ludwig Plan sah sie spöttisch an:

— So, und Sie selbst?

Minne ließ sich auf einen Diwan nieder, der von einem wundervollen alten Sammetteppich bedeckt war, während die Herren im Halbkreise um sie standen:

— Wer kennt sich selbst?

Der Dramatiker fragte:

— Und wenn Sie nun Ihre Biographie schreiben müßten?

Sie schnippte die Asche von ihrer Zigarette, so daß der Maler, den sie beinahe besprühte, mit einem kurzen Schritt lächelnd zurücktrat:

— Pardon.

— Asche! Bitte von Ihnen, gnädige Frau.

— Ich habe gar keine.

Der dicke Bensemann wollte auch einen Scherz machen und meinte, indem er auf das kostbare Kleid der Frau Reiß deutete:

— Das sieht man.

Minne zeigte lächelnd die Zähne:

— Sie meinen Geld, bitte, das hat mein Mann.

Jemand brummte:

— Genug für beide.

— Und ich bin ihm dankbar dafür. Ich muß ihm für alles dankbar sein.

— So . . . o . . . o?

Da sie in der Laune war, fuhr sie lachend fort:

— Außerdem, Gott sei Dank, bin ich nicht Asche, ich bin noch Feuer, ich bin noch nicht ausgebrannt.

Der Major fragte:

— Ah, Sie haben Feuer?

Ein Lächeln ging über die Gesichter der Herren. Sie gab ruhig zurück, indem sie ihre Zigarette scheinbar ernst ansah und sich dann gegen den Fragenden verneigte:

— Danke sehr, sie brennt noch!

Doch der Dramatiker war von seinem Thema abgekommen:

— Bitte, wir sprachen etwas anderes. Ich meine, wenn Sie Ihre Biographie schreiben müßten . . .

— Das überlasse ich berühmten Leuten wie Sie.

Ludwig Plan machte eine feierliche Dankesbewegung:

— Heil! Aber Sie entkommen mir nicht. Fragen wir also anders: Was denken Sie über sich?

Sie schloß halb die Lider und ließ die Pupillen im Kreise herumwandern, dann schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf, und sie begann, während sie ab und zu einen Zug aus ihrer Zigarette tat und den Dampf von sich paffte:

— Na, wenn Sie mich so herausfordern, will ich's Ihnen sagen. Ich denke, ich bin ein leichtsinniges Geschöpf! Ja, ja, meine Herren, leichtsinnig, indem ich mich vor dem ‚on dit' nicht genügend in acht nehme. Ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, ich spreche, mit wem es mir Spaß macht, ich quassele, solange mich's unterhält, und von dem, was mir gerade durch den Kopf geht, und wenn ich spreche, übertreibe ich, denn ich will sehen, was die anderen für dumme Gesichter machen. Na, da gebe ich mir wohl eine Blöße, und das ist nicht schlau, denn dann kriegt man einen Stich, wenn's mir auch manchmal gelingt zu parieren. Genug, auf mich paßt wohl der alte Satz: ‚Der Schein trügt', denn in Wirklichkeit weiß ja doch keiner, wie ich bin. Ätsch, da haben Sie's.

Die Herren lachten und schüttelten den Kopf:

— Das ist zu scharf!

— Aber gnädige Frau . . .

Minne zog heftiger an der Zigarette, daß die Glut den Tabak herunterfraß und ihn ganz aufzehrte. Sie warf den Rest in die Aschenschale und fuhr fort:

— Aber ich will mich nicht bloß schlecht machen. Also, das ist alles nur äußerlich, und alles, weil ich jung bin und das Leben nicht lange dauert, weil wir mal sterben

müssen, ich mich gut unterhalten will und einen Scherz verstehe. In Wirklichkeit, wenn ich nach Hause komme, habe ich meinen lieben Mann. Der ist vernünftig und hat es gern, wenn ich mich gut unterhalte. Zu dem gehe ich dann und sage: ‚Gott sei Dank, daß ich die Idioten los bin. Komm, mein Riese, nun lachen wir sie alle aus.‘

Dabei erhob sie sich lang und schmal wie ein Strich mit den elfenbeinernen Schultern, die immer noch zur Hälfte unbedeckt aus dem Kleide ragten. Sie streckte die Arme, daß das Kleid wieder heraufrutschen sollte, lief zu ihrem Mann, der in seiner steinernen Ruhe dastand und mit dem Geheimrat über den Florentiner attacapano sprach, zog den Verdutzten an den Frackaufschlägen nieder und gab ihm einen Kuß. Ehe sie in dem anderen Zimmer verschwand, machte sie den Herren einen Knix und rief:

— So, nun räsonieren Sie weiter!

Der eine Leutnant, der jetzt vorsichtig war, weil der Major in der Nähe stand, flüsterte seinem gleichaltrigen Kameraden zu:

— Ein tolles Frauenzimmer.

Der andere, ein ruhiger, hübscher Mensch, antwortete:

— Die Schultern! Halb nackt läuft sie herum. Aber es paßt zu ihr.

Nach einer Weile meinte er, der weit ernster war als sein Kamerad, indem seine glatte Stirn sich runzelte:

— Was sagt nur der Mann dazu? Ich begreife den nicht.

Der Major wandte sich herum:

— Da haben Sie ganz recht, mein Lieber. Man unterhält sich mit solchen Damen ja ganz gern, aber meine Frau dürfte sie nicht sein. Na, ihr Mann ist blind

auf einem Auge, wie die Ehemänner alle sind, und verliebt dazu, und da sieht er auf dem andern Auge auch nichts mehr.



Im Stadtbahnzuge bei der Rückfahrt saß Minne unter den übrigen Damen. Eine war immer freundlicher gegen sie wie die andere. Man hatte die Französinnen in die Mitte genommen. Der Champagner sprudelte vor Lebhaftigkeit, und der kleine Champignon warf mit unschuldiger Äugelei den Herren Blicke zu. Champooing aber fuhr sich mit einer kleinen Taschenbürste durch das Haar, während er Frau Eilers klagte, daß es kalt sei, und ein Bild von Paris entwarf, als ob dort im Dezember die Artischocken trieben.

Im Seitengange stand Doktor von Loria mit seinem Freunde. Reiß hatte sich an die Wand gelehnt und die Beine vorgestreckt, um den Kopf gerade halten zu können. Der Kunstgelehrte brach die Gelegenheit vom Zaun:

— Ich wollte dir längst mal was sagen, Heinrich! Du weißt, ich bin kein Freund von großen Einleitungen. Also gleich in medias res: es handelt sich um deine Frau. Wir sind zu alte und zu gute Freunde, als daß ich schweigen dürfte. Die meisten denken, warum so etwas sagen, es sind doch andere genug da. So scheint dir's niemand zu sagen, nun, da wäre ich eben, ‚der betreffende der.‘ Frage mich nicht nach Namen, woher es kommt, ich werde sie dir nicht sagen. Unter keinen Umständen. Ich will nicht Skandal machen, sondern einem Menschen helfen, den ich lieb habe — dir. Es ist auch wirklich vollkommen gleichgültig, woher es kommt.

Deine Frau benimmt sich nicht, wie sie sollte. Auf Klatsch brauchen wir alle nichts zu geben, aber du kannst etwas geben auf die Augen eines alten Freundes. Na, und die finden es . . . Siehst du, nun machst du ein Gesicht.

Reiß rückte hin und her und unterbrach seinen Freund:

— Das hätte ich doch bemerkt.

Aber Doktor von Loria schüttelte den Kopf:

— Verzeihe, da bin ich anderer Ansicht. Du hättest es nie bemerkt. Der Mann ist immer der Letzte, der es merkt. Höre mich ruhig an:

Das Temperament deiner Frau steckt mal in ihr, und es ist nicht mein Amt, es zu tadeln. Es gehört eben zu ihrem Wesen und dürfte dazu beigetragen haben, daß sie dir gefallen hat. Es ist auch oft besser, als ein ‚Trantopp‘ sein, wie sie die anderen Damen nennt. Aber das hat alles seine Grenzen. Ich weiß, daß manches, was sie tut, von ihr nicht schlimm gemeint ist, aber es gibt viele, die es ihr übel nehmen. Ja vielleicht noch mehr: sie könnte in falschen Verdacht kommen. Sie redet Dinge, die sie nicht reden sollte. Sie setzt sich über Dinge hinweg, über die sie sich nicht hinwegsetzen sollte! Wehe es ihr mal an, ich sage ‚anwehen‘, denn bei ihr, die doch Pulverfaß ist, genügt das gewiß. Mehr wäre vielleicht vom Übel. Na, nun werden wir gleich angekommen sein. Wir wollen nicht weiter darüber reden. Sei mir nicht böse.

Er streckte ihm die Hand hin. Er hatte seinen Freund kaum angesehen, sondern während des gleichmäßigen Ratterns und Rasselns des Zuges einmal rechts, einmal links geblickt, damit kein Unberufener zuhöre. Nun ward er gewahr, daß der Riese keine Anstalten traf, ihm die Hand zu reichen. Er fragte erstaunt:

— Ja, mein Gott, was hast du denn?

Heinrich Reiß richtete sich hastig auf, und dabei stieß er um ein Haar an die Decke. Dann sagte er zu seinem Freunde mit ernstem Ausdruck:

— Weißt du, daß du mich furchtbar damit kränkst?

Doktor von Loria klopfte ihm auf die Schulter:

— Das liegt mir doch ganz fern! Ich will nur meine Freundespflicht erfüllen.

— Wenn du meine Frau so schlecht machst, — das Liebste, das Einzige, das ich habe?

— So sei doch vernünftig. Ich mache sie ja nicht schlecht, ich spreche nur von einer Gefahr . . .

— Was für eine Gefahr?

— Na, daß man von ihr redet, nicht angenehm redet, schlecht redet. Du kennst doch die Menschen!

Reiß ballte seine gewaltigen Fäuste, als bedrohe er jemand:

— Das sollte mal einer wagen!

— Sei doch nicht lächerlich. Dankbar solltest du mir sein! Wenn du nur gehört hättest, wie ich sie vorhin verteidigt habe.

Heinrich Reiß faßte ihn bei beiden Armen:

— Hat man etwas Schlechtes von ihr gesagt?

— Aber rege dich doch nicht so auf! Es ist wirklich nicht der Mühe wert.

— Wer hat Schlechtes von ihr gesagt? Ich verlange den Namen.

Doktor von Loria zuckte die Achseln:

— Bitte! Ich habe vorhin erklärt, daß ich keinen Namen nennen werde. Das gibt nur Klatsch, und Klatsch haben wir genug in der Welt. Halte dich an mich. Ich stehe immer ein für das, was ich sage!

Er fing an, sich über seinen Freund zu ärgern. Reiß wiegte sich in den Schultern, sein Kopf ging hin und her:

— Aber du tust mir weh damit.

— Schadet nichts, besser ein Schnitt als Nadelstiche.

Die Bremsen des Zuges zogen knirschend an. Doktor von Loria suchte durch die Fensterscheiben die Dunkelheit zu durchdringen. Ein paar Lichter glitten vorbei, und er sagte:

— Ich glaube, wir sind gleich da.

Da raffte sich Reiß auf. Ein freundlicher Zug erhellte sein verdüstertes Gesicht:

— Lieber Freund, ich danke dir! Sei nicht böse, daß ich zuerst ungeduldig geworden bin. Ich ... ich ... werde es Minne sagen. Aber auch das sage ich dir, wer es wagen sollte, von meiner Frau wieder schlecht zu sprechen, dem breche ich die Knochen im Leibe entzwei!

Einen Augenblick darauf knirschten abermals die Bremsen. Der Zug hielt. Man stieg aus und verabschiedete sich.

Bald waren alle in der Dunkelheit verschwunden, während Minne, in ihres Mannes Arm gehängt, der Taxameterdroschke zustrebte, die er eben angerufen hatte.



Heinrich Reiß hatte nicht den Mut gefunden, mit Minne zu sprechen. Er verschob es von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag. Schließlich tröstete er sich damit: ‚Wenn

ich selbst sehe, daß sie sich auffällig benimmt, will ich einschreiten. Auf den Klatsch hin ihr etwas zu sagen, dazu steht mir meine Frau denn doch zu hoch!'

Da aber in nächster Zeit nur ein paar feierliche Gesellschaftsabende kamen: bei Geheimrat Eilers ein ‚Universitätsaufwasch', wie Minne und ihre Mutter es nannten, dann ein Geheimratsabend, den sie selbst geben mußten, so war eigentlich keine Gelegenheit, Minne unpassend sich benehmen zu sehen. Er wollte sie auch gar nicht so sehen. Er wollte ihre Frische und Lustigkeit nicht austreiben, die seines Hauses Sonne geworden war. Wenn sie wirklich einmal in Übermut und ausgelassenes Wesen ausartete ... mein Gott, sie war doch jung, sie war eben kein ‚Trantopp'! Gott sei Dank, war sie es nicht.

Als er diese Erkenntnis gewonnen, nahm er seine Frau eines Abends beim Kopf und drückte ihr einen feierlichen Kuß auf die Stirn:

— Meine liebe, kleine Minne, meine liebe, liebe, kleine Minne.

Sie sah ihn ein wenig erstaunt an. Er sah sie an:

— Ich habe dein Lachen so gern.

Dann ging er in sein Zimmer zur Arbeit, und Minne, die ihr Ohr an die Tür legte, hörte, wie er drinnen pfiff und sang, was sie doch sonst noch nie von ihm vernommen.

Am Abend sagte er zu seiner Frau:

— Wir haben Proveis so furchtbar lange nicht da gehabt.

— Lade ihn doch ein.

— Wann paßt es am besten?

Sie machte ein gleichgültiges Gesicht:

— Ganz wurscht, wann du willst. Aber wir haben soviel vor, es braucht doch nicht jetzt zu sein.

— Da hast du recht, Minne!

Ein paar Tage darauf fing er wieder an:

— Mama hat Donnerstag nichts vor. Sie hat solange geklagt, bis ich ihr gesagt habe, sie möchte zu uns kommen. Ich habe gleich Proveis eine Karte geschickt. Er kommt auch.

Sie gähnte:

— Wollen wir nicht noch jemand dazu bitten?

Er blickte zum Schreibtisch hinüber, wo eine Arbeit lag:

— Dann bleiben die Leute so lange. Mama können wir sagen, daß sie fortgeht, und mit Proveis machen wir keine Umstände.

— Gut! Einverstanden. Drei Kreuze. Hoffentlich ist Mama guter Laune. Also Donnerstag. Ich gehe aus, mein guter Riese, sei fleißig.

Doch er sagte, seine Arbeit ginge schlecht. Er möchte sie begleiten. Sie lenkte ab:

— Versuche doch, ob es nicht geht.

Aber er mochte nicht. Nun zog sie die Uhr:

— Ach, es ist viel besser für dich. Oder lege dich ein bißchen hin. Wir gehen heute abend in die Oper. Du hast's doch nicht vergessen? Meistersinger. Ruh' ein bißchen aus. Es dauert so lange.

Er legte ihr die Hände auf die Schultern:

— Wie du immer besorgt bist um mich! Nein, nein, ich gehe mit dir aus.

— Aber ich muß schnell machen.

— Ich ziehe mich in fünf Minuten um.

Sie schien sich zu ärgern:

— Nein, nein, das dauert mir zu lange.

— Warum willst du denn nicht?

— Ach, es wird dann so spät, und . . .

Er blickte sie erstaunt an.

— Du willst mich also nicht mit haben?

Sie sah kurz auf:

— Wer sagt denn das? Ich muß wirklich schnell machen. Also leb wohl.

— Ja, wo willst du denn hin?

Sie war schlecht aufgelegt, und mit der wachsenden Gewohnheit fand sie die Besuche bei dem Geliebten nicht mehr gefährlich, sondern sie erschienen ihr wie etwas Alltägliches. So hielt sie es gar nicht für nötig zu antworten. Er fragte erstaunt noch einmal:

— Minne, wo gehst du denn hin?

Sie stellte sich böse:

— Aber ich darf doch ausgehen?

— Gewiß, und ich darf doch fragen!

Sie warf den Kopf zurück, nahm ihr keckes Wesen an, das ihr noch immer geholfen hatte, und strich ihm mit der ausgestreckten Hand über die Wange:

— Mein Alter braucht nicht alles zu wissen, was seine kleine Frau tut. Etsch. Bist du eifersüchtig? Ha, ha.

Dann lief sie zur Tür hinaus.

Doch er war heute nicht in der Stimmung, ihre Scherze anzunehmen. Sei es, daß die Worte seines Freundes doch leise in ihm nachzitterten, sei es, daß er müde war, denn die Tage vorher hatte er unausgesetzt ihr zuliebe irgend eine Unterhaltung aufsuchen müssen. Vielleicht quälte es ihn auch, daß er den Fortgang seiner Arbeit nicht fand, kurz, irgend etwas schien in seiner Seele verstimmt und verändert. Mit einem Male kam ihm der Gedanke: daß sie nur nicht eine Dummheit macht. Vielleicht wollte sie etwas kaufen, das er unsinnig gefunden hätte, denn trotz seines Reichtums war er nicht mehr ganz

wie in der ersten Zeit, wo er seiner Frau jeden Wunsch, auch den unvernünftigsten, erfüllt hatte. Er lief auf den Gang, wo eben die Türe sich schloß und Minne verschwand. Ein jäher Gedanke kam ihm, ein lustiger, ein zärtlicher halb. Er wollte sehen, was sie tat, wollte ihr nachgehen, ohne daß sie es merkte. Dabei überlegte er sich nicht, daß er sich nicht verbergen konnte hinter Menschen und Wagen wie andere Leute, sondern immer, gleich einem Leuchtturm ragend dastand, zwar selbst sehend, aber von allen doppelt leicht erblickt. Er malte es sich aus, zu beobachten, wie sie an den Läden stehen blieb, und in seinem gutmütigen Herzen nahm er sich vor: Wenn sie irgend etwas lange betrachtet, zweifelnd, ob sie es kaufen soll oder nicht, dann trittst du in den Laden und bringst es ihr, ehe wir ins Theater gehen.

Schnell nahm er Hut und Überzieher von der Kleiderablage, den Stock in die Hand, eilte die Treppe hinab, in den Vorgarten bis an den Bürgersteig und steckte vorsichtig den Kopf hinaus. Richtig, da ging sie noch. Er wartete einen Augenblick, bis sie um die Ecke war, und nun stelzte er ihr nach mit seinen langen Beinen, die noch einmal so schnell vorwärts kamen wie sie. An der Ecke wartete er wieder. Er sah sie, schon weit die Straße hinunter. Mit einem Male war sie verschwunden. Nun beeilte er sich, um ihre Spur nicht zu verlieren. Er freute sich schon auf ihr erstauntes Gesicht, wenn sie plötzlich ihren Riesen vor sich sah.

Als er an die Stelle kam, wo er sie nicht mehr erblickt, gewahrte er einen Durchgang zur nächsten gleichlaufenden Straße. Dort verschwand eben die große Straußenfeder ihres Hutes. Ein zweites Mal wollte er sie nicht verlieren, und er rannte ihr spornstreichs nach,

daß unter dem Gewölbe seine Schritte gellten. Als er auf der anderen Seite hinaustrat, sah er Minne, ein paar Schritte nur entfernt. Neben ihr ein Herr. Ein Herr im Zylinder. Wohl zufällig. Doch nein, sie sprachen miteinander. Da .... was .... Leutnant von Proveis?

Heinrich Reiß blieb unwillkürlich stehen. Er hatte ein unangenehmes Gefühl. War das Zufall? Er begriff Minne nicht. Nun kam ihm doppelt stark die Erinnerung, wie sie sich dagegen gesträubt hatte, daß er sie begleiten wollte. Also war es nicht Zufall.

Aber er lächelte über seine Bedenken. Es war irgend etwas anderes gewesen, das sie so eilig forttrieb, und dem Offizier mußte sie dennoch durch Zufall begegnet sein. Immerhin nahm er sich vor, ihnen nachzugehen, und nun schritt er etwas langsamer, um den Abstand zu vergrößern. Er sah, wie Minne sich lebhaft zu Leutnant von Proveis wandte und ihm irgend etwas zu erzählen schien. Einmal blieben sie stehen. Auch Reiß hielt an. Dann gingen sie weiter, dicht nebeneinander, aber nicht, wie man mit einer Dame geht, sondern, indem ab und zu in lässiger Weise ihre Schultern sich berührten. Reiß hatte das Gefühl: man stößt doch eine Dame nicht an, und eine Dame stößt doch einen Herrn nicht an. Zum mindesten, wenn es einmal geschehen, hätte der Leutnant vielleicht eine Bewegung gemacht, wie eine Entschuldigung. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke: ebensogut könnte er sie ja unterhaken. Es schnürte ihm die Kehle zu. Das Herz schlug ihm. Er dachte, Donnerwetter, Loria hat doch recht. Es ist zwar nichts dabei, aber man muß auch den Schein meiden. Und als hätte es nur dieses Anstoßes bedurft, erinnerte er sich, daß die beiden einmal, als sie in einem Zimmer allein gewesen

und er zufällig eintrat, hastig auseinander gefahren waren. Wie er ihnen weiter nachging, die nun unter den Bäumen des Tiergartens hinschritten, und bestrebt, daß sie ihn nicht sehen sollten, etwas zurückblieb, entschwanden sie seinen Augen. Er schritt aus, da hatte er sie wieder. Aber was war das? Minne berührte den Arm des Offiziers, lachte und zog ihn zur Seite. Im gleichen Augenblicke trat vor des Riesen Phantasie wieder eine Erinnerung: ein Abend, den nur Frau Eilers und Leutnant von Proveis bei ihnen zugebracht. Heinrich hatte sich geopfert und sich den Kopf zerbrochen, seiner Schwiegermutter unausgesetzt zu erzählen von Moden, Hüten, Kleidern. Er hatte alle scherzhaften Geschichten zusammengesucht, deren er sich erinnerte. Dabei erwähnte er Ninon de Lenclos, und Frau Eilers wollte durchaus wissen, wann die Großmeisterin der Liebe geboren sei. Er ging in die Bibliothek, um nachzuschlagen. Wie er eintrat, sah er den Offizier und seine Frau eng beieinander, und es war ihm, als wäre der Leutnant hastig einen Schritt zurückgetreten. Dann hatte Minne, wie ihm jetzt vorkam, ohne jede Notwendigkeit und viel zu schnell gesagt: ‚Ach, das ist amüsant! Weißt du, was Herr von Proveis mir jetzt erzählt hat?‘ Und sie gab irgend etwas wieder, das nicht im geringsten ‚amüsant‘ war, ihr auch sonst gewiß vollkommen gleichgültig gewesen wäre.

Damals hatte er nichts darin gefunden, und — seltsam — jetzt fiel es ihm auf . . .

Nun schritten die beiden ein Stück voneinander getrennt, ganz ruhig hin. Lächerlich, seine Frau in Verdacht zu haben, seine Minne, seine liebe, kleine Minne! Er schämte sich vor sich selbst. Eine Minute darauf hatte er das Paar aus den Augen verloren, schritt weiter

aus, erblickte sie aber nirgends und fand sie auch nicht wieder. So ging er langsam nach Hause, nachdenklich, und der Schluß all seiner Überlegungen war: sie ist ein Kind, unvorsichtig, naiv, ein Triebwesen, wie alle Frauen. Aber Loria hat recht, und es wäre besser, wenn ich es ihr sagte.

Er zog sich um zum Theater und ging ins Eßzimmer. Es war schon höchste Zeit. Da kam sie herab in ihrer Theatertoilette, lachend, strahlend, erzählte, sie wäre furchtbar schnell gelaufen, und wollte ihn neugierig machen, indem sie ihn fragte:

— Nun, mein Riese, möchtest du immer noch wissen, wo ich gewesen bin?

Er meinte gedehnt:

— Gewiß möcht ich's wissen.

— Bist du so neugierig?

Er gab sich Mühe, auf ihren Ton einzugehen, aber etwas Steifes blieb in ihm:

— Ja! Sage mir's doch.

Sie erzählte, wie sie aus dem Hause gestürmt sei, gab aber eine ganz andere Richtung an, als in der sie gegangen, und behauptete, sie hätte unter den Linden in einem Laden etwas sehen wollen, nach dem sie so lange Sehnsucht gehabt.

Er konnte kaum sein Staunen verbergen. Doch sie aß schnell von ihrem Teller und blickte ihn nicht an, so daß sie seinen Ausdruck nicht gewahrte. Nun erzählte sie, was ihr in die Augen gefallen: eine Anzahl kleiner Nadeln, deren jede in der Mitte ein winziges Perlchen trug. Er fragte:

— Hast du sie mitgebracht? — und sah sie forschend an. Sie merkte irgend etwas:

— Nein, denke dir, es ist zu dumm, sie sind schon verkauft.

— Wenn wir ins Opernhaus fahren, kommen wir ja vorbei, vielleicht gibt es andere. Ich werde halten lassen und mal fragen.

Minne behauptete, dazu sei keine Zeit, sie brauche auch die Nadeln nicht mehr.

Sie schien nicht zu wünschen, daß er in den Laden ginge. Ihr Mann aber dachte: das ist doch merkwürdig, und sagte:

— Doch; ich lasse halten.

Sie war fertig mit dem Essen. Während sie sich die Handschuhe anzog, denn unten wartete schon die Droschke, ging sie um den Tisch herum und strich ihm die Wange:

— Wir wollen doch die Ouverture nicht versäumen!

— Du scheinst ja nicht zu wollen?

Sie schien etwas befangen:

— Wieso denn?

Er sah sie mit seltsamem Ausdruck an. Irgend etwas stimmte nicht, irgend etwas verbarg sie ihm. Sie ahnte, daß in ihm etwas vorging, hielt es jedoch nur für eine Verstimmung, und, immer bemüht, ihn bei guter Laune zu erhalten, nahm sie plötzlich wieder sein Ohrläppchen zwischen die behandschuhten Finger und zog daran:

— Laß dich doch auslachen, mein guter Riese, Napoleon! Napoleon!

Dann mußte er ihr den Ballumhang geben, und sie fuhren davon. Als sie an dem Laden vorüberkamen, ließ Reiß halten. Sie fragte erregt:

— Was willst du denn?

— Warte nur einen Augenblick.

Wütend stampfte sie mit dem Fuße auf:

— Ich will nicht, daß wir halten, ich will nicht, hörst du?

Aber er hatte schon die Tür geöffnet und sagte zum Kutscher, indem er den Wagenschlag zuwarf:

— Warten Sie einen Augenblick.

Beim Juwelier fragte er nach den kleinen Nadeln. Man wußte nichts davon. Er beschrieb sie genau. Der Besitzer erklärte, er könne sie in wenigen Tagen machen lassen. Aber Doktor Reiß schüttelte den Kopf:

— Meine Frau hat sie im Schaufenster gesehen und hat darnach gefragt, aber sie waren leider verkauft.

— Das muß wohl ein Irrtum sein. Wir haben solche Nadeln nie geführt!

— Aber meine Frau ist doch vor einer Stunde dagewesen.

Zwei junge Leute wurden noch befragt, kein Mensch wußte davon, und etwas betreten entfernte sich Doktor Reiß.

Er stieg ein und sprach kein Wort. Minne sah ihn nicht an. Unter ihrem Kleide wippten ihre Füße nervös. Sie ärgerte sich wütend. Was war denn das für eine neue Art und Weise, er wollte sie überwachen? Aber noch mehr ärgerte sie sich über sich selbst. Was brauchte sie ihm überhaupt etwas zu sagen? Das hatte sie davon, daß sie viel zu gut war!

Sie hielten vor dem Opernhause. Die Vorstellung begann, nachdem sie kaum eingetreten. Sie waren gerade noch zur rechten Zeit gekommen. Minne ärgerte sich auch darüber. Sie hätte gewollt, daß sie den Anfang verpaßten, damit sie ihm Vorwürfe machen könnte.

Doch im ersten Zwischenakt änderte sie ihre Taktik, und nachdem sie, während der Meistersingerszene nicht zu

ihm geblickt, lobte sie nun den Pogner und sagte ein paar gleichgültige Worte über das Evchen. Dabei sah sie ihn forschend an.

Er hatte das Gleichgewicht wieder gewonnen und antwortete, als sei nichts geschehen.

Er dachte: ‚Du willst ihr nicht unrecht tun. Du wirst ihr kein Wort sagen, vielleicht fällt dir noch irgend etwas auf.'



Die nächsten Tage waren kalt und neblig. Minne verließ tagesüber nicht das Haus. An einem Abend, an dem sie nichts vorhatten, kam sie zu ihm, der am Schreibtisch saß und arbeitete:

— Kannst du mir nicht ein gutes Buch zum Lesen geben?

Er stand auf und ging mit ihr zur Bibliothek. Er schlug dieses vor und jenes, alles mehr leichterer Art, aber sie sagte:

— Irgend etwas, das d u mir auswählst. Ich möchte mich bilden.

Als er dann Burckhardts ‚Kultur der Renaissance' herausgegriffen hatte, bat sie ihn, seine Arbeit zu unterbrechen, setzte sich mit ihm aufs Sofa und begann viel ernster zu sprechen als je zuvor. Sie klagte über das Gesellschaftsleben, das ihr längst langweilig geworden sei, sie fühle sich älter, ja, wahrhaftig älter! Dann beschuldigte sie sich, viel zu weltlich gewesen zu sein, sie wolle sich nun mehr den Interessen ihres Mannes widmen.

Das gewann sein großes Kinderherz, und sie über-

legten zusammen, wie sie allmählich diese und jene gesellschaftliche Beziehung aufgeben könnten. Sie entwarf ein rührendes Bild von gemütlichen Abenden daheim: dann brauche man nicht in die Kälte und in den ‚Schokoladenmatsch' zu gehen, wie sie den Schmutz der Straße nannte, sondern säße ruhig zu Haus. Dabei wolle sie ihn nicht bei seiner Arbeit stören, nein, nur still dabei sitzen.

Das alles sprach sie mit weicher Stimme, mit einer gewissen Hingebung, nicht mehr die kecke Minne, sondern der Beginn eines Hausmütterchens, das sich, wie es schien, in ihr zu regen begann. Bei jedem ihrer Sätze von Häuslichkeit, Gemütlichkeit, von engem Zusammenleben beobachtete sie, wie seine Stirn sich aufhellte, seine Augen strahlten. Als er schließlich den Arm um sie legte, sie bergend an seinem gewaltigen Körper, war es gleichsam, als würden die beiden Menschen so in ihrem Nest stille, glückliche Abende verbringen. Dann erklärte sie müde zu sein, küßte ihn, nahm das Renaissancebuch mit, und im Fortgehen sagte sie:

— Oh, wie ich mich freue zu lesen.

An der Türe drehte sie sich noch einmal um, einen ganz neuen Ausdruck gebrauchend:

— Du kommst doch bald, Männchen? Nicht zu lange mehr arbeiten! Das ist nicht gut für die Nerven!

Der Riese blieb auf dem Sofa, fast in der Stellung, als ob sie noch neben ihm säße, nach der Seite gebeugt, den rechten Arm ausgestreckt. Wie lieb sie war, wie gut! Eine neue Seite ihres Wesens hatte sich ihm aufgetan!

Er lehnte den Kopf zurück in die Kissen und sah zur Decke empor, die im Mattgold ihrer Kassetten wunderbar mystisch herabschimmerte. Die Begegnung mit dem Leutnant, das sonderbare Vorkommnis mit dem Juwelier hatte

er vergessen. Er meinte, ihr Herz begänne sich zu regen. Sollte er sie heute abend noch fragen? Doch er dachte, du willst die Saat nicht berühren, die in ihrem Herzen aufzukeimen beginnt. Sie sollte es ihm von selbst gestehen. Vielleicht war der Augenblick nicht mehr fern, daß sie kam ihm zu sagen, wie in ihrem Herzen zur Flamme geworden, was er als Funken hineingelegt: die Liebe.

Im Zimmer war es wohlig warm, ein gedämpftes Licht lag über den alten Sachen, die er voll Fleiß und mit Glück in seinem Leben zusammengebracht hatte.

Die Ruhe in dem behaglichen Raum, das neue Glück in seinem Herzen keimend, daß sie jetzt begann seinen Interessen nachzugeben, umnebelte sein Hirn: ihm fielen die Lider zu. Er kämpfte gegen die Müdigkeit, aber in der molligen Wärme der Kissen gelang es ihm nicht sich empor zu raffen. Die Bilder verblaßten immer mehr. Er schlief ein.

Nach langer Zeit, es mochten Stunden vergangen sein, schreckte er empor. Er blickte um sich. Das Bein war ihm eingeschlafen. Er veränderte die Stellung. Ihn fröstelte, und auf die Handgelenke gestützt, blieb er in halb hockender Haltung. Etwas Weißes lag vor ihm. Er dachte, jetzt wird doch nichts mehr aus der Arbeit, ich will lieber zu Bett gehen.

Er griff nach dem Brief, den er gewiß aus der Tasche verloren hatte, klappte ihn unwillkürlich auseinander und faltete ihn wieder zusammen, um ihn einzustecken. Aber sofort richtete er sich auf und nahm ihn nochmals in die Hand. Was war denn das? Die Worte kannte er doch nicht? Der Brief war nicht an ihn. Aber er hatte ihn verloren. Nun stützte er die Ellbogen auf die Kniee, und vornüber gebeugt warf er abermals einen Blick

auf die Zeilen. Ohne Überschrift stand da: ‚Freitag zwischen fünf und sechs Uhr. Wenn andere Zeit — Nachricht. — Nicht wieder Napoléon. Mir tun noch die Ohren weh.‘

Reiß begriff nicht. Dann schoß es ihm wie ein Blitz durchs Hirn: Napoleon? Er sprang auf. Wer konnte das sagen? Napoleon sagte Minne, wenn sie ihn beim Ohrläppchen nahm. Wem tat sie es noch? Freitag zwischen fünf und sechs? Mein Gott, was bedeutete denn das? — — Minne hatte hier gesessen! Sie hatte den Brief verloren.

Er starrte auf die Stelle, wo er das Papier gefunden, wo noch vor kurzem Minne in seinem Arm geruht. Hing dieser Brief mit dem seltsamen Gebaren neulich zusammen? Im selben Augenblick durchzuckte es ihn: Proveis. Es stimmte alles zueinander. Minne wollte durchaus nicht, daß er sie begleite — da hatten sie sich getroffen. Er sollte nicht zum Juwelier. Sie hatte gelogen mit dem Juwelier.

Aber im nächsten Augenblick begann er wieder zu lachen. Das war ja ganz undenkbar. Er stieß das eingeschlafene Bein auf den Boden und ging auf und ab. Doch der Brief war nicht aus der Welt zu schaffen. Er setzte sich an den Schreibtisch, zog die Lampe heran und untersuchte ihn. Das Papier? Kein Aufdruck, kein Kopf, es war ein Papier wie jedes andere. Die Schrift? Nicht ausgeschrieben, nicht charaktervoll, so schrieben viele Leute. Er wandte das Blatt um und um und sah nochmals die Schriftzüge an. So schrieb keine Frau. Ein Mann war es unbedingt, ein Mann, der nicht gewohnt war viel zu schreiben. Es war nicht das Flüssige des Kaufmanns, nicht das Sorgsam-Kleine des Gelehrten, nicht das Großzügige, Schwungvolle, die gemalten

Anfangsbuchstaben des Künstlers. Es war wie von einem Menschen . . . halt — er hatte etwas entdeckt: Auf dem ‚e‘ des Napoléon war ein Akzent, als ob der Schreiber es französisch ausspräche. Minne sprach es doch deutsch aus? Wer redete wohl so? — Der Hüne warf den Brief fort und stand in seiner ganzen Länge auf: Leutnant von Proveis. Andere taten es vielleicht auch, aber neulich noch hatten sie darüber gesprochen, wie ungerechtfertigt es sei, Ausdrücke, die ganz in die deutsche Sprache übergegangen seien, fremdländisch zu betonen. Der Offizier war aufgezogen worden, weil er statt ‚Büfett‘ ‚Büfé‘ gesprochen hatte. Nun: Büfé — Napoléon.



Als Heinrich Reiß zu Bett ging, verriegelte er die Tür zum anstoßenden Schlafzimmer seiner Frau, zum ersten Mal, seitdem sie verheiratet waren. Dann blieb er auf dem Bettrande sitzen und brütete vor sich hin. Nachdem er das Licht gelöscht hatte, lag er noch lange auf dem Rücken ausgestreckt und konnte keinen Schlaf finden. Ein paar Mal war er nahe daran, zu seiner Frau hinüberzugehen und Aufklärung zu fordern. Dann wieder stieg der Zorn in ihm empor, und er dachte: ich werde schon herausbekommen, was es ist. Er wollte ganz unbefangen mit Minne tun und dann heimlich ihr folgen, wenn sie ausging. Am Schluß aber war er nahe daran, alles für ein Hirngespinst zu halten, und kurz ehe er schließlich doch einschlief, hatte in ihm der rosige Gedanke die Oberhand gewonnen, es würde sich alles leicht klären und lösen.

Am nächsten Morgen erwachte er spät. Minne hatte längst ihr Zimmer verlassen. Sein erster Gedanke war der Brief, der dumme Brief. Er nahm ihn aus der Brieftasche, in die er ihn gesteckt. Als seine Blicke auf die Zeilen fielen, ärgerte er sich wieder. Doch ein Gedanke kam ihm, den er am Abend nicht gehabt: er wollte versuchen irgend eine Zeile von des Offiziers Hand zu erhalten. Aber woher? Da fiel ihm das einfachste ein. Sie besaßen ein Fremdenbuch, in das von Anfang ihrer Ehe ab jeder Gast seinen Namen eingetragen hatte. Ludwig Plan war mit den Schlußworten aus seiner Komödie ‚Der Irrgarten‘ vertreten. Der Maler Bröking hatte eine Zeichnung hingeworfen, die Professoren der Universität Belege aus ihren Büchern eingeschrieben, junge Mädchen Verse irgend eines Dichters, bei denen sie nur die Anführungsstriche und den Namen nicht darunter gesetzt, so daß man meinen konnte, sie seien von ihnen. Er holte das Buch hervor und blätterte. Da — Karl von Proveis. Andere Worte standen nicht dabei. Die geneigte Schrift hatte etwas von einem Schuljungen, der peinlich jeden Buchstaben malt. Sie zeigte, daß der Schreiber ohne Linienblatt nicht gerade schreiben konnte, weil die Worte von links nach rechts stiegen.

Reiß holte den Brief hervor und verglich, aber die Handschrift zeigte keine Ähnlichkeit. Der Brief mit dem Stelldichein war in deutschen Buchstaben geschrieben, der Name dagegen lateinisch, die Worte des Briefes standen senkrecht, einzelne lagen sogar nach links. Nur eine Ähnlichkeit schien unverkennbar: eine gewisse Art, die Grundstriche in der Mitte zu verdicken.

Reiß zwang sich bei Tisch, guter Dinge zu sein, und sagte ruhig, als sie in seinem Zimmer den Kaffee tranken:

— Daß nur heute nachmittag kein Besuch kommt.

Ich werde mich gleich an den Schreibtisch setzen. Mir ist was eingefallen, das ich festhalten möchte.

Sie strich ihm schnell die Wange, dann schlich sie auf den Zehen, um ja keinen Lärm zu machen, zur Tür. Wie er im Hinausgehen ihr ruhiges Gesicht mit dem lieben, lichtblonden Haar erblickte, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, schlug mit den Fingern auf den Schreibtisch und sagte, tief eingesponnen in seine Gedanken, ganz laut vor sich hin:

— Es ist ja unmöglich!

Aber er konnte nicht arbeiten, immerfort zog er die Uhr: Ging sie schon fort? War sie gegangen? Es war noch Zeit, viel, viel Zeit. Wirr sprangen seine Gedanken umher. Er dachte an den Offizier. Er dachte an Minne. Einen Augenblick war er erregt, im nächsten Moment sagte er sich: es wird sich aufklären, die Sache hat vielleicht einen ganz harmlosen Sinn. Er war nahe daran, in seiner Ungeduld hinaufzugehen und seine Frau zu befragen.

Doch dann kam ihm wieder der Verdacht, sie würde eine Ausrede finden. Nein — er wollte sich durch den Augenschein überzeugen! Er ging also in den Erker seines Zimmers, wo ein doppelflügliger, mit rotem Damast bespannter Wandschirm stand, dahinter ein Savonarola-Stuhl. Dort setzte er sich mit einem Buch. Durch das Fenster konnte er den Ausgang übersehen, wer aber ins Zimmer trat, erblickte ihn nicht und mochte denken, daß niemand da sei. Reiß tat, als ob er lese, aber er blickte zum Fenster hinaus, denn er wollte sehen, wann Minne fortging. Da hörte er, wie die Tür vom Gang sich öffnete. Zwischen den Flügeln des Wandschirmes war ein schmaler Spalt. Er lugte hindurch, aber er konnte die Tür nicht sehen. War es Minne, die da kam? Die Ein-

getretene ging ein Stück ins Zimmer. Es war die Jungfer. Was wollte die bei ihm?

Das Mädchen blickte sich um, schien zu meinen, es sei niemand da, und schritt gerade auf das Sofa zu, wo er gestern abend den entsetzlichen Brief gefunden hatte. Dort suchte sie, tappte umher, hob ein Kissen auf, schlug den Teppich, der über den Diwan gelegt war, in die Höhe, ließ sich auf die Kniee nieder, blickte unter das Möbel und rückte es schließlich von der Wand ab. Ohne sich zu rühren, sah Reiß zu. Sie brachte alles wieder in Ordnung, strich die Decke glatt, rückte die Kissen zurecht, dann sah er sie lautlos über den dicken Teppich wieder zur Tür gehen. Das Gesichtsfeld, das der Spalt bot, hörte auf.

Die Türe schloß sich. Er war allein.

Der ganze Vorgang war so ungewöhnlich gewesen, denn das Mädchen pflegte sonst nicht sein Zimmer zu betreten, daß ihm sofort der Gedanke kam, Minne habe sie geschickt. Nun lief er vor Unruhe auf und ab, unfähig, ein Buch vorzunehmen. Er sah unausgesetzt nach der Uhr. Endlos dünkte ihm die Zeit. Eine Minute verstrich schwerfällig nach der anderen, und als er meinte, nun müsse der Augenblick gekommen sein, war es erst vier.

Der Tag war trübe und dunstig gewesen, Doktor Reiß merkte nicht, daß die Dunkelheit im Zimmer wuchs. Erst als draußen die Laternen aufflammten und in dem Nebel ein rötliches Licht verbreiteten, sah er, daß es Nacht zu werden begann. Er zog die Vorhänge zu und ließ das elektrische Licht aufglühen. Er überlegte: jetzt mußte Minne jeden Augenblick gehen. Erschrocken ward er sich klar, daß sie, während er nicht am Fenster gestanden, das

Haus verlassen haben konnte. So ging er in sein Schlafzimmer hinüber.

Er rief:

— Minne.

Keine Antwort. Er sah unter der Tür einen Lichtschein und öffnete. Die Jungfer war dabei, Kleidungsstücke ihrer Herrin in den Schrank zu tun.

— Ist gnädige Frau drüben?

— Gnädige Frau ist ausgegangen.

— So?

— Jawohl, vor ein paar Minuten.

Er ließ den Mund offen stehen. Dann sagte er gedehnt:

— Ach so, aber . . . aber . . . sie war doch eben noch in meinem Zimmer?

— Ich weiß nicht, Herr Doktor.

— Jemand ist doch in meinem Zimmer gewesen?

Sie schloß den Spiegelschrank, wandte sich herum und antwortete unbefangen:

— Ach, das werde wohl ich gewesen sein, Herr Doktor. Ich bitte um Verzeihung, Herr Doktor. Gnädige Frau hatte mich nämlich geschickt.

— Sollten Sie mich rufen?

— Nein, gnädige Frau hatte mich geschickt, ich sollte mal nachsehen . . .

Nun wurde sie plötzlich verwirrt:

— Ich sollte nämlich . . .

Er trat einen Schritt auf sie zu:

— Was sollten Sie?

Sie ging zur Tür:

— Ach Gott, nichts Besonderes, Herr Doktor. Die gnädige Frau hatte . . . die gnädige Frau hatte ihr Taschentuch verloren.

— Aber sie war doch gar nicht . . .

— Ich weiß nicht, Herr Doktor. Ich sollte der gnädigen Frau das Taschentuch holen, das auf dem Sofa liegen geblieben ist.

Er sagte langgedehnt:

— So? . . . Ach . . .

Wie ihm nun einmal ein Verdacht ins Herz gesenkt war, wußte er nicht, ob das Mädchen etwa mit seiner Frau unter einer Decke stecke. Um die weiblichen Dienstboten kümmerte er sich so wenig, daß er sogar niemals ahnte, wie sie hießen. Aber er dachte sofort: ‚Minne hat sie nicht nach dem Taschentuch geschickt — sondern nach dem Brief.‘ Darum wollte er lieber unbefangen tun:

— Auf dem Sofa hat sie doch heute gar nicht gesessen! Gestern abend, ja. Aber seitdem hat doch der Joseph das Zimmer rein gemacht. Der wird es gefunden haben. Fragen Sie doch den!

Es war Reiß, als blicke ihn das Mädchen erstaunt an. Schon im Begriff, in sein Schlafzimmer zurückzukehren, drehte er sich um, ging mit zwei großen Schritten auf die Jungfer zu und packte sie beim Arm. Sie kreischte:

— Mein Gott.

— Ach was, ich tue Ihnen nichts!

Am rechten Ellenbogen hielt er sie fest. Sie legte die linke Hand auf die Brust:

— Mein Gott, bin ich erschrocken!

Aber er achtete nicht darauf, sondern fragte:

— War dies Taschentuch etwa ein Brief?

— Herr Doktor . . . Herr Doktor . . .

— Ich frage, war dies Taschentuch ein Brief? Antwort!

Sie war blaß geworden und beugte sich zurück:

— Aber Herr Doktor, was haben Sie denn? Lassen Sie mich doch los!

Er sah ihr dicht in die Augen, niedergebeugt, wie er mit anderen Menschen von seiner Riesenhöhe herab zu sprechen pflegte:

— Sagen Sie mir die Wahrheit. Sollten Sie einen Brief holen? Wollen Sie . . .

Er dachte, während er innehielt: ‚Nun habe ich kein Wort gesprochen seit gestern abend, und jetzt verderbe ich mir alles und decke die Karten auf.‘

In den wenigen Sekunden fand das Mädchen die Fassung wieder und antwortete ruhig:

— Ich verstehe nicht, Herr Doktor. Das Taschentuch sollte ich doch holen!

Da stammelte er etwas von:

— Ja so, nein . . . ich habe nämlich selbst einen Brief verloren . . . Es ist schon gut!

Er ließ sie los, ging hinaus und schloß hinter sich die Tür. Er fühlte, daß er eine Dummheit gemacht hatte. Schnell griff er nach Überzieher und Stock, setzte den Hut auf und lief spornstreichs hinüber nach Alt-Moabit, zur Wohnung des Offiziers.

Sein erster Gedanke war zu klingeln und hineinzugehen. Dann sagte er sich: ‚Wenn ich nun irre, wie stehe ich dann da! Was soll der Mensch von mir denken?‘

Und je mehr er sich der Straße näherte, desto verrückter schien ihm der ganze Gedanke. Seine erregte Phantasie hatte ihm nur einen Streich gespielt. Was tat er Minne an, seiner Minne! Er wurde weich, und es ward ihm warm. Aber er hielt nicht inne, sondern eilte weiter. Er dachte, es wird sich ja alles aufklären. Als er sich

dem Hause näherte, spähte er, ob Licht sei. Die Vorhänge waren vorgezogen, die Fenster dunkel.

Der Riese blieb auf der andern Seite der Straße stehen. Er sah nach der Uhr: Ein Viertel auf Sechs. Nun ging er hinüber. Halt, es war doch Licht. An einer Stelle waren die Vorhänge nicht ganz dicht geschlossen. Da ging er weiter, mit dem Vorsatz, zu warten, und wenn es Stunden dauern sollte. Er schritt also langsam auf der anderen Seite die Straße auf und ab, immer die Haustüre im Auge. Er bummelte hin, die Hände auf dem Rücken, scheinbar gleichgültig und, wie er glaubte, unauffällig. Doch seine Größe spielte ihm den alten Streich: Jeder Mensch, der vorüberkam, drehte sich um. So trat er in einen matterleuchteten Hausflur, schräg dem Wohnhaus des Offiziers gegenüber.

Ein Junge kam pfeifend die Treppe herab, ging an ihm vorüber, sah ihn grinsend an, wandte sich nochmals um und verschwand.

Eine alte Frau, von einem jungen Menschen geführt, trat ein. Den Rücken gebeugt, blieb sie im Hausflur stehen und begann ein Gespräch, indem sie freundlich lächelnd erzählte, sie sei vor ein paar Monaten gefallen. Seitdem müsse sie eben auf jeder Straße einmal rasten.

Der Riese fürchtete, daß durch die Greisin seine Aufmerksamkeit abgezogen würde, grüßte und ging weiter. Er klappte den Kragen hoch, rückte den Hut in die Stirn und spähte nach dem kleinen Spalt, der einzigen Stelle, die verriet, daß drinnen Licht brannte.

Aus dem Hause, das er beobachtete, traten eine Dame und ein Herr, und Reiß glaubte bestimmt, es sei Minne mit dem Offizier. Aber bei der nächsten Laterne zeigte es sich: es waren fremde Menschen.

Die Zeit strich endlos langsam hin. Niemand kam heraus, niemand ging hinein. Die Tür blieb geschlossen, nur durch das Glas des Oberlichtes über dem Kämpfer fiel der Lichtschein auf die Straße. Es hatte von irgend einer Kirche sechs Uhr geschlagen, es wurde ein Viertel, es war halb sieben. Die Ungeduld stieg in dem Wartenden, und er, der sich das Wort gegeben, hier zu bleiben, und wenn es Stunden dauerte, wollte davongehen. Vielleicht wenn er nach Hause käme, beschämte sie ihn durch ihre Anwesenheit.

Da sah er wieder, wie sich drüben die Tür öffnete. Jemand spähte heraus. Dann schritt auf dem gegenüberliegenden Bürgersteige eiligst eine Dame hin. Das Gesicht konnte er nicht sehen, aber er kannte sie am Gange, kein Zweifel: Minne. Im ersten Augenblick blieb er entschlußlos wie gelähmt halten. Dann schlich er sich möglichst dicht an der Häuserseite hin, die Augen auf die drüben Davoneilende gerichtet.

An einer Haltestelle der elektrischen Bahn blieb sie stehen. Einen Augenblick darauf kam ein Wagen geglitten, bremste, hielt, sie stieg ein, und als er davonfuhr, sah Reiß von der dunklen Straße aus, wo man ihn aus dem hellen Licht des Wagens nicht erkennen konnte, wie seine Frau sich niederließ. Sie beugte den Kopf, daß der Hutrand ihr Gesicht beschattete, aber der Augenblick hatte genügt, sie zu erkennen.

Minne bei dem Offizier? Ja, ja, er bestellte sie doch zwischen fünf und sechs! Minne, die ihn am Ohre zog wie ihren Mann, die ‚Napoleon' rief, die den gleichen Scherz, der ein Kosen bedeuten sollte, etwas, das nur ihm galt, mit irgend einem Leutnant machte. Der Riese stieß seinen Stock auf, daß es auf dem Pflaster klang. Er ging die

Straße wieder zurück; warum, wußte er nicht, dann machte er kehrt. Endlich lief er davon nach irgend einer Richtung. Jetzt nach Hause gehen konnte er nicht. Er wollte seiner Frau nicht gegenüberstehen, er fürchtete sich vor ihrem Gesicht, vor der Aussprache, vor dem Zusammenbruche seines Glückes. Und doch: es war ja Unsinn das alles! Was konnte seine Minne Unrechtes tun? Vielleicht hatte sie den Leutnant etwas Harmloses gefragt? Aber — Napoleon? Da packte Reiß etwas wie Ekel, schüttelte ihn, und er rannte spornstreichs davon. Die Menschen blickten sich um mit lächelnden Gesichtern, wie der Hüne an ihnen vorbeischoß. Ihm aber tat das Herz weh, ihm tat der Kopf weh. Er wollte nicht nach Hause, nein, heute abend nicht.

Da kam er auf den verrückten Einfall, über Nacht in ein Hotel zu gehen. Im nächsten Augenblick verwarf er es wieder: ohne Koffer, ohne Nachtzeug? Lächerlich!

Nein, er wollte zu seinem Freunde Loria, sich mit ihm zu besprechen, damit er keine Dummheit wieder machte wie vorhin mit der Jungfer.

Aber er hatte ja den Brief in der Tasche!

Wie seine Gedanken von der Frau zu dem Manne überlenkten, wich Unentschlossenheit und Mangel an Mut, ihr gegenüberzutreten männlichem Gefühle.

Ein Zorn packte ihn, daß er seinen Stock mit den gewaltigen Fäusten umspannte, als wollte er den Griff abbrechen. Ha! Ha! Ganz einfach, jetzt hatte er's. Er lief zu dem Kerl hin und stellte ihn zur Rede.

Abermals machte er kehrt und eilte die Straße hinab. Er wollte einfach klingeln: ‚Ist der Herr Leutnant zu Hause?' — ‚Jawohl.' —

Dann hinein: . . . — ‚War meine Frau bei Ihnen?' — ‚Nein.' — ‚Sie lügen!' — ‚Bitte!' — ‚Sie war da?!'

‚Jawohl.' Dann hätte er den Kerl erwürgt, einfach erwürgt, niedergeschlagen wie einen tollen Hund.

Aber, wenn der andere nun nicht zu Hause war oder ihm gegenüberstand mit ruhig lächelndem Gesicht: ‚Bitte, was wünschen Sie? Was denken Sie? Sie irren sich!'

Und dann fand sich irgend eine harmlose Aufklärung? Nein, er machte sich ja lächerlich, lächerlich! Er wollte doch nach Hause, sich zusammennehmen und Minne ruhig fragen. Und er, der von dem geliebten Weibe nur Gutes hören wollte, ja, wollte, wollte, vernahm schon die einfache, die beschämend unschuldige Erklärung. Aber dieses lächerliche Zupfen am Ohr? Wie konnte sie ihn berühren? Einen fremden Mann? Da sah er wieder die beiden vor sich gehen, als er ihr nachgelaufen, wie ihre Schultern vertraulich lässig sich berührten.

Der Riese schlug den Kragen nieder, nahm den Hut ab, wischte innen das Leder mit dem Taschentuch und tupfte sich die Stirn. Er öffnete den Überzieher. Seine Wangen brannten. War ihm heiß! Er fühlte sich müde, ihm taten die Kniee weh, die Füße, es war doch ein lächerlicher Zustand. Er dachte, ich muß erst ruhig sein. Er wollte noch spazieren gehen, und wie von ungefähr, er begriff gar nicht, wo er hingelaufen war, fand er sich in Straßen, die er nicht kannte. Ein Strom von Menschen zog hin, Arbeiter, die von der Tätigkeit des Tages kamen, Mädchen nach Ladenschluß, das Täschchen in der Hand, nach Hause eilend, allein, zu zweit oder mit jungen Leuten, die untergehakt mit ihnen gingen. Reiß blieb stehen und sah sich um. Er wußte nicht, wo er sich befand. Bei dem Schein einer Laterne sah er nach der Uhr: mein Gott, schon bald neun! Er verspürte Hunger.

Einem großen, palastartigen Bau, einem Gerichte

oder Verwaltungsgebäude gegenüber sah er ein, wie es schien, nicht übles ‚Bräu‘ mit kleinem, schmalem Vorgärtchen, doch jetzt im Winter ohne Tische. Dasselbe Bräu, in das einst der Zufall Minne und Leutnant von Proveis geführt. Er trat in das Lokal und setzte sich, wo der Raum abgeteilt war durch laubenartige Efeuwände. Auf dem Tisch lag eine rote Decke mit unverkennbaren Spuren der Mahlzeit anderer Gäste. Die Bieruntersetzer zeigten eine Anzahl brauner Halbmonde von den Gläsern. Er ließ sich ein Glas Bier geben, und als der Kellner ihm ein illustriertes Brötchen vorschlug, hörte er kaum hin, sondern nickte nur. Er hatte wütenden Hunger. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, die Kinnbacken taten ihm weh. Er wischte maschinenmäßig Messer und Gabel an der sich feucht anfühlenden Serviette, dann verschlang er das Brötchen in gieriger Hast und schüttete sein Bier hinab. Mit krummem Rücken blieb er sitzen, mit ausgestreckten, müden Beinen, die ihm weich wie Watte schienen, gleichsam abgestorben. Nicht einen Augenblick verließ ihn der Gedanke an Minne. Tausend Kleinigkeiten in ihrem Wesen und Sein, die er sonst nicht beachtet, hundert Dinge, die er an ihr schön gefunden, verzerrten sich nun mit einem Male in seiner Phantasie, und was er bewundert, mißfiel ihm plötzlich. Mißbilligende Gesichter der Bekannten tauchten auf, scharfe Worte, die jemand gebraucht, brannten ihm auf der Seele, als hätten sie einen absichtlichen Nebensinn gehabt und wären auf Minne gemünzt gewesen. Und in seiner Seelenqual stöhnte er laut und schlug vor Zorn und Schmach auf den Tisch.

Der gewaltige Mann zuckte nervös zusammen.

Er warf Geld auf den Tisch, sprang auf, fuhr sich

über die Stirn, als wollte er die bösen Gedanken fortwischen, setzte den Hut auf, gegen seine Gewohnheit ganz in den Nacken, und lief, die Augen starr vor sich hingerichtet, davon. Immer langsamer ging er draußen, immer langsamer. Es ward spät, bis er nach Hause kam. Er fürchtete sich vor der Gewißheit. Er dachte, hoffentlich ist Minne schon zu Bett. Dann wollte er sich in sein Zimmer schleichen und wäre der entsetzlichen Stunde überhoben.



Minne huschte ins Haus. Sie tippte kurz auf den Drücker, daß man es kaum klingeln hörte. Das Mädchen öffnete. Minne verschwand sogleich in ihrem Schlafzimmer. Dann fragte sie wie immer:

— Ist Herr Doktor in seinem Zimmer?

— Der Herr Doktor ist ausgegangen.

— Ausgegangen?

— Ja, und ich muß der gnädigen Frau etwas sagen.

— Was denn?

— Ich sollte doch einen Brief holen . . .

Minne sah sie von oben herunter an und antwortete kühl:

— Ja, was ist dabei?

Das Mädchen flüsterte ihr vertraulich zu, halb in Angst, halb in leisem Ton der Schadenfreude:

— Der Herr Doktor hat's gemerkt.

Minne warf den Kopf immer mehr in den Nacken, während sie die Handschuhe auszog:

— Was ist zu merken?

Nun wurde die Jungfer, die ihrer Sache doch nicht ganz gewiß war, unsicher:

— Den Brief. Ich habe gesagt, ich sollte ein Taschentuch holen.

Minne sah die andere einen Augenblick scharf an. Dann sagte sie mit größter Ruhe:

— Warum lügen Sie?

— Ich dachte doch, ich wollte . . .

— Ach was, Sie haben nichts zu denken.

— Aber der Herr Doktor war so aufgeregt.

Minne legte die Handschuhe auf den Toilettentisch. Da fuhr die Jungfer fort, während sie ihrer Herrin half den Pelzumhang abzulegen:

— Ich dachte nur, weil der Herr Doktor mich so beim Arm gepackt und gesagt hat, das Taschentuch wäre ein Brief. Ich dachte, woher weiß er denn das?

Minne zuckte zusammen, warf den Pelz ab, hatte aber sogleich die Fassung wiedergewonnen. Sie setzte sich in den Stuhl, schlug die Beine übereinander und hielt ihren Fuß hin, während das Mädchen niederkniete, die Knöpfstiefel zu öffnen. Dann sagte sie etwas gedehnt und gähnte hinterher:

— Natürlich, wir hatten ja über den Brief gesprochen.

Sie besah ihre Nägel und drehte ihren Ring, während das Mädchen erstaunt aufblickte.

Die Jungfer streifte die Stiefel ab, rieb ihrer Herrin, wie sie es immer tun mußte, die Füße, zog ihr ein paar leichte Halbschuhe an, und als sie aufstand, sagte Minne, indem sie dem Mädchen freundschaftlich die Wange klopfte:

— Immer hübsch bei der Wahrheit bleiben.

In einem anderen Ton:

— Ich will wissen, sobald Herr Doktor zurück ist.

Ich muß etwas mit ihm besprechen. Vielleicht müßten Sie oder Joseph heute abend noch mal nach Moabit . . . wenn mein Mann was anderes haben . . . will.

Dann ging Minne ins Eßzimmer, denn es war schon spät. Sonst hatte ihr Mann oft auf sie warten müssen, sie aber ließ sofort ohne ihn anrichten. Nach Tisch blieb sie in seinem Zimmer. Sie legte sich zurecht, was sie sagen wollte. Das war doch zu dumm mit dem Brief! Na, sie wollte ein ander Mal gut aufpassen! Ihrem guten Riesen würde sie schon was aufbinden! Sie begriff nur nicht, warum er nicht heimkam. Es war bereits elf Uhr geworden. Da dachte sie: gut, dann morgen früh, und ging zu Bett.

Eine Viertelstunde darauf hörte sie mit ihren scharfen Ohren, wie an der Flurtür der Drücker hineingesteckt ward und merkwürdig leise jemand über den Gang kam. Ihr Mann. Er trat in sein Schlafzimmer. Er, der sonst polternd die Stiefel vor die Tür stellte, rührte sich nicht mehr. Aber sie vernahm, wie der Schlüssel im Schloß zwischen den beiden Zimmern sich drehte.



Doktor Heinrich Reiß wartete auf Minne in seinem Zimmer. Er hatte sie diesen Morgen noch nicht gesehen. Trotz allem Nachdenken war er immer noch nicht schlüssig, wie er ihr begegnen sollte. Einmal glaubte er, es sei das beste, ihr auf den Kopf zuzusagen, sie habe etwas mit dem Leutnant. Dann wieder wollte er warten, bis sie sich durch irgend etwas verriete. Er meinte, er müsse Tatsachen vorbringen können, sonst entwischte sie ihm vielleicht doch.

Wie er noch schwankte, klang helles Lachen. Minne stand da, zeigte ihre blanken Zähne und schlug sich mit beiden Händen auf die Schenkel, während sie sich niederbeugte, und den Kopf vorgestreckt, ihn betrachtete. Er wußte nicht recht, was er für ein Gesicht machen sollte. Da richtete sie sich auf, wurde ernst und fragte:

— Darf ich nicht lachen, mein guter Riese?

— Weshalb lachst du denn?

Sie maulte:

— Ach Gott, ich lache ja gar nicht mehr. Aber ich will dir was sagen. Ich kenne doch meinen Riesen. Warum schleicht man denn ganz leise in sein Zimmer hinein? Warum schließt man denn ganz leise zu? Warum steht man denn ganz leise auf, ehe der Hahn kräht, und frühstückt, und sagt seiner Frau nicht ‚guten Morgen‘?

Sie nahm seine Hände und zog sie rüttelnd hin und her:

— Na, na, rapple dich mal. Sei wieder guter Laune. So kenne ich dich ja gar nicht! Was hast du denn?

Er riß die Augen auf, als seien ihm die Lider schwer, aber zu einem Lächeln brachte er es nicht:

— Ich habe ja gar nichts.

Sie erhob den Zeigefinger und bewegte ihn hin und her:

— Nichts vormachen! Du bist verstimmt! Setze dich mal her.

Sie zog ihn auf das Sofa, wo der Brief gelegen hatte:

— Also nun beichten! Habe ich dir was getan? Ist irgend was passiert? Nun, raus mit der wilden Katze! Was ist los?

Er bemühte sich, indem er schon wieder begann dem

Reiz ihrer Frische zu unterliegen, einen Scherz zu machen. Aber es kam nur etwas Altes, Verbrauchtes heraus. Er sagte, als sie nochmals fragte: ‚Was ist los‘?

— Was nicht angebunden ist!

Sie lachte gezwungen:

— Und bei dem schönen Witz ein solches Leichenbittergesicht? Aber nun sage mir, was habe ich dir denn getan? Nein, nein, so wollen wir nicht miteinander sein.

Sie hing sich an seinen Arm und lehnte den Kopf an seine Schulter, während er regungslos sitzen blieb:

— Das darf in unserer Ehe gar nicht erst einreißen, mein guter Riese. Und das gerade jetzt, wo ich anfange ... Weißt du, was du mir gesagt hast? Erinnerst du dich? Du hast gesagt: du liebst mich, und ich ...

Sie blickte zu Boden, dann warf sie den Mund auf, indem sie den Kopf schüttelte:

— Nein, ich liebte dich nicht, aber allmählich, ganz allmählich hast du mich gewonnen, durch deine Liebe, durch deine Güte, durch dein stetes Bemühen, freundlich gegen mich zu sein. Du hast mir nie ein böses Gesicht gemacht, du hast alle meine Albernheiten ertragen und meine Wünsche erfüllt. Ach Gott, Mama hat so oft zu mir gesagt — das weißt du natürlich nicht —: ‚Du hast Glück gehabt mit deinem Mann.‘

Sie richtete sich auf, nahm ihn bei den Händen und sah ihm fest und klar in die Augen:

— Ja, ich habe Glück gehabt, das weiß ich, ich ... ich ...

Er blieb ernst. Da versagte ihr Redefluß ein wenig. Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Darum versuchte sie es anders. Sie machte plötzlich ein trauriges Gesicht, ließ ihn los und wandte sich von ihm ab. Als

das noch immer nichts half, ging sie durch das Zimmer, setzte sich drüben in den Erker und bedeckte die Augen mit der Hand. Sie dachte: jetzt wird er kommen. Doch er rührte sich nicht. Sie versuchte zwischen den Fingern hindurch sein Gesicht zu erkennen, wagte aber die Hände nicht zu bewegen. Ihr wurde doch etwas bange. Er mußte ja den Brief gefunden haben, daher das seltsame Benehmen mit der Jungfer. Da hörte sie, wie er kam:

— Minne!

Sie blieb in ihrer Stellung:

— Minne! Ich möchte dich etwas fragen.

Langsam nahm sie die Hände vom Gesicht. Sie sah tiefliegende Augen, ausgearbeitete Züge, auf denen Bitterkeit lag und Schmerz. Der große Mann näherte ihr seine fragenden, weitgeöffneten Augen:

— Was bedeutet der Brief?

Sie richtete sich im Stuhl auf:

— Brief? Was denn für ein Brief?

Er griff in die Brusttasche, holte einen Pack Papiere heraus, suchte darin, dann zog er den Brief, den er auf dem Sofa gefunden, hervor, klappte ihn auf, und sie erkannte ihn sofort. Als er den Arm hastig hob, fuhr sie mit dem Kopf zurück und blinzelte mit den Augen, als hätte sie Angst.

Er begann zu lesen:

— Freitag zwischen fünf und sechs . . .

Sie schnippte mit den Fingern und machte ein ärgerliches Gesicht:

— Ach das? Das ist zu dumm! Daß einem auch jede Freude gestört werden muß, aber auch jede! Nein, daß du gerade den Brief finden mußt.

Er blickte sie fragend an und ließ das Papier sinken.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf des Offiziers verstellte Schrift:

— Na, nun muß ich dir's sagen. Es ist zu dumm, daß ich ihn verloren habe. Hast du ihn denn gefunden?

Er nickte.

— Ich dachte, ich hätte ihn . . . ich müßte ihn auf dem Sofa haben liegen lassen . . . .

— So? Und das Mädchen sollte das Taschentuch holen?

Sie öffnete erstaunt den Lippenspalt, legte sich in den Stuhl zurück und schüttelte den Kopf:

— Taschentuch? So ein dummes Ding!

Mit einem Male begann sie zu lachen, sprang auf, glitt an ihm vorbei, lief durchs Zimmer, setzte sich aufs Sofa, schlug sich wie bei ihrem Eintreten vorhin auf die Schenkel, zeigte ihre blendend weißen Zähne, und ihre Augen waren lustiger denn je:

— Das kommt davon! Nein, ist das dumm! Sie hat wahrscheinlich überschlau sein wollen. Nun ist die Geschichte verpfuscht! Na, da muß ich dir's also erzählen! Also hör zu: Ich dachte, ich hätte den Brief in deinem Zimmer verloren. Wo sollte er anders sein? Infolgedessen schicke ich, weil ich doch denke, daß du längst zu Bett bist, das Mädchen, und da sie doch von deinem Geburtstage weiß, — nein, ist das komisch!

Sie lachte wieder. Reiß stand verständnislos da.

— Ja, ja, dein Geburtstag. Nun ist mir alle Freude verdorben. Sie hat geglaubt, riesig schlau zu sein, damit du nichts merken solltest, und hat sich mit einem Taschentuch herausgeredet. Ich habe nämlich eine kleine, ach Gott, so winzige Überraschung für dich. Du hast über deinen neuen Sattel geklagt, er sei unbequem, sei zu glatt. Oh,

du warst schlechter Laune an dem Tag! Jawohl! Na, und da denke ich dummes Tier, ich werde meinem guten Riesen einen anderen Sattel verschaffen. Aber wie? Neu darf er nicht sein, dann ist er wieder glatt und unbequem. Na, einen alten kriegt man doch aber nicht zu kaufen. Da habe ich mich dem einzigen Menschen anvertraut, der mir behilflich sein konnte: Proveis. Der hat unter der Hand, denn man kann doch niemandem einen alten Sattel abkaufen, von einem Kameraden, ich weiß nicht, wie der Kerl heißt, er soll auch recht groß sein, sich einen alten, weichen Sattel geben lassen. Hierher bringen konnten wir ihn nicht, im Tiergarten auf ein Pferd legen konnten wir ihn auch nicht, denn da ist ja mein guter Riese immer dabei und hätte die Geschichte gemerkt. Da hat er mich einfach in seine Wohnung bestellt, Freitag zwischen fünf und sechs. Dort habe ich ihn angesehen. Er paßt, und du bekommst ihn zum Geburtstage. Das ist die große Überraschung. Soll ich den Preis auch noch sagen? Ich brauche mich nicht anzustrengen, er ist sehr billig — ein alter Sattel, aber ein famoser Sattel. Soll ich ihn gleich kommen lassen, daß du ihn siehst, acht Tage vorher? Na, nun ist mir der ganze Spaß verdorben!

Sie ging ans Fenster, biß auf ihr Taschentuch und sah hinaus. Sie erwartete ihn, sie fühlte schon seinen Arm sich um sie schließen. Er mußte sie um Verzeihung bitten. Aber er kam nicht. Da fuhr sie fort, scheinbar mit sich selbst redend:

— Du tust alles für mich, du schenkst mir alles. Mir bleibt nichts übrig für dich! Und das einzige Mal, daß ich mir was ausdenke, wird mir's verpurrt und verdorben. Es ist schändlich!

Der Riese fühlte sich etwas beschämt. Er dachte:

‚was habe ich da angerichtet!‘ Doch ihm fiel ‚Napoleon‘ ein, und er fragte kleinlaut:

— Aber Minne, was bedeutet Napoleon?

— Napoleon? Ach du mein Gott! Siehst du, das kommt von solchen Scherzen. Proveis hatte nämlich mal gesehen, wie ich dich bei den Ohren zog, meine dumme Angewohnheit, und wie ich Napoleon dabei sagte. Da lachte er darüber. Du weißt ja, er ist ein frecher Dachs, das muß man sagen, und da . . . nein, nein, das möchte ich nicht sagen. Nein, das ist eine Dummheit.

Sie wandte sich ab und sah wieder zum Fenster hinaus. Der Riese nahm von hinten ihre Arme, ließ seine Hände bis zu ihren Gelenken hinuntergleiten und bemühte sich Minne herumzudrehen. Sein Ton klang warm, ängstlich, fast ein wenig beschämt:

— Du willst mir etwas nicht sagen? Sage es mir.

— Du ärgerst dich nur.

— Nein, ich ärgere mich nicht.

— Wort?

— Ich verspreche es dir.

— Also, dann will ich es dir sagen. Proveis ist frech. Er hatte gesehen, wie ich dich bei den Ohren zog, und fand meine Stellung albern, wie ich mich habe emporstrecken müssen, um dein Ohr zu erreichen. Da machte er einen dummen Witz darüber . . . aber ich will keinen Klatsch, hörst du? Du sagst ihm nichts darüber! Bestimmt nicht?

— Nein, nein.

— Er machte dich ein wenig lächerlich.

Sie riß sich von ihm los und stampfte mit dem Fuße auf:

— Und ich lasse von meinem Mann nichts Schlechtes reden. Da habe ich was gemacht . . . ich bin nun einmal so, und vielleicht verdenken mir das eben die anderen Weiber. Doktor Redenbach hat mir mal gesagt: ich nehme mich nicht genug in acht, ich wäre frech. Na, wie Proveis dich also lächerlich macht, bin ich auf ihn losgesprungen und habe ihm die Ohren beinahe abgerissen: ‚Sie sollen an mich denken! Napoleon!' Nun scheinen ihm die Ohren noch immer weh zu tun. Er war gestern noch wütend. Mein guter Riese, ich tue es nicht wieder. Aber ich lasse von dir nichts Schlechtes reden.

Mit einem Male standen ihr Tränen zu Gebote, perlten in ihren Augen, rollten über ihre Wangen, Tränen, scheinbar der Erregung, des Ärgers, Tränen, die ihr aber die Angst ausgepreßt, wie diese Sache ablaufen würde.

Reiß schämte sich bis in die Tiefe seiner Seele, seines Verdachtes, seines Benehmens, und wie ein gewaltiger Stier, der beim Schlachten zusammenbricht, fiel der große Mann ungeschickt nieder auf die Kniee vor seinem kleinen, zarten, süßen, treuen Weibe, zog ihre Hände an die Lippen, küßte ihr die Tränen von den Wangen, zerdrückte sie fast mit seinen gewaltigen Armen und bat nur immerfort:

— Minne, Minne, verzeihe mir, verzeihe mir, bist du mir böse?

Sie sah ihn lächelnd an, dann sagte sie, indem sie ihren Kopf dem seinen näherte, ihm tief in die Augen blickend:

— Mein Riese. Aber du hast alles vergessen, nicht wahr? Du weißt nichts mehr davon! Wir reden nicht mehr darüber.

Sie legte die Handflächen aneinander und schlug sie bittend zusammen, indem sie den blonden Kopf zur Seite neigte:

— Damit deine kleine Frau dich überraschen kann!



‚Besorge sofort alten gebrauchten, sehr weichen, sehr großen Herrensattel für meinen Mann. Niemand was sagen. Drei Uhr Ecke Luisenstraße-Schiffbauerdamm. Wenn nicht möglich, keine Antwort. Dann fünf an derselben Stelle. M.‘

Sie schrieb mit fliegender Hast. Einen Bogen hatte sie verdorben. Nun vorsichtig und ängstlich geworden, ging sie an den Ofen, warf ihn hinein und wartete, bis der letzte Rest verglommen war. Dann klingelte sie der Jungfer und sagte gelassen:

— Geben Sie das unten einem Dienstmann. Herrn Leutnant von Proveis. Ich konnte gestern abend Herrn Doktor nicht mehr sprechen. Hoffentlich sind Sie nicht unnütz aufgeblieben!

— Nein, ich bin zu Bett gegangen, gnädige Frau.

— Na, dann ist's gut. Es hat Eile. Mein Mann mußte erst entscheiden. Vom Herrn Doktor einen Gruß an Herrn Leutnant. Nun aber schnell, schnell.



Zu der Geburtstagsfeier wollte der Riese Leutnant von Proveis einladen. Minne aber meinte, der habe doch nichts dabei getan, als den Sattel besorgt, und es sei ihr lieber, der Geburtstag würde im Familienkreise gefeiert.

Der tiefere Grund lag jedoch darin, daß der junge Offizier, als Minne ihn, ohne ihren Mann zu fragen, eingeladen hatte, mit Entschiedenheit erklärt, nicht erscheinen zu wollen. In ihm war das dunkle Gefühl, als spiele er an solchem Tage keine angenehme Rolle. Er hatte oft im Laufe des Winters den Gedanken gehabt, wie schon einmal nach Karlsbad: das geht nicht so weiter. Nicht aus Zartgefühl, denn er besaß ein kräftiges Gewissen, aber aus Nützlichkeitsgründen. Er dachte immer wieder an seine Eltern, denen er, wenn sie das erführen, schweren Kummer bereiten würde, er dachte an seine Zukunft, an den Kommandeur, vor dessen Unerbittlichkeit, an die Kameraden, vor deren anständigen Ansichten sein Benehmen, — er wußte es — nicht Stand hielt. Nach der Geburtstagsfeier sagte er es zu Minne. Sie blickte ihn nur an:

— Ihr Männer seid einer wie der andere!

— Wieso?

Sie machte ein verächtliches Gesicht und warf die ausgestreckte Hand seitwärts, indem sie die Augen halbschloß und den Mund herabzog:

— Woran denkt ihr? Nur an euch. Nach *mir* fragst du nicht. Du fragst nur, ob es *dir* Unannehmlichkeiten bereiten könnte!

Das wollte er nicht. Sie sollte guter Laune sein. Er konnte nicht ihren Zorn, noch weniger aber ihre Verstimmungen ertragen. Und dann betäubte er Regungen ehrenhafter Gefühle mit dem Trugschlusse: die Schuld läge

wirklich mehr auf Minnes Seite, die ihm entgegengekommen, ja ihn beinahe verführt habe. In der Tat hatte der Leutnant sich verändert. Von Woche zu Woche, die er ihrem Einflusse unterlag, verblaßte mehr seine überlegene Sicherheit, sein keckes Wesen. Es war, als bändige sie ihn, söge ihm die Seelenstärke, die Kraft des Charakters aus. Er, der dem Mädchen den ersten frechen Kuß geraubt, sank herab zum Knecht dieser Frau. Heute befahl sie den Kuß, oder nahm ihn selbst, wenn ihr Trieb danach stand. Aber der Schreck war Minne doch in die Glieder gefahren. Sie sah den jungen Offizier seltener und hatte mit dem Leutnant ausgemacht, nur in dringendsten Fällen solle er an ihre Adresse schreiben, sonst wollten sie alles mündlich besprechen, oder sie fände postlagernd ein paar Zeilen, einmal auf diesem, einmal auf jenem Postamt, um nicht zu häufig dort gesehen zu werden, denn sie kam persönlich sie abzuholen. . . .

Die spärlichen Bäume der Berliner Straßen begannen zu grünen. Im Tiergarten überzog sich alles mit hellem Farbenhauch. Es war vorzeitiges Sommerwetter, dann kamen wieder trübe Tage, schließlich brach aber doch, durch den Regen beschleunigt, der Frühling mit aller Macht herein. Die zurückgebliebenen Knospen öffneten sich, die Blätter schossen täglich um Fingerlänge in die blaue Luft hinaus. Bei der Trockenheit ließen die Automobile lange, wirbelnde Staubsäulen hinter sich.

Da war es, als ob die weiche Luft, der warme Sonnenschein, die Wiederkehr des Lenzes, der Tier wie Mensch Sehnsucht in Herz und Blut treibt, Minne mit einem Male die bisherige Vorsicht vergessen ließe. Sie schien sicherer geworden denn je, sie hatte die Ängste, die

sie ausgestanden vergessen. Wieder fand sie Ausreden vor ihrem Mann, um mit dem Offizier allein zu sein.

Die Spaziergänge und Fahrten durch die entlegenen Straßen und Vororte begannen von neuem. Dabei waren sie einmal dem Maler Bröking begegnet, aber der sprach so eifrig mit einem alten Herrn mit langem Lockenhaar und riesigem Schlapphut, daß er sie wohl kaum erkannte.

Ein anderes Mal sahen sie am Gesundbrunnen Frau Bensemann in Begleitung einer älteren Dame fahren. Weiß der Teufel, wie die in diese Gegend kamen. Sie erkannte die beiden, grüßte, und Minne wie der junge Offizier gewahrten, wie sie zu ihrer Begleiterin etwas sagte, worauf sich beide umdrehten.

Da fragte Leutnant von Proveis ärgerlich:

— Hast du die beiden gesehen?

Sie warf die Lippen auf:

— Was schadet das?

— Daß es heute abend oder morgen der ganze Kreis erfährt.

— Ich kann doch mit dir gehen!

— Solo hier draußen?

Sie sah ihren Begleiter von oben herunter an:

— Du hast wohl Angst?

Er zuckte die Achseln:

— Angenehm ist es nicht.

— Tapferer Soldat!

Jetzt blieb er stehen:

— Bitte, so lasse ich nicht mit mir reden.

— Oho.

— Nein, das verbitte ich mir ein für allemal.

Er wurde dunkelrot. Aber da hing sie sich an seinen

Arm, und sie, die diesen Menschen nicht entbehren zu können schien, flüsterte ihm heiße Worte der Liebe zu:

— Sage das nicht! Quäle mich nicht. Liebst du mich?

— Ja.

— Nun also, und ich liebe dich.

Aber in ihm schien etwas zu erwachen, und er sagte mit gedämpfter Stimme, obwohl in dem Straßengewirr kein Mensch auf sie achtete:

— Ich muß dir mal was sagen, das mich längst beschäftigt.

— Nun?

— Ich frage mich manchmal, was soll aus uns werden?

— Was werden soll? Ist's nicht gut so?

— Soll es so bleiben?

— Natürlich soll es so bleiben.

— Oh, du willst mich wohl . . .

Er erriet und antwortete ängstlich, fast willenlos, wie immer, sobald er dieser Frau gegenüberstand:

— Ich weiß, was du denkst. Du denkst, ich will los von dir! Du denkst, ich habe genug! Nein, das ist nicht wahr. Bei Gott nicht! Ich kann dir nur sagen, daß ich dich . . .

Sie sah ihn lauernd an:

— Daß ich dich . . .? Nun?

Er schlug die Augen nieder und sprach langsam vor sich hin:

— Daß ich dich sehr lieb habe, daß ich ohne dich nicht mehr sein kann. Daß ich imstande wäre, alles wegzuwerfen und aufzugeben für dich. Darum vertrage ich es nicht, wenn du so wie vorhin sprichst. Ich vertrage es

nicht, daß es so klingt, als wäre ich egoistisch und feige. Ich will nur eine Änderung haben. Verlange, was du willst, aber so geht es nicht, wir müssen mal zu einem Entschluß kommen.

Die beiden Menschen gingen nebeneinander her so ruhig, als ob sie vom Wetter redeten, während ihre Worte doch aus den Rätseltiefen ihrer Herzen und ihrer Sinnlichkeit kamen. Er erzählte, die Kameraden ahnten irgend etwas, sie hätten Bemerkungen gemacht, ein Vorgesetzter habe ihm zu fühlen gegeben, er kümmere sich nicht genug um das Regiment, er möge seinen Verkehr dort suchen, wo er für ihn passe. Dabei sei es nicht klar geworden, beträfe das eine Frau oder andere Gesellschaftskreise. Er klagte, die Freunde würden ihm fremd, denn nur sie allein beschäftige seine Gedanken, — sie, die eines anderen Frau war. Es klang aus seinen Worten eine Leidenschaft, die sie nie in solchem Maße in ihm geahnt, sogar Eifersucht auf ihren Mann. Leutnant von Proveis meinte, er wolle nicht länger teilen, die Zeit sei vorbei, wo er sich damit habe begnügen können, neben einem anderen herzulaufen; er verlange jetzt sichere Rechte oder — keine. Ordnung müsse geschaffen werden, so oder so, ein Ende gemacht, so oder so.

Sie aber wußte: der junge Offizier besaß nicht genug, ihre Launen des Reichtums zu befriedigen. Sie wollte ihre Stellung in der Welt behalten, wollte bei Liesers sein und bei Bensemanns, wollte in Gesellschaft glänzen, ein behagliches Dasein führen, wollte Schmuck besitzen und sich gut anziehen. Sie brauchte Geld, sich zu gönnen, worauf gerade ihr Gelüste stand.

Alles das wäre aber mit dem Augenblick zu Ende gewesen, wo sie sich von dem trennte, der ihr die Mittel

dazu gab. Ihr genügte es, wenn sie neben dem förmlichen Dasein der Gesellschaft ein zweites, geheimes Leben lebte, ihrer Sinnlichkeit geweiht. Sie liebte Proveis nicht mit der Seele, sie liebte ihn mit ihren Lippen und ihren Armen, die ihn umklammerten, wenn sie sich ihm gab.

Minne zog seine Hand durch ihren Arm. Dann begann sie, während sie eng aneinandergelehnt schritten, ihm zu erklären, sie könne keinen Sprung ins Ungewisse tun, er solle Geduld haben, sie wolle überlegen, reiflich überlegen.

Er fühlte, daß sie die Entscheidung auf die lange Bank schob. Das wollte er nicht. So begann er von neuem: Er müsse sein Leben ordnen, es könne nicht so weiter gehen, und da fiel zum ersten Male von seiner Seite das Wort, das er noch nie in den Mund genommen, an das er nur fast ängstlich gedacht hatte:

— Laß dich scheiden!

Sie hielt im Gehen inne:

— Und dann?

— Dann heiraten wir.

— Und wovon sollen wir leben?

Er gab keine Antwort. Sie fragte noch einmal dringender, dabei lag ein leiser Triumph in ihrer Stimme:

— Und wovon sollen wir leben?

Nun wurde er ärgerlich:

— Das klingt ja, als ob ich ein armer Hungerleider wäre. Ich bin zwar nicht reich, aber so steht es denn doch nicht mit mir!

Sie sagte eindringlich:

— Weißt du, was eine Frau braucht? Weißt du, was ein Haushalt kostet? Nein! Du hast keine Ahnung! Du solltest nur mal wissen, welche Summen bei uns draufgehen. Wenn ich das Notwendigste zusammen=

rechne, was ich von zu Hause aus gewohnt bin, was ich nicht missen kann . . . nein, ich könnte es nicht missen. . . . dann kommt immer noch soviel heraus, wie wir nie haben würden.

Er raffte sich auf zu einem Entschluß:

— Dann will ich dir was sagen: So lebe ich nicht weiter.

— Nun, und was denkst du dir?

Er wagte nicht, ihr zu sagen, daß sie miteinander brechen müßten. Sie fragte wieder:

— Also bitte, Farbe bekennen: was soll geschehen?

Er wollte, sie vorbereitend, eine lange Geschichte erzählen, was er innerlich empfände. Von seiner Jugend wollte er sprechen, von seinen Eltern, daß er ihnen das nicht antun könnte. Er hatte sich alles längst zurechtgelegt, aber wie er es nun sagen sollte, polterte er heraus:

— Dann wäre es das beste . . .

— Nun?

Sie krampfte sich an ihm fest und drückte die Nägel durch den Ärmel in sein Fleisch:

— Nun?

Sie preßte seinen Arm an sich, daß er mit einem Mal jede Tatkraft verlor:

— Nun?

Der Ton klang drohend und liebevoll zugleich. Er brachte es nicht über die Lippen, das Bittere zu sagen. Sie ahnte, was er meinte, aber sie fühlte auch, wie sie ihn eben wieder in ihre Gewalt bekommen hatte. Den günstigen Augenblick durfte sie nicht vorübergehen lassen. Und sie drängte sich noch enger an ihn und flüsterte ihm heiße Worte der Liebe zu. Sie sagte die Wahrheit, und

sie übertrieb dennoch. Sie bauschte die Sinnlichkeit, die allein in ihr lebte, zu Herzenstönen auf. Sie peitschte sich empor aus dem Fleische, das sie zu ihm zog, zu Selbstlosigkeit und Großmut:

— Und wenn ich dich ein Jahr nicht sehen könnte. Mir sollte es recht sein, wenn ich dir nur schreiben darf. Ich will wissen, daß du mir gehörst, ich will wissen, daß ich nicht allein auf der Welt stehe.

— Du bist doch nicht allein.

— Mein Mann? Pah! Er tut mir nichts zuleide, er quält mich nicht, er schlägt mich nicht, er läßt mich nicht verhungern. Ha, ha, aber mein Herz gehört nicht ihm. Mein Herz hat ihm nie gehört. Ich habe ihn bloß . . . ach Gott, wenn man so jung ist und dumm und albern und unerfahren, was weiß man da von der Liebe! Ich habe ihm nichts vorgelogen. Ich habe ihm nicht gesagt, daß ich ihn liebe. Er hat mir gesagt, daß er mich gewinnen will. Aber du hast mich gewonnen, du, nur du, und ich lasse dich nicht.

Sie hatte immer lauter gesprochen und fuchtelte mit den Händen so erregt in der Luft umher, daß die Vorübergehenden sie erstaunt ansahen. Der Leutnant, der auf das Konventionelle erzogen, aus Gewohnheit seines Standes, die Aufmerksamkeit der Menschen nicht auf sich ziehen wollte, machte ein fast ängstliches Gesicht:

— Aber Minne, nicht so laut!

— Ach was, das ist mir ganz gleich.

— Die Leute drehen sich um.

Da wurde sie plötzlich heftig:

— Immer diese verfluchte Rücksicht auf die Menschen. Ich pfeife auf die Menschen, ich lache sie aus! Dumme Gesellschaft! Was gehen sie mich an, mir ist überhaupt

alles ganz wurscht! Ich bin nicht so kleinlich und schwach und . . . feige wie du.

— Feige?

— Ja, feige!

Er riß sich von ihrem Arm los. Nun achtete er nicht auf die Menschen und rief wütend:

— Das verbitte ich mir. Das leide ich nicht. Ich habe es dir schon mal gesagt, ich laß mich nicht beschimpfen! Und wenn du nicht anders willst, so gehe ich eben, so trennen wir uns! Adieu. Leb wohl.

Er machte kehrt und lief mit eiligen Schritten der Stehengebliebenen davon. Er war ein paarmal schon auf diesem Wege nah daran gewesen, den Bruch zu vollziehen, aber immer wieder hatte sie ihn überwunden. Nun atmete er auf, daß er die Kraft besessen, den albernen, geringfügigen Anlaß aufzubauschen. Er dachte: ‚Gott sei Dank, jetzt ist der Schnitt geschehen! Gott sei Dank.‘ Jetzt, wo er dem Einflusse ihrer Gegenwart nicht mehr unterlag, begriff er nicht, wie er von Scheidung selbst hatte sprechen können. Er sog die Luft ein aus tiefen Lungen. In der Angst, sie könne ihm folgen, rannte er, weil er so schneller vorwärts kam, auf dem Fahrdamm dicht am Bürgersteige hin, den Wagen ausweichend, die ihm zu nahe kamen. Der Schweiß brach ihm aus unter dem Überzieher. Die Beine wurden ihm weich und matt. Die Füße, die Waden taten ihm förmlich weh. Aber er lief weiter und weiter und atmete kurz und keuchend und dachte: ‚Es ist besser so! Gott sei Dank! Nun will ich fest bleiben‘.

Wieder stieg das Bild seiner alten Eltern vor ihm auf, ergrauter Ehrenleute, die nichtsahnend auf ihrem Gute vielleicht jetzt die Bibel lasen, wie sie es jeden Abend

hielten, ehe sie zu Bett gingen, zeitig wie die Hühner. Er drehte sich um. Von Minne war nichts mehr zu sehen. Nun verlangsamte er den Schritt, nahm den Hut ab, tupfte sich die Stirn, und dann irgendwo an einer Straßenkreuzung blieb er stehen. Er blickte sich wieder um. Er war wirklich allein. Ein Lächeln trat auf sein Gesicht: ‚Zum Donnerwetter noch mal, Unannehmlichkeiten kriegen? Nee! Es ist doch eine verfluchte Geschichte mit so einer verheirateten Frau!‘

Langsam ging er weiter und steckte sich eine Zigarette an, womit seine ganze Seelenruhe wiederkehrte. Er rief eine Droschke an und fuhr nach seiner Wohnung. Er hoffte nur, daß Minne ihm nicht zuvorgekommen wäre und etwa in seiner Wohnung sei. Den Burschen, der gerade in den Stall gehen wollte, traf er auf der Treppe:

— Ist jemand da?

— Nein, Herr Leutnant.

— Ich bin für keinen Menschen zu Hause. Ich bin ausgegangen. Hören Sie?

— Zu Befehl, Herr Leutnant.

Dann trat er ein, ging durch den Korridor, machte Licht, sah in das Zimmer des Burschen, leuchtete die kleine Küche ab, in der nur ein Spirituskocher auf dem Herde stand und ein paar Putzlappen und Wichsbürsten lagen. Er blickte in die Schrankkammer, ging in sein Schlafzimmer und in das Wohnzimmer hinüber. Alles war still, alles war leer. Nun zog er die Vorhänge zu und kletterte auf den Schreibtisch, um in der Ecke mit einer Stecknadel den Stoff zusammenzustecken, daß nur kein verräterischer Lichtschein hinausfiele. Darauf zündete er die Lampe an, legte die Sicherheitskette vor und verriegelte sogar die Tür zum Korridor. Er warf sich auf das Sofa, rauchte wieder eine

Zigarette, blies den Dampf von sich, starrte in der Luft den Wolken nach, und ihm war wohl und frei und entlastet zu Sinn. Gott sei Dank, daß es vorbei war! Er kam sich doch eigentlich recht schlecht, niederträchtig und gemein vor. Er dachte an den großen, guten Riesen, der immer nur freundlich gegen ihn gewesen war, dessen Brot er gegessen, und da wachte das Ehrgefühl des Offiziers, das leichtsinnig lange betäubte, auf, und er fühlte, wie das Blut ihm in die Wangen stieg. Er kämpfte dagegen; das war ja Unsinn und Schwachheit, aber er konnte nicht anders, er war blutrot geworden.



Tage vergingen, und der Leutnant hörte nichts wieder von Frau Reiß. Er meinte, nun sei alles vorbei.

Eines Abends setzte er sich hin, suchte ihre Briefe zusammen, soweit er sie nicht verbrannt hatte, denn sie pflegte oft darunter zu schreiben: ‚Wirf es sofort in den Ofen!‘

Er wollte einen Strich machen unter sein ganzes bisheriges Leben.

Das Fach seines Schreibtisches stülpte er um; kunterbunt lagen da durcheinander: Briefe seiner Eltern, Zettel, die Minne ihm geschickt, bezahlte und unbezahlte Rechnungen, Meldekarten, Speisefolgen, Einladungen, Kotillonorden. Sorgfältig suchte er jede Zeile heraus, die von ihr stammte, nahm eine Zigarrenschachtel und stampfte die Briefe, Zettel und Karten hinein.

Da klingelte es. Er fuhr in seiner Arbeit fort, ohne darauf zu achten. Er dachte eben noch: eine solche Be-

handlung von ihrem Liebhaber läßt sich doch keine gefallen, nun ist es wirklich aus, als draußen eine Stimme klang. Minne stritt sich mit dem Burschen. Um Gottes willen, der ließ sie doch nicht herein? Aber einen Augenblick darauf öffnete sich die Tür.

Der Leutnant klappte den Deckel der Zigarrenschachtel zu. Sie sollte nicht sehen, was er vorhatte.

Minne kam, als sei nichts geschehen. Sie legte ihren Schirm auf den Tisch, und während sie die Handschuhe auszog, sagte sie ruhig:

— Nun, und kein Wort?

Der Leutnant hockte auf dem Schreibtisch, rechts und links die Hände aufstützend, und starrte sie an:

— Was soll ich sagen?

— Das weiß man.

— Nein, denn ich habe Ihnen doch alles gesagt.

Sie sah ihn lange an:

— Ihnen? Also wir nennen uns Sie?

Ihm war etwas unbehaglich zu Sinn. Er blickte auf die Spitzen seiner Stiefel und ließ langsam das Spornrad am rechten Fuße über die Sohle des linken laufen, daß es sich schnurrend drehte und leise klang.

Sie blieb am Tische stehen:

— So können wir doch nicht auseinandergehen!

Herr von Proveis erhob den Kopf:

— Ich will Ihnen ja auch nicht wehe tun.

— Ihnen?

Als dürfe er nicht schwach werden, redete er sich in Wut:

— Ich habe doch dem Esel gesagt, daß er niemand vorlassen soll. Überhaupt, wie kommen Sie hier herein?

Er hatte den kecken, harten Ausdruck seiner blauen

Augen wie früher wiedergefunden, und wie er die Mundwinkel seitwärts zog, zeigte sich die Reihe blendender Zähne. Langsam ging sie auf ihn zu:

— Das soll der Abschied sein? Nicht mehr vorgelassen werde ich? O, so ist es nicht gewettet.

Sie trat ihm immer näher:

— Nein, so ist es nicht gewettet, sage ich dir! Für all die Liebe, die ich dir gezeigt habe, will ich nicht hinausgeschmissen werden wie ein Hund. Du hast mich auf der Straße einfach stehen lassen. Du bist davongelaufen. Ich will, daß du mir die Hand gibst. Ich will, daß du mir sagst: ‚Ich danke dir für die lange, schöne Zeit!‘ Ach was, sage, was du willst, aber ein Wort mußt du sagen und mußt mir die Hand geben. Bin ich schlecht gegen dich gewesen? Habe ich nicht alles für dich getan? Nun?

Sie streckte die Hand aus, ganz gefaßt, ganz einfach, als verlange sie nichts weiter, als daß geschieden sein sollte. Er schlug ein:

— Das wollte ich nicht, ich wollte von Ihnen . . .

Sie preßte leise seine Finger:

— Ihnen?

— Ich wollte nicht kränkend sein, ich wollte . . . ach mein Gott, es kam mir ganz unerwartet, ich weiß ja selbst nicht.

Sie legte die andere Hand auf die seine:

— Du hast mir sehr, sehr weh getan.

Er senkte die Blicke:

— Verzeihen Sie.

Das ‚Sie‘ verschluckte er halb, und dann wiederholte er:

— Verzeih!

Da legte sie seine Hand auf ihre Brust:

— So ist es recht! Es wäre doch zu bitter gewesen für all diese herrliche Zeit, für all die Liebe.

Sie betrachtete ihn weich, und mit einem Mal hatte sie ihre Lippen auf seine Finger gepreßt. Er zog sie mit aller Kraft fort, doch sie krallte sich fest und drückte den Mund auf seine Knöchel.

Er wehrte ihr:

— Nicht . . . nicht . . . das darfst du nicht . . . .

Aber sie ließ nicht los. Er umschlang sie mit der andern Hand, und weich geworden, klopfte er leise ihre Schulter:

— Nein, nein, das darfst du nicht, bitte, nicht.

Sie setzte das eine Knie auf den Schreibstuhl, sank herab und schmiegte ihren Kopf an seinen Unterarm. Er blieb zuerst ruhig stehen, aber der Gedanke an die Seligkeiten, die ihm diese Frau geschenkt, trieb ihm langsam das Blut ins Hirn, und wie er den Druck ihrer Hände fühlte und ihr Liebkosen, ihren Kuß auf seiner Haut, wie ihr Kopf sich an seine atmende Brust legte, strich er ihr leise das Haar. Als seine Finger nun ihren Hals berührten, den gilblichen Hals, der ihm etwas so seltsam Anziehendes hatte in seiner Schlankheit mit den leicht gekräuselten, blonden Härchen, wie ihn die Wärme ihres Körpers durchdrang, da kehrten alte Gefühle und Erinnerungen zurück, nur schwer niedergerungen durch den Verstand. Er wurde allmählich schwach und weich. Sie aber fühlte, daß er nicht mehr widerstrebte, rankte sich an ihm fest, umschlang seine Hüften, glitt an ihm empor, richtete sich auf zu ihm, legte die Arme um seine Schultern, und mit einem Ruck hatte sie seinen Kopf. Er wehrte sich nicht. Er ließ ihren Mund auf dem seinen ruhen. Sie fragte leise:

— So kalt?

Er hauchte ihr zögernd mit den Lippen auf die Stirn. Sie sah ihn an mit ihren Augen, die, wie ihm schien, feucht glänzten, dann sagte sie, mit einem bitteren Zuge um den Mund:

— Und ich habe nur dich!

Er wollte stark bleiben und legte nur die Wange an ihr Haar. Es ging ein seltsamer Duft von ihr aus, gemischt aus weicher, gepflegter Haut und irgend etwas, das sie ins Haar tat. Und dieser Duft, den er in den Stunden der Liebe so oft eingesogen, umnebelte seine Sinne, schwächte ihn, warf seinen Willen zu Boden. Plötzlich schlug er die Arme um sie, und dachte, halb noch Herr seiner Kraft: ‚Ach, nur noch einmal, ein einziges Mal und nie wieder.‘

Sie aber zog ihn zu sich herab, und wie er auf das Sofa sank, ließ sie sich auf sein Knie nieder, lehnte den Kopf an seine Schultern und hauchte ihm ins Ohr:

— Ich kann ja nicht leben ohne dich.

Er gab ihre Küsse zurück. Alles, was in ihm nur durch die Vernunft niedergekämpft war, wachte auf, schien stärker in seinem Blute zu rasen denn je zuvor. Die beiden Menschen hielten sich immer enger umschlungen, sie küßten sich mit brennender Glut und atmeten Brust an Brust. Sie sprachen kein Wort. So blieben sie lange.

Als es schon halbdunkel im Zimmer geworden war, fuhr er auf aus dem Taumel, strich sich über die Stirn und sagte heiser:

— Das ist ja zum Ersticken.

Dann zog er Rock und Weste aus und warf sie in die Ecke. Er stand auf, öffnete die Tür zum Schlafzimmer und ging hinein. Er goß sich ein Glas Wasser ein und

schüttete es hinab. Ein paar Tropfen fielen auf die Krawatte und perlten längs der gestreiften Hose aus englischem Stoff herab. Er beugte sich nieder in Hemdsärmeln, wie er stand, und wischte sich mit dem Handtuch ab.

Minne war durch die offene Tür eingetreten. Sie hob die Arme vor seinem riesigen Spiegel, und bei dem ersterbenden Lichte des Tages steckte sie sich das zerstörte Haar um. Kein Wort sprachen die beiden Menschen. Es war totenstill in der Wohnung. Sie beugte sich dicht zum Glase, besah das übernächtige Gesicht, nahm seine Bürste und begann langsam die blonden Fluten aus der Stirne zu kämmen. Er stand am Fenster, ein wenig müde, ernüchtert, und sagte sich, während er in den verglimmenden Abendhimmel schaute, an dem in einer Häuserlücke über einem Bauzaun nur in dünner Sichel schon der Mond zu sehen war: ‚Unterlegen, wieder unterlegen.‘

Er ärgerte sich über sich selbst, begriff nicht, wie er hatte schwach sein können, und dachte: ‚Aber nun ist es aus. Das war das letzte Mal!‘

Es klingelte.

Sie hörten es beide nicht.

Es klingelte zum zweiten Male.

Der Leutnant ging an die Tür zum Korridor, riß sie auf und rief gedämpft dem Burschen zu, den er im Dunklen zu sehen meinte:

— Nicht zu Hause!

Aber während er noch sprach, erkannte er in der Helligkeit der geöffneten Entreetür eine riesige, dunkle Gestalt. Der Bursche sagte eben:

— Der Herr Leutnant . . .

Dann unterbrach ihn eine Stimme:

— Ach, Herr von Proveis.

Der Leutnant wollte zurückfahren. Ihm war, als hätte er einen Schlag auf den Kopf bekommen. Er nahm alle Geistesgegenwart zusammen:

— Ach so! Pardon! Herr Doktor, bitte in mein Zimmer. Ich komme gleich.

Dem Burschen befahl er:

— Schnell stecken Sie die Lampe an.

Dann schloß er die Schlafzimmertür, riegelte sie leise zu, und auf den Zehen schlich er zur anderen, die in sein Wohnzimmer führte. Auch dort schob er behutsam den Riegel vor.

Das Herz klopfte ihm, daß er in den Ohren das Blut sausen hörte. Er stand da, schlaff und matt, mit Knieen, die er nicht hätte durchdrücken können, und starrte zu der Frau hinüber, die sich herumgedreht und noch immer vor dem riesigen Spiegel stand. Ihre Augen suchten einander in der halben Dunkelheit zu durchdringen. Sie tat ein paar Schritte auf ihn zu und zischte ihn an:

— Bist du verrückt? Was tust du denn?

Er wußte, wie gelähmt, nicht, was er antworten sollte. Nach einer Weile erst flüsterte er ihr ins Ohr:

— Es . . . war . . . so schnell.

Sie drückte seine Hände, daß es ihn schmerzte:

— Nun paß auf!

Sie legte den Finger vor den Mund, und ohne sich zu verständigen, wußten die beiden, was sie zu tun hatten. Er schlich mit ihr zur Schrankkammer. Sie öffnete die Tür. Sie schritt aufrecht, die Lippen zusammengepreßt, in das Dunkel. Ehe sie verschwand, drückte sie die Nägel in seinen Arm und hauchte ihm noch einmal zu:

— Aufpassen. Es kann nichts geschehen.

Er klinkte die Tür zu, schloß maschinenmäßig ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Der Offizier ging ins Zimmer zurück, jetzt laut auftretend. Er räusperte sich, denn er meinte, bei den ersten Worten müsse ihm die Stimme versagen, und wieder jagte er ein Glas Wasser durch die Kehle. Dann nahm er den Schwamm, tupfte sich die Augen, entzündete einen Fünfminutenbrenner, der zwischen Zahnbürste und Wasserglas auf dem Waschtische gelegen und besah im Spiegel sein Gesicht, das über dem weißen Kragen und der dunklen Krawatte ihm verstört entgegenstarrte. ‚Nur jetzt Geistesgegenwart, dann wird alles noch gut ablaufen.‘ Er griff nach einer Litewka, die er im Zimmer, auch wenn er sonst Zivil trug, anzuziehen pflegte, und knöpfte sie hastig zu. Als er sich niederbeugte, das Licht auszulöschen, sah er etwas am Boden liegen: den lila Kragen Minnes, an dem ein kleiner Spitzeneinsatz hing, den herzförmigen Ausschnitt ihres Kleides schließend. Er gab ihm einen Stoß mit der Fußspitze, daß er unter den Waschtisch fuhr. Dann blies er das Licht aus, zögerte noch einen Augenblick, tastete mit der einen Hand nach der Klinke, mit der anderen nach dem Riegel, und während er die Klinke niederdrückte, schob er zu gleicher Zeit den Riegel zurück.

Der Riese stand da in seiner ganzen Höhe, die bei der matten Beleuchtung noch gewaltiger schien. An der Türe wartete der Leutnant. In der ersten Verlegenheit sagte er:

— Oh, die Lampe riecht. Der dumme Kerl macht das immer so. Aber er soll sie nicht gleich zu sehr aufdrehen, sonst blakt sie.

Er dachte, es käme irgend eine Antwort. Aber Dok-

tor Reiß schwieg. Da fuhr Leutnant von Proveis mit harmlosem Lächeln fort:

— Das gibt dann das ganze Zimmer voll Ruß. Schrecklich! Kennen Sie das nicht auch?

Reiß schwieg. Herr von Proveis trat einen Schritt näher. Er zwang sich zu unbefangenem Lächeln, aber es blieb steif:

— Ach, Sie haben ja elektrisches Licht.

Reiß schwieg. Dem Offizier lief Kälte über die Glieder. Und wieder, um etwas zu sagen, machte er eine Handbewegung:

— Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Nun stand der Tisch zwischen ihnen. Doktor Reiß trat einen Schritt zum Sofa. Er schien sich setzen zu wollen. In dem Augenblick durchzuckte den Offizier ein lähmender Schreck: Um Gottes willen, der Hut, den sie immer auf dem Sofa abzulegen pflegte. Aber da erinnerte er sich: sie trug ihn ja eben drinnen vor dem Spiegel. Er hatte ihr Bild noch vor sich, wie er sie gegen das hellere Fenster gesehen, den Hut auf dem Haar. Wie eine Last fiel es ihm von der Seele. Er begann wieder:

— Verzeihen Sie, daß ich nicht gleich kam, aber ich war beim Umziehen.

Der Riese setzte sich. Dem Offizier schoß der Gedanke durch den Kopf: und wenn sie eine Nadel verloren hätte? Aber der Besuch achtete nicht auf seine Umgebung. Er streckte seine gewaltigen Kniee aus, schob die Beine unter den Tisch und lehnte sich in die Kissen zurück. Leutnant von Proveis fuhr mit gezwungenem Lächeln fort, indem er sich langsam in dem zur Seite gedrehten Schreibtischstuhl niederließ:

— Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie gekommen sind.

Da zuckte ihm der Gedanke durch das Hirn an die Briefe auf dem Tisch. Wenn er sie auch alle in die Zigarrenschachtel getan hatte, so konnte ihm doch einer entgangen sein, und Reiß entdeckte dann die Schrift seiner Frau. Leutnant von Proveis stand auf:

— Es sieht hier so liederlich aus. Ich habe etwas gekramt . . .

Er legte die Zigarrenschachtel in das Schreibtischfach.

Reiß schien gar nicht auf des anderen Gegenwart zu achten:

— Herr von Proveis, ich bin zu Ihnen gekommen . . .

Der Offizier setzte sich wieder in den Stuhl und schlug die Beine übereinander. Nun, wo das erste Wort aus dem Munde seines Besuchers gefallen war, fühlte er sich etwas ruhiger:

— Es freut mich sehr.

Jener fuhr in seinem Gedankengange fort:

— Ich wollte gern einmal etwas mit Ihnen besprechen!

— Bitte.

— Ich hätte es ja bei mir vielleicht auch tun können, aber es ist mir lieber, es hört niemand.

Der Offizier gewann immer mehr seine Ruhe zurück:

— Bei mir sind wir ja immer allein.

— Eben deswegen dachte ich, es wäre besser hier. Ich wäre schon früher gekommen, aber meine Frau war in den letzten Tagen so merkwürdig . . . . daß ich . . . nicht früher konnte. Ich möchte mit Ihnen etwas besprechen, von Mann zu Mann. Sie sind Offizier. Ich habe, wie Sie wissen, eine überaus hohe Achtung vor Ihrem Stande, obgleich ich nie den Rock seiner Majestät getragen habe. Wie ich in den Jahren war, wo ich hätte dienen müssen, war ich aufgeschossen und besaß den nötigen

Brustumfang nicht. Das nur nebenbei. Es gilt dem Soldaten, der Sie sind. Also Sie wissen, ich habe eine besondere Hochachtung vor dem Rock seiner Majestät. . . . .

Er machte eine Pause und wußte offenbar nicht fortzufahren, so daß der junge Offizier sich leise verneigte, ruhiger und sicherer, denn er dachte: ‚Nun, das klingt ja sehr nett und vernünftig.‘ Reiß fuhr fort:

— Meine Überzeugung ist, daß man bei einem Offizier nur an den Rock zu appellieren braucht, und ich bin dazu hier. Es handelt sich um eine Dame. Es handelt sich, ich will es nur gleich sagen, um meine Frau.

Wiederum schien er nicht zu wissen, wie er fortfahren sollte. Herr von Proveis rückte in seinem Stuhle hin und her, nahm das übergeschlagene Bein herab, legte das andere Knie herauf, und ihm wurde abwechselnd heiß und kalt. Allerlei neue Beängstigungen kamen ihm: daß der Bursche nur nichts sagte! — aber es war ja ausgeschlossen — daß man nur nichts hörte! Er faßte unwillkürlich in die Tasche, wo er den Schlüssel zur Schrankkammer trug. Um Gottes willen, zu was hatte er denn zugeschlossen? Er war erregt gewesen, zerstreut, . . . nein, nein . . . der Gedanke hatte ihn wohl geleitet, der Bursche sollte nicht etwa, wenn er einen Gegenstand suchte, das kleine Gelaß betreten. Der Leutnant hielt den Schlüssel fest, gleichsam als Gewähr, daß keine Gefahr drohe. Nun fuhr der andere fort, indem er die Beine noch länger ausstreckte und die Hände auf den Knieen, in das Dunkel unter dem Tisch starrte, wie um seine Gedanken zu sammeln:

— Ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, wer dabei im Spiele ist. Sie — Herr von Proveis.

Der Offizier richtete sich gerade auf, ließ den Schlüssel los und fragte in förmlichem Ton:

— Ich bitte, wieso?

— Sie werden gleich sehen. Sie gestatten, daß ich mit meiner Frau beginne. Meine Frau hat Temperament. Sie ist lustig, sie schlägt, wie man sagt, gern über die Stränge. Ich weiß, daß es Menschen gibt, die ihr das verdenken. Neid, Eifersucht ist auch wohl im Spiele. Einer hübschen, lebhaften, jungen Frau wird doppelt aufgepaßt und manches übel genommen, was man einer häßlichen nicht weiter anrechnen würde. Sie sehen, daß ich nicht ungerecht bin und weiß, wie es in der Welt zugeht. Wenn nun über meine Frau hier und da geredet worden ist, so bin auch ich mit daran schuld, indem ich ihr vielleicht etwas burschikoses Wesen unterstützt habe, nicht direkt, aber indem ich darüber lachte, indem ich sie nicht darauf aufmerksam machte, daß sie sich falschem Verdacht aussetze. Ich nehme also einen gewissen Teil der Schuld gut und gern auf mich. Andererseits werden wir einen Menschen, wie er nun einmal ist, nicht von heute zu morgen ändern. Ich bin aber auch geradezu gewarnt worden, meine Frau benähme sich so, wie eine Dame sich nicht benimmt. Es geschah dies von einer Seite, die mir so nahe steht, daß ich es ruhig anhören konnte, wiewohl ich mich darüber allerdings geärgert habe. Ich möchte Sie nun gleich bitten, ehe ich fortfahre, das alles als unter vier Augen gesprochen anzusehen. Darf ich dessen gewiß sein?

Der Offizier verneigte sich stumm. Reiß fuhr fort:

— Also, ich bin gewarnt worden, meiner Frau Benehmen fiele auf, und ich bin gewarnt worden mit Namensnennung. Herr von Proveis, — Sie wurden genannt.

Der Offizier machte eine Bewegung, als wolle er empört aufspringen:

— Ich? Ich wüßte aber doch wirklich nicht . . .

Der Riese lächelte und ließ die ausgestreckte Hand mehrmals zur Seite sinken:

— Ja, so sind ja eben die Menschen! Klatsch, ewig Klatsch. Aber Herr von Proveis, man kann den Klatsch doch nicht vollkommen ignorieren, und wie ich schon sagte: es ist auch etwas daran. Meine Frau läßt ihrem Temperament wohl manchmal in einer Weise die Zügel schießen, wie sie es nicht sollte, wie es jedenfalls die Gesellschaft oder die anderen Damen nicht verzeihen. Ich sage absichtlich die anderen Damen. Die Herren regen sich darüber weniger auf. Aber: ‚semper aliquid haeret‘, es bleibt immer etwas hängen. Wir können uns drehen und wenden, wie wir wollen. Na, ich bin Manns genug, mich über so etwas hinwegzusetzen, bin Manns genug, um dem, der mir über den Weg tritt, meine Meinung zu sagen.

Er lächelte vor sich hin, ballte beide Fäuste und streckte die Arme nach vorwärts, als ob er eine Freiübung mache. Dann richtete er sich in seiner ganzen Sitzhöhe auf und sagte mit so lauter Stimme, wie er sonst nicht zu sprechen pflegte:

— Bei mir, der ich das Glück habe, über das menschliche Maß groß gewachsen zu sein — ich nenne es Glück in diesem Falle, aber es ist auch der einzige — wird wohl jeder Mensch glauben, daß ich mich über das, was die übrigen sagen, hinwegsetzen kann im Vollgefühl der mir von der Natur gegebenen Kraft.

Der Leutnant lächelte etwas gezwungen.

— Ich würde kein Federlesen machen. Ich kann jeden an die Wand drücken, daß er, wie man zu sagen pflegt, kleben bleibt. Verzeihen Sie, es klingt etwas renommistisch, aber der gerechte Zorn fährt einem wohl mal in die Krone, über Klatsch und Tratsch und Gewäsch!

Er schlug mit der geballten Faust erregt auf den Tisch, daß der Aschenbecher in die Höhe sprang, und sagte in der ungeschickten Art, die ihm oft etwas Lächerliches gab:

— Ach so, pardon, pardon! Und nun denken Sie: da kommt neuerdings ein gemeinsamer Bekannter von uns, Sie kennen ihn auch, ich will seinen Namen nicht nennen, und erzählt mir zufällig, scheinbar zufällig, er habe Sie wiederholt mit meiner Frau gesehen. Nun, warum soll sie nicht mit einem anderen Herrn gehen? Aber in dieser Zufälligkeit lag doch wohl eine Absicht, und sehen Sie . . .

Er lächelte bei dem Geständnis:

— Es ist ja eine alte Regel, daß der Mann immer der letzte ist, der etwas merkt. Aber wenn einem das so unter die Nase gerieben wird . . . na, kurz und gut . . . ich habe mich geärgert, habe mich wirklich geärgert und habe gesagt: ‚Das interessiert mich nicht, erzählen Sie das doch gefälligst anderen Leuten!‘ Und nun denken Sie sich, fast unmittelbar darauf nannte eine Dame Ihren Namen, dann den Namen meiner Frau, und dann wieder Ihren Namen und den meiner Frau. Ja, zum Donnerwetter nochmal, das fühlt doch der Blinde mit dem Stocke, daß da irgend 'ne Absicht dabei ist. Und da sagte ich: ‚Bitte, was wollen Sie eigentlich damit?‘

Dabei schlug der Riese abermals mit der gewaltigen Faust auf den Tisch. Es klirrte. Ein Gegenstand rutschte von einem Buche herab auf die Tischplatte. Der Offizier, der während der Erzählung unruhig hin und her gerückt war, blickte auf den Tisch, und mit einem Male bemerkte er, was den Lärm verursacht hatte: Minnes Schirm lag dort, lag zwischen ihnen, von beiden deutlich zu sehen. Die Krücke, die etwas höher auf dem Buche geruht, war bei der Erschütterung herabgerutscht und hatte auf die Platte

geschlagen. Des Leutnants Augen wurden starr. Er hörte kaum noch zu, was der Riese sagte, er wartete nur auf den Augenblick, daß sein Gegenüber den verräterischen Griff des Schirmes bemerke. Und die Hände wurden ihm eisig kalt.

Doch Doktor Heinrich Reiß blickte nur den Leutnant an. Leutnant von Proveis aber sah nur den Schirm, dachte nur an den Schirm. Wann hatte sie ihn denn hingelegt? Er ahnte doch nichts davon! Wie konnte sie ihn vergessen, sie, die immer schlau war, immer gerissen. Er dachte: ‚das kommt von der Frechheit, ihn noch in mein Zimmer zu bitten!‘ Aber hätte er anders gekonnt? Reiß hatte seine Stimme gehört. Und wenn er ihn draußen hätte warten lassen, half das etwas? Es war auch unhöflich, denn in der spärlich eingerichteten Wohnung stand auf dem Gange nicht einmal ein Stuhl, und einen Herrn ließ man doch gleich eintreten! Der Riese sprach immer weiter:

— Ich habe diese Dame veranlaßt zu sagen, was sie zu sagen hätte. Ich bin scharf, bin möglicherweise grob gewesen. Schlimm, gegen eine Dame, nicht wahr? Aber Sie wissen ja, eine Frau kann ungestraft Dinge sagen, die ein Herr nicht sagen dürfte, weil man ihn sonst zur Rechenschaft zöge. Wie soll man sich also gegen eine Dame helfen? Nun, unter freundlicher Beihilfe kam endlich der ganze Kladderadatsch heraus. Man sprach, man redete, man klatschte und tratschte über meine Frau und Sie. Und, Herr von Proveis, sehen Sie, deswegen bin ich hier.

Der Leutnant hörte kaum zu. Er wartete auf den fürchterlichen Augenblick, daß der Riese den Schirm entdecken möchte, und sann auf ein Mittel, die Aufmerksamkeit seines Besuchers abzulenken. Er stand plötzlich auf und sagte, scheinbar sehr erregt:

— Also über mich sprach man? Nun, wenn Sie mir

das mitteilen, so kann ich das doch nicht ruhig auf mir sitzen lassen. Wenn Sie mir den Namen nennen . . .

Aber Doktor Reiß tat ihm nicht den Gefallen aufzustehen. Im Gegenteil, er lehnte sich im Sofa zurück, steckte die Hände in die Taschen, zuckte die Achseln und antwortete ruhig:

— Herr von Proveis, wollen Sie sich erinnern, daß ich eben sagte eine Dame! Was wollen Sie gegen eine Dame tun? Wollen Sie sie fordern? Sie wegen Verleumdung verklagen? Und was habe ich Ihnen vorhin gesagt? Die Menschen müssen klatschen, so wie sich meine Frau benimmt. Ich habe Ihnen vorhin auch gesagt, welche Achtung ich vor dem Rock Seiner Majestät und vor dem Träger dieses Rockes habe. Ich bin überzeugt, es bedarf nur des Appells an Ihre Ritterlichkeit, und Sie werden das abstellen.

Dem jungen Offizier zitterten leise die Glieder. Die moralische Angst, das Quälende, das Unmögliche, das Ehrlose seiner Lage überwältigte ihn. Aber immer glitten seine Gedanken zu dem Schirm ab und zur drohenden Entdeckung. Er trat seitwärts vom Tisch, damit der Riese nach einer anderen Seite blicken sollte, und sagte, indem er die Absätze schloß und sich leise verneigte:

— Bitte, Herr Doktor, was wünschen Sie also, daß ich tue?

Der Hüne beugte sich vor und legte die Ellbogen auf den Tisch. Nun war er mit seinen großen Händen beinahe in der Nähe des Schirmes, und sein Kopf stand fast über ihm. Aber er hatte nur Augen für den Offizier und sagte mit warmem Ton:

— Ich bitte Sie um eins. Ich wende mich an Sie und nicht an meine Frau, was unter Eheleuten das Ein-

fachste gewesen wäre, weil ich meine Frau nicht kränken will, weil ich sie zu sehr liebe. Bei ihrem Temperament würde sie auch, wenn ich ihr das sagte, der betreffenden Dame die Augen auskratzen. Denn wer es ist, bekäme sie heraus. Frauen fühlen, ahnen Namen. Es gäbe die furchtbarsten Geschichten. Sie würde sich noch mehr Feinde machen, als sie schon hat. Die Leute würden noch mehr klatschen. Es würde nichts dadurch verbessert werden. Im Gegenteil! Ich will aber nicht Skandal, ich will Abstellung des Übels. Sie wissen, was das Übel ist. Geben Sie den Verkehr mit meiner Frau auf! Ich könnte ihr diesen Verkehr einfach verbieten, aber sie würde mir nicht gehorchen. Ich habe keine Macht über sie. Ich bin zu gut, zu weich, zu schwach gegen sie gewesen. Das klingt traurig, — aber es ist so, und es ist zu spät. Oder sie würde mir antworten: ‚Wer wagt es, Derartiges von mir zu sagen. Das ist erlogen, erstunken! Nun tue ich es gerade.‘ Dann liefe Sie Ihnen nach, dann täte sie alles, die Sache noch schlimmer zu machen, nur um die Leute zu ärgern. Herr von Proveis, da bleibt mir nur ein Weg, und das sind Sie. Ich bitte Sie, jeden Verkehr mit meiner Frau ohne Anwesenheit Dritter zu unterlassen. Ich bitte Sie, wenn Sie sie auf der Straße von weitem sehen, ihr auszuweichen. Ich bitte Sie, das nicht so zu tun, daß es umso auffälliger wäre. Wenn wir uns also in Gesellschaft begegnen, dann reden Sie mit ihr, aber sehen Sie zu, daß jemand anderes dabei ist.

Der Leutnant krampfte die Finger zusammen, streckte sie wieder aus, er kaute an seinem kurzen, kleinen, blonden Schnurrbart, er fuhr sich nervös durch das dichte Haar. Einen Knopf seiner Litewka öffnete er, um ihn im nächsten Augenblicke wieder zu schließen.

Dann sagte er, indem er die Augen zu Boden schlug:

— Sie glauben nicht, Herr Doktor, wie unangenehm mir diese ganze Sache ist. Ich verstehe Sie vollkommen, ich . . . will tun, was Sie wünschen. Ich würde am liebsten vielleicht à la suite gehen. Ich könnte auf das Gut meiner Eltern . . . ich könnte eine Reise machen oder . . .

Reiß lachte gutmütig:

— Oh, so meine ich es nicht. So gefährlich ist das am Ende nicht. Nein, nein.

Der Leutnant unterbrach ihn:

— Doch, ich bin ja zu allem bereit, Herr Doktor. Ich bin Ihnen ungemein dankbar, daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben. In der Tat: ich habe mich nicht richtig benommen. Ich will versuchen wieder gut zu machen. Ich kann Ihnen nur sagen, ich fühle mich Ihnen gegenüber nicht sehr . . ., wie soll ich es ausdrücken . . . etwas beschämt, und . . . Sie können sich ganz auf mich verlassen, vielleicht . . .

Er hatte zum ersten Male während der Unterredung längere Zeit gesprochen, und Reiß, nicht beschäftigt, ließ unwillkürlich aus dem aufgestemmten Ellbogengelenk die Hand sinken. Seine Finger spielten auf dem Tisch. Der junge Offizier sah mit Entsetzen, wie er ohne hinzublicken die Quaste des Schirmes genommen hatte und sie hin und her zog. Er hätte aufschreien mögen vor zitternder Erregung. Er hätte es ihm am liebsten aus den Fingern gerissen. Er kam auf die abenteuerlichsten Gedanken: die Lampe herabzuschrauben mit der Begründung, daß sie schwalche. Dann hätte er sie ausgelöscht und dabei diesen Schirm, diesen gräßlichen Schirm vom Tische genommen. Aber das war nur ein Gedanke, es schien ja doch unmög-

lich. Dann dachte er wieder: er muß aufstehen, und ein Einfall schoß ihm durch den Kopf: er streckte dem Riesen die Hände entgegen und blieb dabei, wo er stand:

— Herr Doktor, mein Wort, hier mein Wort, daß ich Ihre Frau Gemahlin nie wiedersehen will.

Er erwartete, der andere würde sich erheben. Doch der machte nur mit der freien Hand eine beruhigende Bewegung.

— Aber nein, so meine ich es ja nicht. Wirklich nicht, dann mißverstehen Sie mich vollkommen. Ein Versprechen will ich nicht. Das ist bei einem Offizier gar nicht nötig. Ich denke, Sie sollen sehen, welch hohe Meinung ich gerade vor Ihrem Stande habe, indem ich glaube, daß es genügt, so einen Wunsch auszusprechen, um der Erfüllung gewiß zu sein. Ich habe Ihnen das gesagt, nun bin ich überzeugt, Sie werden sich darnach richten, und die Sache ist für mich erledigt.

Der Offizier trat langsam wieder zu seinem Stuhl, doch er setzte sich nicht, denn er hoffte noch immer, der andre würde nun gehen. Der Riese stand in der Tat auf. Der Tisch trennte die beiden, der Tisch mit dem Schirm, und wie der gewaltige Mann immer eine Gelegenheit suchte, seine Höhe irgendwie zu verkleinern, stützte er sich jetzt auf die aufgestemmten Knöchel und sagte mit freundlichem Lächeln in ganz anderem Tone, als sei damit die Angelegenheit erledigt:

— Ich habe Ihnen übrigens noch zu danken für die Mühe, die Sie sich für meine Frau gegeben haben mit dem Sattel, zu meinem Ge . . . Ge . . .

Er hatte sich dabei niedergebeugt. Die letzten Silben kamen langsam heraus, und der Leutnant sah, wie er auf den Tisch blickte, verdutzt wurde, mitten im Wort abbrach.

Er hatte den Schirm entdeckt! Er betrachtete die Krücke. Sie war nicht zu verkennen: ein silberner Entenkopf mit bunt emailliertem Gefieder, das letzte Geschenk, das Reiß seiner Frau heimgebracht hatte.

Der Riese beugte sich nieder, wie um deutlicher zu sehen. Der Offizier stand ihm regungslos gegenüber. Wie ein Blitz zuckte ihm der Gedanke durch den Kopf: Nun ist alles verloren. Aber von dem Augenblick an erwachte in ihm der Soldat. Er befand sich vor einer Gewißheit. Es gab nichts mehr zu kämpfen und zu retten. Lügen? — Nein! Reiß hob den Kopf. Mit entstellten Zügen sah er den anderen an, dann kam stockend und zitternd von seinen Lippen:

— Was . . . macht . . . das . . . hier . . .?

Gerade aufgerichtet blieb Leutnant von Proveis stehen, die Lippen zusammengepreßt, die Augen starr auf den Hünen gerichtet. Der nahm den Schirm vom Tisch:

— Dieser Schirm gehört . . . meiner . . . Frau!

— Jawohl!

— Darf ich um Erklärung bitten, wie er hierher kommt?

Der Offizier zögerte. Reiß fragte mit erhobener Stimme:

— Wollen Sie mir Antwort geben?

— Nein!

— Sie wollen mir nicht erklären, wie dieser Schirm hierher kommt?

— Nein!

Nun richtete sich der Riese zu seiner ganzen Höhe auf:

— Das heißt also ... Sie verweigern die Auskunft?

— Jawohl.

— Dann werde ich Sie verlangen.

— Das können Sie nicht.

— Wer sagt das?

— Ich.

— Sie werden sprechen!

— Nein.

— Ich werde Sie zwingen.

Der Offizier schloß die Absätze und erhob den Kopf. Er gab keine Antwort. Reiß aber warf den Schirm auf das Sofa:

— Ich verlange von Ihnen eine Antwort. Haben Sie mich verstanden?

Proveis gab nur zurück:

— Ich bitte, sprechen Sie nicht so laut, es ist meine Wohnung!

— Das ist mir gleich!

Der Offizier trat einen Schritt zurück und stand stramm, die Arme gesenkt; eine Falte grub sich ihm auf die Stirn:

— Aber mir nicht, und ich bestehe darauf, denn wir sind in meiner Wohnung.

Immer größer wurden des Riesen Augen:

— Und wie kommt dieser Schirm in Ihre Wohnung?

— Darüber verweigere ich eben die Auskunft.

— Dann werde ich sie mir erzwingen.

Der Riese stürzte auf den Offizier zu. Er blieb knapp vor ihm stehen. Dann blickten sich die beiden drohend an, und Doktor Reiß fragte:

— Ist . . . meine Frau . . . hier gewesen?

— Ich verweigere die Auskunft.

— Ist sie etwa . . . noch hier?

Als der andere nur einen Augenblick zögerte, rief Reiß drohend:

— Lügen Sie nicht.

— Das verbitte ich mir.

— Antworten Sie.

— Nein.

In diesem Augenblick vernahm man ein Geräusch auf dem Gang. Es war der Bursche, der fortging. Da schoß Reiß eine Idee durch den Kopf. Er fühlte: sie war hier. Wie kam dieser Schirm sonst hierher? Nun fiel ihm auf: Der Offizier hatte gerufen, er sei nicht zu Hause, der Bursche versuchte, ihn nicht hereinzulassen, ihm war jetzt sogar, als habe er bei der offenen Tür etwas gehört, Kleiderrauschen, irgend etwas, das die Anwesenheit einer Frau verriet. Ein furchtbarer Zorn kam über den gewaltigen Mann. Er stürzte zur Tür, riß sie auf und sah gerade noch, wie durch die Entreetür der Bursche verschwand. Mit zwei Schritten war er draußen, schloß von innen zu und zog den Schlüssel ab. Dann drehte er sich herum und sagte zu dem Offizier, der ihm bis an die Tür seines Zimmers nachgeeilt war:

— Herr von Proveis, ich fordere Sie auf, mir Ihre Wohnung zu zeigen.

Der Leutnant richtete sich auf:

— Und ich fordere Sie auf, augenblicklich meine Wohnung zu verlassen.

— Das werde ich nicht tun. Zeigen Sie mir Ihre Zimmer.

— Nein.

Mit einem Griff hatte der Offizier von der Wand, wo an einem Gestelle verschiedene Säbel hingen, einen herab und aus der Scheide gerissen:

— Herr Doktor, Sie haben augenblicklich meine Wohnung zu verlassen.

Unbekümmert um das spitze, blitzende Ding stand der Riese da. Er kreuzte die Arme:

— Nachdem Sie mir die Zimmer gezeigt haben.

Der Offizier hob den Säbel:

— Hinaus! Augenblicklich hinaus.

Dabei kam er in drohende Nähe des anderen. Der ehemalige Student, der auf dem Fechtboden vermöge seiner Riesengröße die Primen glatt über den Kopf bis auf den Rücken hinab gehauen, regte sich in dem Kunstgelehrten. Ehe es Proveis hindern konnte, hatte er mit einer Gewandtheit, erstaunlich bei seiner Gestalt, die Klinge mit der Faust beiseite geschlagen und den Säbelkorb erfaßt. Nun begann ein Ringen zwischen den beiden um die Waffe. Es war von kurzer Dauer. Reiß hatte das Handgelenk des Offiziers mit seinen gewaltigen Fingern umspannt, drehte es mit einer Leichtigkeit herum, als ob er eine Tür öffne, und in jähem Schmerz ließ Leutnant von Proveis den Säbel los, der klirrend zu Boden fiel.

Er rief drohend:

— Rühren Sie mich nicht an!

Der Riese aber packte seinen Gegner auch noch bei der anderen Hand, vereinigte beide zwischen seinen Fäusten, drückte sie zusammen, und der Offizier, der eben noch stolz als ebenbürtiger Mann ihm gegenübergestanden, wurde von ihm wie ein Knabe in die Kniee niedergezwungen. Dann beugte sich Doktor Reiß zu ihm, der mit vor ohnmächtiger Wut verzerrtem Gesicht an der Erde kauerte, und herrschte den Knieenden an:

— Sie werden mir jetzt Ihre Wohnung zeigen.

Ein Stöhnen der Wut und des Schmerzes war die Antwort. Reiß ließ den Offizier los. Der richtete sich

auf und lehnte keuchend an der Wand. Ihm war, als sei der Arm gebrochen. Er zischte:

— Dafür werden Sie mir Rechenschaft geben.

Reiß befahl:

— Gehen Sie voraus.

Proveis blieb aufgerichtet an der Wand stehen. Der Riese schrie:

— Hören Sie, gehen Sie voraus. Sonst zwinge ich Sie!

Da kam Leutnant von Proveis der Gedanke, wie es ein Glück bedeute, daß er vorhin in der Aufgeregtheit die Schrankkammer zugeschlossen und den Schlüssel eingesteckt hatte. Ein Lächeln der Genugtuung schoß über sein Gesicht. Dort konnte sein Gegner nicht hinein. Vielleicht bemerkte er nicht einmal die Tür, vor der ein dicker, brauner Friesvorhang hing. Er sagte von oben herab, so laut als möglich, und er hoffte, Minne würde es durch die Tür hindurch hören:

— Herr Doktor, ich befinde mich in schmachvoller, schimpflicher Lage, ich bin tätlich von Ihnen angegriffen in meinen eigenen vier Pfählen. Ich werde Rechenschaft von Ihnen verlangen. Wir haben nichts mehr miteinander zu tun. Ich weiß, jetzt bin ich durch rohe körperliche Gewalt in Ihrer Hand. Also: hier sind meine Zimmer. Ich muß für den Augenblick der Gewalt weichen.

Er ging voraus, nahm von der Lampe den Schirm ab, hielt sie hoch und stand mit verächtlichem Ausdrucke da:

— Bitte, sehen Sie sich um.

Reiß, dessen erster Zorn abgekühlt war, empfand gleichfalls das Unwürdige der Lage. Sollte er in jede Ecke spähen? Sollte er unter die Möbel blicken? Er sagte nur:

— Gehen Sie voraus.

Proveis öffnete siegesgewiß die Tür zum Schlafzimmer:

— Bitte.

Aber seine Hand zitterte, während er die Lampe hielt. Er war von der Schmach, die ihm widerfahren, wie betäubt und gebrochen. Wie sollte er seinen Kameraden, wie sollte er dem Kommandeur vor Augen treten? Er sah sich seinem Oberst den Vorgang melden, und er wußte, was seiner warten mußte.

Der Lampenschein malte einen lichten Kreis rund um den Raum. Eine Weile blieb der Offizier stehen, dann sagte er, indem er die Lampe noch immer hoch hielt, mit Aufbietung aller Willenskraft, denn das verrenkte Gelenk schmerzte wütend:

— So, und nun ersuche ich Sie, meine Wohnung sofort zu verlassen. Das Weitere werden Sie erfahren.

Aber Reiß, der sich in dem Gefühl des Stolzes, nicht ein Spion sein zu wollen, kaum umgeblickt, gab zurück:

— Sie haben gesagt, daß Sie die Wahrheit sprechen. Sind das alle Räume?

Der Offizier umging es:

— Ich muß mir ein solches Ausfragen verbitten.

— Ich will wissen, haben Sie mir alle Räume gezeigt?

— Darauf lehne ich die Antwort ab.

Da fiel Reiß Blick auf den Vorhang, und er ahnte, dort war eine Tür. Er packte den Stoff an und riß ihn mit einem Zuge an der Eisenstange zur Seite. Nun zeigte sich das gestrichene Holz und die Türklinke. Er faßte an, die Tür gab etwas nach, aber sie blieb zu. Proveis sagte,

und seine Stimme klang nicht mehr fest in der Angst der Entdeckung, gedemütigt durch die Schmach, die wie ein Schlag auf dem empfindlichen Ehrenbewußtsein des Offiziers brannte:

— Dort sind Schränke und Sättel. Ich denke, ich habe genug getan. Ich wiederhole meine Aufforderung, diese Wohnung zu verlassen.

Aber der Riese riß an der Tür. Des Leutnants Herz klopfte, seine Kniee zitterten. Unfähig, die Lampe länger zu halten, setzte er sie auf den Tisch, daß sie nur noch einen Schein in nächster Nähe warf und das Zimmer dunkler ward. Dann ließ er die Hand schlaff sinken. Er fühlte einen stechenden Schmerz. Das Gelenk war dick geschwollen.

Reiß wandte sich ruhig zu ihm:

— Herr Leutnant, ich ersuche Sie, diese Tür zu öffnen.

— Sie haben hier nichts zu ersuchen. Ich fordere Sie auf, meine Wohnung zu verlassen.

Der Riese sah seinen Ausdruck, halb Schreck, halb Schmerz. Er trat dicht vor Proveis und rief mit erhobener Stimme:

— Dann ersuche ich nicht, dann b e f e h l e ich.

Der Offizier stand aufgerichtet da, ohne eine Antwort zu geben, ohne seinen Gegner anzublicken. Da umschloß Reiß mit seinen großen Fingern die Klinke und riß daran, daß die Angeln zitterten und das Holz sich bog. Wie ihn der Ärger packte, daß die Tür seiner Kraft widerstand, griff er mit der linken Hand noch dazu, lehnte sich zurück, ein Ruck, das Schloß gab nach, Holz splitterte, es krachte, die Tür sprang auf.

Reiß blickte in den dunklen, fensterlosen, nischenartigen Raum. Einen Augenblick mußten sich seine Augen

an die Finsternis gewöhnen, dann sah er an einen Schrank gedrückt etwas Weißes und entdeckte eine Gestalt. Er ahnte seine Frau. Wie er mit einem lauten Stöhnen zurücktrat, fiel ein Lichtschein auf Minnes Kleid, gerade auf den Hals, wo Einsatz und Kragen fehlte, so daß man das bloße Fleisch sah. Er trat zurück, immer mehr zurück, bis in das Schlafzimmer, bis an die Wand, einen Schritt nach dem anderen, und dort blieb er in seiner ganzen Größe stehen, den Mund halb offen, die Augen vor sich hingerichtet, die ausgespreizten Hände rechts und links an die Mauer gepreßt.

Minne aber trat hervor, mit einem verächtlichen Lächeln, und sagte, indem sie bis mitten in das Zimmer ging:

— Jetzt wollen wir der dummen Komödie ein Ende machen. Ja, hier bin ich, und ich bin hier gewesen Leugnen tue ich nicht, lügen nicht. Dazu bin ich zu stolz. Das ist die Sache nicht wert. Aber Schimpf und Schande ist es, seine Frau so zu behandeln. Verstehst du mich?

Er lehnte immer noch an der Wand und rührte sich nicht.

Sie sagte mit befehlender Miene zu Proveis:

— Meinen Schirm, ich weiß, ich habe ihn liegen lassen. Jede Dummheit rächt sich!

Der Leutnant ging langsam, den Blick starr vor sich hingerichtet, in sein Zimmer. Da wachte der betrogene Mann auf. Er sah seine Frau groß an und sagte nur:

— Minne!

Sie hob den Kopf:

— Na ja, was ist denn?

— Minne, das tust du mir an?

— Ja, das tue ich, und ich tu, was ich will, und lasse mir keine Vorschriften machen.

Er schien in sich zusammenzusinken:

— Habe ich das verdient?

— Jeder verdient, was ihm zukommt.

Da richtete er sich auf:

— Wie kommst du hierher?

— Weil ich will.

— Wie darfst du das?

Sie zuckte verächtlich die Achseln:

— Ich pfeife darauf!

Er wuchs aus der gebrochenen Stellung an der Wand in die Höhe, wuchs und wuchs, dabei wurden seine Augen immer größer. Er beugte sich vor und fragte ängstlich, als wolle er etwas anderes von ihr hören:

— Sage die Wahrheit. Hast du . . . hast du . . . ist . . . der da . . . der da . . . dein . . .

Sie hatte sich im Spiegel drüben erblickt. Sie sah, was sie bisher in äußerster Spannung und Erregung noch keinen Augenblick gemerkt, daß das Kleid offen stand und der Kragen fehlte. Nun griff sie mit heftiger Bewegung nach ihrem bloßen Halse. Sie fühlte alles verloren, und zu stolz, einen Versuch zu machen sich zu retten, rief sie:

— Hat er es dir nicht gesagt? Das ist wohl Ehrenpunkt unter euch Männern? Ihr seid allesamt feige. Ich sage, wie es ist. Ich habe dich nie belogen, ich habe dir gesagt von Anfang an, daß ich dich nicht liebe. Ich habe mir den gewählt, den ich lieb habe.

Reiß stand da, dunkelrot, mit aufgerissenen Augen und offenem Mund. Er stürzte plötzlich auf sie los:

— Das sagst du mir? Du?

Und er packte sie, wie er noch eben den anderen angefaßt, und drückte ihre Arme zusammen, daß sie kreischend den Mund verzog.

Dann brüllte er:

— Ist dieser Schuft dein Geliebter?

Sie lachte ihn grinsend an im Gemisch von Schmerz, Wut, Hohn und Empörung:

— Ja!

Er hob den rechten Arm mit der geballten Faust. Sie beugte sich nieder, fletschte die Zähne und zwinkerte mit den Augen in grinsender Grimasse tödlicher Angst, denn sie meinte, jetzt führe der Schlag herab. Da fiel von hinten der Offizier dem Riesen in den Arm. Er hing sich an ihn und rief:

— Schlagen? Eine Frau?

Reiß ließ Minne los, und mit dem Ruck der sich lösenden Hände bekam sie einen solchen Stoß, daß sie zur Seite auf die Kniee fiel. Dafür packte der Koloß den Offizier, der den Schirm in der Hand hielt, und schrie:

— Hund, ist das wahr?

Der Leutnant suchte seine Haltung zu bewahren. Es gelang ihm schlecht angesichts des eisernen Druckes dieser gewaltigen Hände, die ihm mit dem Schirmstiel die Knochen zu zerdrücken drohten, und er brüllte:

— Lassen Sie mich los.

— Nein, du Schuft!

Da erinnerte sich der Offizier der Worte, die Reiß gebraucht hatte, und rief in letzter Verzweiflung:

— Achtung vor meinem Rock!

Der Riese ließ ihn los. Aber er blieb drohend vor ihm stehen, als wolle er bei jeder Bewegung, die jener zur Flucht machen würde, sich auf ihn stürzen, und sagte langsam in unerbittlichem Ton:

— Ausziehen.

Der Leutnant hielt sich mit den Armen rückwärts am Bettrand. Er stammelte:

— Was?

Sein Gegner schrie in einem Ton, als würde er ihn niederschlagen, wenn er seinem Befehl nicht nachkäme:

— Ziehen Sie Ihren Rock aus!

Heiser fragte der Offizier:

— Was wollen Sie?

— Ziehen Sie diesen Rock aus, befehle ich oder ich reiße ihn runter!

Minne überkam lähmendes Entsetzen. Die Todesfurcht näherte sich ihrer Seele. Sie dachte: er tötet mich und ihn. Halb zu Boden gesunken, kroch sie bis an die Wand. Dort blieb sie kauern und starrte mit entsetzten Augen ihren Mann an.

Der Riese stand da, den Schirm seiner Frau in der Hand. Seine Lippen zuckten, seine Augen schienen wie mit Blut unterlaufen. Er packte des Leutnants schmerzende Gelenke, legte sie vereint sich zwischen die Finger, schloß die Faust und preßte sie zusammen, als ob sie in einem gewaltigen Schraubstocke säßen. Dann riß er ihm die Litewka auf, und mit einem Ruck herunter; nur der linke Ärmel blieb in Fetzen hängen.

Proveis wehrte sich wie rasend in ohnmächtiger Verzweiflung. Er schrie:

— Los! Los!

Dann in höchster Wut:

— Vergreifen Sie sich nicht!

Aber der Riese grinste über das ganze Gesicht:

— Nicht am Rock des Königs! Warte, du Hund.

Er schlang ihm den Arm um Nacken und Schultern beugte den kräftigen Mann nieder wie einen Span, warf

ihn sich über das Knie wie einen Schulbuben, hob den Schirm und ließ die Krücke niedersausen, daß das Holz brach und der silbern emaillierte Kopf schwirrend in eine Ecke flog, irgendwo an ein Möbel. Minne kreischte laut auf.

Von diesem Augenblick ab schien des Hünen Zorn gewichen. Er warf den abgebrochenen Schirm in die Ecke und ließ Proveis so heftig los, daß er zur Seite taumelte. Dann reckte er sich zu seiner gewaltigen Höhe empor und zischte zwischen den Zähnen voller Verachtung den Gezüchtigten an:

— Behalte deine Hure!

Er ging ohne sich umzublicken hinaus, nahm im Dunklen den Hut. Man hörte das Klappern des Schlüssels am Schlüsselloch — — donnernd fiel eine Tür ins Schloß. — — — Alles war still.



Alle Welt sprach vom „Fall Reiß“, und jeder schien allein mit der Wahrheit vertraut. Im Lieserschen Kreise bildete er fast den einzigen Gesprächsgegenstand. Wild schwirrten die Gerüchte durcheinander, sich überbietend an Seltsamkeit und an Unwahrscheinlichem. Da gab es Leute, die bestimmt wußten, Reiß habe in seiner Großmut wirklich die Dummheit gemacht zu verzeihen. Man sprach schon davon, nächstens würde Minne in der Berliner Gesellschaft wieder auftauchen, und die Damen überlegten, wie sie dazu Stellung nehmen sollten. Einige meinten, wenn der Mann

verzeihe, wie käme man dazu, katholischer sein zu wollen als der Papst? Es sei also das beste, nicht zu tun, als ob irgend etwas geschehen wäre. Dazu dachten welche an die kostbare Gastfreundschaft des Reißschen Hauses. Andere wieder, mit Frau Eilers befreundet, hielten es für angebracht, Minne zu verteidigen. Ja, es gab Weichlinge, in deren Darstellung es den Anschein gewann, als sei ein armes, wehrloses Weib von einem Gewaltmenschen roh behandelt worden. Etwas Tatsächliches konnte man in der ersten Zeit nicht erfahren.

Doktor Reiß war verschwunden. Die Wohnung stand leer, dicht verhängt, die Dienstboten waren entlassen. Geheimrat Eilers hatte die Vorlesungen etwas zeitiger als sonst vor den Ferien geschlossen und war nach dem Süden gereist. Das einzig Merkwürdige schien nur, daß er seine Frau mitgenommen hatte.

Es hieß, Leutnant von Proveis habe in unehrenhafter Weise den Abschied erhalten. Das einzige, was man von militärischen Maßnahmen gegen ihn hörte, war, was Major von Randau im Lieserschen Kreise äußerte. Er fuhr mit der ausgestreckten Hand wagrecht durch die Luft, als ob er etwas abschnitte, und der sonst so fröhliche Reitersmann meinte mit gerunzelter Stirn:

— Fort mit so einem Mann! Wer das Eigentum eines anderen, seine Frau, zu seinem Eigentum macht, ist ein ganz gemeiner Dieb. Schurken kommen in jedem Stande vor, so auch in unserem. Das könnte aber die Ehre der Armee nur dann berühren, wenn man ein Auge zudrückte. Ist das geschehen? Nein. Der Mann ist militärisch und damit bürgerlich tot. Ob er schlecht war oder schwach, mag den Psychologen interessieren. Für uns kommt es auf eines heraus, denn Schwäche gibt es für den Soldaten nicht,

sonst würde die Grundlage der Armee wanken, die auf Stärke, Charakter, Selbstzucht ruht. Daß so ein Schweinehund existiert, ist bei der bevorzugten Stellung unseres Standes und bei dem, was ihm durch den Rock seiner Majestät zufällt an Ansehen, an Macht, an gesellschaftlicher Position, an Eindruck bei den Weibern kein Wunder. Aber ein hohes Zeichen für die Armee, daß solche Schufte doch nur traurige Ausnahmen sind, die im Dunklen eine Zeitlang wohl ihr Wesen treiben können, aber die wir unerbittlicher, schneller und gründlicher expedieren als irgend ein Stand auf der Welt.

Er wandte sich ab mit einer gewissen Genugtuung, hier unter diesen Gelehrten und Kunstmenschen, mit denen er geistig nicht mitkonnte, einmal seinen Platz klar und wert gemacht zu haben, auf den ihn Zufall, Wahl und Gaben gestellt hatten.

Für den Major war der ehemalige Leutnant von Proveis damit erledigt. Er gab jetzt den Damen Aufklärungen über die Pferde, die morgen in Karlshorst liefen; denn diese oder jene wollte eine Doppelkrone am Totalisator setzen.

Zuerst herrschte tiefes Schweigen. Dann begannen einige Herren Einzelheiten zu erzählen. Der dicke Bensemann hatte etwas davon gehört, daß Leutnant von Proveis dem Doktor Reiß seine Zeugen geschickt hätte. Aber der Riese hatte einen solchen Austrag der Angelegenheit abgelehnt. Der eine war darüber entrüstet, der andere, ein Duellgegner, fand es ganz richtig, der dritte wunderte sich, weil doch der Riese einst Korpsstudent gewesen war, der oft auf der Mensur gestanden hatte. Aber Bröking wußte aus sicherer Quelle, Reiß habe geantwortet, mit einem gemeinen Diebe schlüge man sich nicht. Ein solcher

Kerl sei gar nicht satisfaktionsfähig. Im übrigen sei in dieser Angelegenheit bereits das letzte Wort gesprochen, indem er den Offizier übers Knie gelegt und wie einen Schulbuben geprügelt habe.

Jemand fragte hastig, ohne Überlegung, nur um ja alles genau zu wissen:

— Wohin denn?

— Nun dorthin, wohin man eben prügelt.

Und eine empfindsame Dame flötete in dem Schweigen, das entstand:

— Dem Leutnant brennt der Schlag gewiß im Herzen.

Ludwig Plan gab kurz zurück:

— Nee, tiefer!

Damit wich die ernste Stimmung, und man begann Scherze zu machen, ja, die ganze Angelegenheit beinahe ins Komische zu ziehen. Man malte sich die Situation der drei Menschen aus: Minne, im Schrank versteckt — denn von einer Schrankkammer sprach schon niemand mehr, — der Riese mit einem Rohrstock bewaffnet, den er dem allgemeinen Klatsch zufolge eigens mitgebracht hatte, — jemand behauptete sogar, es sei ein Teppichklopfer gewesen — dann der Schrank geöffnet und Minne darin stehend, nur mit einem Hemd bekleidet. Das hatten die Damen aufgebracht. Ja, einige wußten sogar, daß sie nicht einmal dieses getragen. Mußte man nicht lachen bei dem Gedanken daran, die heilige, heißgeliebte Minne mit den treuen Augen, dem keuschen Ausdruck, dem minniglich deutschen Gelock als Akt im Kleiderschrank einer Leutnantswohnung?

Nun wurden die Witze der Herren immer ausgelassener, so daß tosendes Gelächter scholl. Die Damen, von dem Lachen angelockt, erschienen in der Tür. Sie

wollten durchaus wissen, um was es sich handle, und waren nicht wieder hinauszubringen. Man rückte ein paar Stühle hinzu, und nun wußte jeder über die ganze Angelegenheit noch irgend etwas Neues beizubringen. Einige hatten alles vorausgesehen, von Anfang der Ehe an, ja, womöglich ehe die beiden Menschen sich überhaupt kennen gelernt hatten. Andere waren zu Tode überrascht. Die größte Neugierde erregte die Frage: wie hatte der Riese eigentlich von dem Benehmen seiner Frau Kenntnis erhalten? Den richtigen Zusammenhang wußte kein Mensch. Melpomene behauptete, der Riese sei an seinem Unglück allein schuld. Er habe sich nicht genug um seine Frau gekümmert. Dabei warf sie einen Blick zu ihrem Mann. Der Major ballte die Faust:

— Natürlich trägt er Schuld: soweit hätte es gar nicht kommen dürfen. Er ist viel zu gut gewesen! Aber ich habe den Mann von Herzen bemitleidet. Ich habe mit vielen Offizieren darüber gesprochen, sie stehen alle auf seiner Seite. Das möchte ich nur feststellen, damit man nicht etwa denkt, daß dieser oder jener aus Kastengeist einen Kameraden verteidigt, der ein Schuft ist. Na, der Mann ist ja nun über die Höhe. Aber ich will Reiß nicht in Schutz nehmen, denn er ist schlapp gewesen. Schlapp! der große Mann mit seinen Riesenkräften, daß er gleich zehn Minnes auf einmal in einer Ecke hätte zu Mus zerquetschen können. Er hat sich seine Frau über den Kopf wachsen lassen. Mir sollte mal eine kommen! Kurz halten, kurz halten!

Die dicke Frau Plan wandte sich zu einem jungen Mädchen, das etwas verlegen dasaß über die Gespräche, die für ihre Ohren nicht eben berechnet schienen:

— Das hätte ich von Herrn von Randau nicht gedacht.

Frau Bröking rief dem Major zu:

— Na, Herr von Randau, es ist nur gut, daß man's weiß. Mit Ihnen müssen wir uns ja höllisch in acht nehmen.

Frau Bensemann stimmte ein, aber mit einem liebenswürdigen Blick, denn sie schmückte gern mit der hübschen Kürassieruniform ihren Tiergarten-Salon:

— Ja, ja, darum hat er auch keine Frau gefunden!

Der Major lächelte nur vor sich hin. Ludwig Plan konnte sich nicht enthalten einzuwerfen:

— Ein gewisser Nietzsche hat geschrieben: Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht.

Frau Bröking reckte sich empor, daß ihr weißer Kopf über den anderen deutlich sichtbar war:

— Nun, Herr Bretterkönig, Herr Kulissenerschütterer, das ist nicht gerade artig.

Er, der schon zu lange geschwiegen, erhob sich und sprach fast als rede er von der Bühne herab:

— Wir sind auch nicht in die Welt gesandt, um Artigkeiten zu sagen. Wir sind gekommen, um auf Wunden zu deuten, um Eiterbeulen aufzuschneiden. Wir sind gekommen mit Messer und Schere, mit Dolch und Schwert.

Aus der Ecke rief eine spitze Stimme:

— Mit der Feder.

Der mimende Dichter trat noch einen Schritt weiter in den Kreis:

— Jawohl, mit der Feder, die unser Messer ist, unsere Schere, unser Dolch, unser Schwert. Wir sollen den Finger in Wunden legen und sagen: ‚Seht ihr!' Die Heilung mögen andere übernehmen: der Arzt, der Staatsmann, der Gesetzgeber. Mich interessiert nur der Vorgang, wie ich von Anfang an diese Ehe als Drama sah, da ich vom

Expositions-Akte sprach, von der Schürzung des Knotens. Nun, der Knoten ist jetzt zerhauen.

Bröking rief:

— Mit dem Teppichklopfer.

Ludwig Plan ging nicht darauf ein:

— Es war der dritte Akt, es war die Lösung, und nun kommt . . .

Frau Bröking fiel ihm in die Rede:

— Der vierte Akt.

Der Dichter warf den Kopf hintenüber, soweit es der hohe, steife Kragen zuließ. Ein Lächeln schwebte um seinen Mund. Während er die linke Hand in die Tasche der Frackhose vergrub, streckte er die rechte aus:

— Pardon, gnädige Frau, das kommt vom Unterbrechen. Sie irren, das Stück hatte nur drei Akte. Es ist aus. Jetzt kommt der Tragödie zweiter Teil. Oder wird es eine Komödie? Ist es ein Satyrspiel? Meine Herrschaften, wir waren früher gewohnt, Theaterstücke damit abzuschließen, daß sie sich kriegen oder sich trennen. Damit haben die Gestrigen sich begnügt. Uns Heutigen ist das keine Lösung. Wie ich sagte: für uns kommt jetzt der Tragödie zweiter Teil.

Er zog schweigend an seiner Zigarre, die Spannung auf das äußerste zu steigern. Aber zu lange durfte er nicht die Wirkung ausdehnen, denn schon drohte das Gespräch abzuschweifen, so trat er noch einen Schritt vor:

— Ich sage der Tragödie zweiter Teil. Nun, was mag jetzt kommen?

Er hatte die Frage gleich einem Knochen unter Hunde geworfen. Die Damen riefen durcheinander. Aus dem Gewirr klang am lautesten die Stimme Melpomenes, die immer für die Ehe war:

— Sie heiraten sich.

Frau Bensemann schrie:

— Sie laufen auseinander.

Frau Bröking, die gern etwas Absonderliches sagte, rief hell dazwischen:

— Sie werden glücklich miteinander, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Während alle neugierig Ludwig Plan ansahen, um den seltsamen psychologischen Gang zu vernehmen, den seine Phantasie zu schreiten pflegte, sagte in dem Schweigen jemand mit süßer Stimme:

— Sie gehen vereint in den Tod.

Alles wandte sich nach der Ecke, und man erblickte die junge Dame, für deren Ohren das ganze Gespräch nicht berechnet schien. Sie neigte den Kopf und wurde brennend rot.

Ludwig Plan machte eine Bewegung in die Runde und sagte mit kurzer, scharfer Betonung:

— Jetzt kommt . . . der Dritte.

Einen Augenblick war der Kreis verdutzt. Dann brach schallendes Gelächter aus.

Melpomene richtete sich auf:

— Wenn eine Frau nur die echte Liebe hat!

Geheimrat Lieser, der bisher kein Wort geredet, fragte:

— Ja, wer spricht denn überhaupt davon?

Aber in dem Durcheinander von Stimmen ward er kaum gehört, und er fing noch einmal an:

— Ich meine, wer spricht denn überhaupt von Liebe? Als mein junger Freund Reiß mir seine Verlobung mitteilte, hat er mir gestanden, seine Braut liebe ihn nicht. Aber er glaubte, in der Begeisterungsfähigkeit, die dieses große Kind immer erfüllt hat, das blind in die Ehe und

durch die Ehe gelaufen ist, das, wie es scheint, im letzten Augenblick zu Tode gereizt wurde . . .

Der alte Herr senkte den Kopf und sprach lächelnd etwas leiser vor sich hin:

— Und dann, wie ich höre, den Teppichklopfer in Anwendung brachte, — also ich meine, dieses große Kind wollte durch seine Liebe und Treue diese Frau gewinnen, bis sie eines Tages zu ihm spräche: in meinem toten Herzen ist die Liebe erwacht.

Ich bin überzeugt, in dieser Frau ist die Liebe nie erwacht. Sie war ein bis zu gewissem Grade naives, aber freches Kind. Sie wollte Geld und Wohlleben. Dazu hat sie den Mann genommen. An die Sinne hat sie vielleicht gar nicht gedacht. Die sind erst aufgewacht, und aus Nichtstun und Luxus, aus erblicher wie durch Beispiel erworbener Haltlosigkeit ward ein Geschöpf, das glaubte, alles sei gestattet.

Ich will keine scharfen Worte über ihre Mutter sagen. Aber der Vergnügungstrieb und die Unbeschäftigtheit einer Generation wurde zur Perversität und Sinnlichkeit der zweiten. Ihr Herz hat nie gesprochen, sondern die Sinne. Das ‚Recht sich auszuleben‘, jenes philosophische Mäntelchen von heute, um zu rechtfertigen, was man früher pflichtvergessen nannte. Diese Frau kannte das nicht, was uns Menschen allein im Gleichgewicht bewahren kann und uns unser Glück finden läßt, auch dort, wo kein äußeres Glück geboten wird: das Bewußtsein der Pflicht. Wir müssen tätig sein; dazu sind wir auf der Erde. Wir müssen entsagen und uns beugen, wenn nicht vor den Menschen, so im stillen Kämmerlein. Alle, denen ihre Wünsche immer erfüllt sind, müssen vom Wege irren. Da liegt ihres Mannes Unrecht, und

nun, wo ich so Hartes über diese Frau gesagt habe, da liegt auch ihr Recht.

Ohne eine Antwort abzuwarten ging der alte Herr in das Nebenzimmer zu seinen beiden Freunden, dem Germanisten Professor Jakob und Doktor von Loria. Sobald das Gespräch über den Fall Reiß begonnen, hatten sie sich zurückgezogen, um eine Mappe Radierungen zu betrachten, die der alte Rembrandt wie mit einem Schwerte in die Platte gehauen, als die Welt seines Glückes, Weib und Kind, ins Grab gesunken, Haus und Habe den Gläubigern gehörten, sein Augenlicht ermattete und der Fusel Macht gewonnen hatte über ihn in seinen lichtlosen Greisentagen.



Minne und Proveis schlenderten durch die Straßen Münchens ohne ein Wort zu reden. Es war kein Reiz der Sünde mehr zwischen ihnen.

Er blieb gähnend an einem Laden stehen. Sie ging weiter, beschleunigte ihren Schritt und fing an zu rennen. Sie versteckte sich in einem Hausflur und wartete, daß er vorüberkäme. Dann huschte sie auf die Straße zurück und eilte in entgegengesetzter Richtung davon.

Minne schritt hin mit ihrem leichten, wiegenden Gang und fing die Blicke auf der Herren, die vorüberkamen. Und dabei dachte sie: ‚Ja, ja, neue Erscheinung im Städtchen! Ihr möchtet wohl gern wissen, wer ich bin!‘

Proveis lief hin und her. Er begriff nicht, wie er Minne verfehlt hatte. Endlich gab er das Suchen auf.

Sie war gewiß längst nach Haus gegangen. Er fürchtete sich aber vor ihren bösen Worten bei der Heimkehr. Und in nervöser Hast eilte er die Neuhauserstraße hinunter. Gegenüber der Michaelskirche trat er in ein Haus.

Ein junger Mensch, die Feder hinterm Ohr, erhob sich, stützte beide Hände auf den Tisch und blickte den vor ihm Stehenden durch seine Brillengläser fragend an.

Herr von Proveis meinte:

— Ich komme gerade vorbei, hat sich vielleicht etwas gefunden?

Erstaunt sah ihn der junge Mensch an:

— Darf ich um den Namen bitten?

Der ehemalige Offizier nannte ihn halblaut, denn in dem Raume saßen zwei Mädchen an der Schreibmaschine, die bei seinem Eintreten den Kopf gewendet hatten. Der Bebrillte schien aus den Wolken zu fallen:

— Ah so, ja richtig — und er wälzte die Seiten eines großen Buches durch, als suche er den Namen. Aber während er noch blätterte, fuhr er fort:

— Ja, Sie sind vorgemerkt. Zu unserem größten Bedauern hat sich jedoch noch nichts Passendes gefunden.

Herr von Proveis dachte: das geht nun seit Wochen so! Doch er hob die Stirn und meinte in lässigem Tone:

— So, so, ich wollte nur mal fragen. Aber nicht wahr, falls etwas sein sollte, benachrichtigen Sie mich.

Der hinter dem Ladentische nickte und nahm gewohnheitsmäßig die Feder ab, als wolle er in dem großen Buche irgend etwas unterstreichen. Doch er tat es nicht, sondern setzte sich auf seinen Kontorschemel und schrieb weiter.

Herr von Proveis stieg die Treppe hinab. Wie er sich ans Kinn griff, fiel ihm ein, daß er nicht rasiert war.

Er ging also in das nächste Friseurgeschäft. Wäh-

rend er eingeseift wurde, las er die „Münchener Neuesten Nachrichten." Kaum hatte er das Blatt aufgeschlagen, so fielen ihm zwei Annoncen in die Augen. Die eine war überschrieben ‚Sekretär gesucht' die andere ‚Lohnender Nebenverdienst für Herren der besseren Gesellschaftsklassen'. Beides merkte er sich, zog draußen das Notizbuch und schrieb es sich auf. Eine Straße war genannt, die er nicht kannte. Er fragte nach dem Weg. Eiligst ging er nun die Maximiliansstraße hinab. Als er eben die Maximiliansbrücke überschreiten wollte, kam ihm ein Paar entgegen, Herr und Dame. Schon aus großer Entfernung war es ihm, als ob er die Leute kenne. Im selben Augenblick wußte er auch, wer es sei: Major von Kressin, der einst als Rittmeister in seinem Regiment gestanden hatte. Richtig, die Frau war ja eine Bayerin. Sie besaß ein Schloßgut bei Regensburg. Mein Gott, der Major hatte ihn sogar einmal aufgefordert, ihn zu besuchen, wenn er auf Urlaub nach dem Süden reise. Es läge am Wege.

Unwillkürlich richtete Herr von Proveis sich auf, tastete nach seiner Krawatte und dachte, ‚wie gut, daß ich rasiert bin'. In den wenigen Schritten fiel ihm noch mehr ein: der Major hatte den Abschied genommen, um die umfangreichen Besitzungen seiner Frau zu bewirtschaften. Vielleicht wüßte der alte Kamerad einen Posten für ihn. Schon lächelte Herr von Proveis über das ganze Gesicht, denn auch Herr von Kressin hatte ihn erkannt. Er beugte sich zu seiner Frau, und sie nahm seinen Arm, doch — was war das? Es schien, als wollten sie plötzlich über die Straße abbiegen. Aber schon griff Herr von Proveis an die Hutkrempe. Der Major beschleunigte seine Schritte, und als der frühere Leutnant den Hut gezogen hatte und ihnen beinahe den Weg vertrat, richtete sich Herr von

Kressin gerade auf. Proveis blickte in ein starres, hochmütiges Gesicht mit zusammengepreßten Lippen und in ein Auge, das ihn übersehend, gerade die Straße hinunterblickte. Ehe er von seinem Staunen sich erholen konnte, war das Paar an ihm vorbei. Er war so empört, daß er einen Augenblick vergaß, den Hut wieder aufzusetzen. Er starrte den beiden nach, und ein furchtbarer Zorn überkam ihn.

— Was, nicht grüßen?

Er wollte ihnen nachstürzen, sich vor sie aufpflanzen: „Halt! Stehen bleiben! Mein Name ist von Proveis! Erkennen Sie mich nicht?‘

Der Major hatte ihn erkannt — er fühlte es — nur wollte er ihn nicht kennen.

Langsam setzte Herr von Proveis den Hut wieder auf. Er war käsebleich geworden. Den dritten Mann wollte er ihm schicken . . . aber . . . nähme er seine Forderung an? Die Forderung von einem, der geprügelt worden war? Er begann mit einem Mal zu rennen wie ein Verfolgter. Er wußte nicht, wohin es ging. Nur fort, fort, keine Bekannten sehen!

Das war schon das zweite oder dritte Mal, daß ihm Ähnliches geschehen, und wieder brannten ihm die Schläge, die er bekommen, gleich unverlöschlichem Feuermale auf der Haut. Er konnte sie keinen Augenblick vergessen. Täglich kam ihm neu das Gedächtnis daran. Als Doktor Reiß die Forderung abgelehnt, hatte er ihm auflauern wollen, ihn überfallen auf offener Straße, ihn niederschlagen, aber er fühlte, daß ein tätlicher Angriff auf diesen übergewaltigen Menschen keine andere Folge gebracht hätte als eine Wiederholung der entsetzlichen Züchtigung, die ihm wie einem Schulbuben widerfahren. Und

jetzt im Gedanken daran zuckte er zusammen und sah wie einer, der unter einer Zwangsvorstellung leidet, die Gestalt des Riesen über sich gebeugt.

Da kam eben ein auffallend großer Mann ihm entgegen. Herr von Proveis hielt einen Augenblick inne. Ihm war, als trüge er das wutverzerrte Gesicht dessen, den er betrogen, den er bestohlen, dem gegenüber er sich zum ehrlosen Schufte gemacht hatte. Doch als der Große sich ihm näherte, erkannte er einen einfachen Rollkutscher, in seiner langen Lederschürze, aus der eine Anzahl Frachtbriefe hervorschauten.

Herr von Proveis lief die Maria-Theresienstraße hinunter. Der verweigerte Gruß hatte ihn so aufgeregt, daß er für den Augenblick die Versuche vergaß, eine Stelle zu finden. Und als sollte alles ihm seine Schmach zurückführen, sah er einen Augenblick darauf Buben auf der Straße raufen, sah, wie der Stärkere den Kleineren übers Knie legte und ihm mit einer Gerte eins überzog, genau wie es ihm geschehen war. Ihm, dem Offizier, dem Abkömmling einer uralten Familie, ihm, dem Manne, dessen Eltern nie auch nur etwas gedacht, dessen sie sich hätten zu schämen brauchen!

Er schritt stärker aus, und immer blickte er sich um und dachte: ‚Wenn ich nur keinem ehemaligen Kameraden begegne.‘

Da war er an dem Hause, dessen Nummer er sich aufgeschrieben. Er nahm allen Entschluß zusammen, sagte sich: ‚Ich muß‘, und klingelte.

Es war eine Villa in überladenem Stil, aber in einem schönen Garten gelegen. Ein mit Klinkern gepflasterter Gang führte vom Tor bis zur Haustür. Ein Mädchen mit weißer Schürze erschien und ging bis an das Gitter. Herr von Proveis fragte:

— Ist Herr Praxmeier zu sprechen?

Das Mädchen antwortete brummig:

— Den Namen?

Er nannte ihn. Sie verschwand und ließ ihn draußen stehen. Er hatte das Gefühl: zum Donnerwetter noch mal, man macht das Tor auf, ich bin doch kein Bettler.

Einen Augenblick darauf kam sie zurück und ließ ihn eintreten. Er wurde in einen Salon geführt mit roten Seidenmöbeln, riesigen, goldenen Barockrahmen, die wichtiger schienen als die süßlich lächelnden Gesichtchen darin. Im Erker stand ein Goldfischglas, daneben ein messingglänzender Käfig mit einem Kakadu, der, den Kopf geneigt, den Eintretenden mit seinen kreisrunden Augen betrachtete. Ein dicker Mann trat ein, auf dem Zeigefinger einen großen Siegelring. Eine schwere goldene Kette spannte sich um die Wölbung seines Leibes, und auf kurzem, breitem Stiernacken saß ein glattrasiertes Gesicht, dessen Übergang zum Hals eine wampenartige Fettmasse bildete. Er musterte Herrn von Proveis:

— Was steht zu Diensten?

— Ich habe Ihre Annonce gelesen . . .

— Ah, der Sekretär! Haben S' Zeugnisse mit?

Herr von Proveis wollte erklären, warum er keine besäße. Aber der Dicke machte nur eine abwehrende Bewegung:

— Sie, dann ist's nur Zeitverlust. I hab viel zu tun, woher soll ich wissen, ob Sie was können?

In diesem Augenblick begann der Kakadu ein betäubendes Gekreisch: ‚Arra, arra, arra!' Seine Federn sträubten sich, er sah den Fremden böse an und öffnete den Schnabel, daß die wulstige, schwarze Zunge sich drohend aufrichtete. Der Dicke ging zu seinem geliebten Vogel, der sofort auf

seiner Stange von der Mitte bis an die Gitterstäbe rückte, kraute ihm den Kopf, holte ein Stück Zucker aus der Tasche und hielt es seinem Lieblinge hin. Als die Beruhigungsversuche und Zärtlichkeiten einige Zeit gedauert hatten und Herr von Proveis immer noch dastand, ohne daß man ihn beachtete, packte ihn der Ärger über solch unanständige Behandlung, er sagte kurz ‚Adieu' und war zur Tür hinaus, ohne daß der Dicke auch nur aufgeblickt hätte. Auf der Straße stürmte er davon, vergrub die Faust in der Tasche und dachte: ‚Nee, fällt mir nicht ein, das brauche ich nicht.'

Während er seine Schritte mäßigte, dachte er an die mancherlei Versuche, die er schon unternommen und die immer gescheitert waren.

Wo war er nicht alles gewesen! Bei Advokaten, in Kontoren, bei Brauereien, in Fabriken! Die besseren Stellen waren besetzt, oder man verlangte Vorbildung; ein förmliches Examen stellte man mit ihm an. Und wenn sich wirklich ein bescheidner Posten bot, so hatte der Offizier in ihm, der sich nicht befehlen lassen wollte, oder sich in kleinste Verhältnisse nicht schicken mochte, ihm den Weg vertreten. Er war davongelaufen mit dem Gedanken, lieber zu verhungern oder sich tot zu schießen.

Und er brauchte ja nicht zu verhungern. Seine alten, tiefgebeugten Eltern hatten ihn zwar bisher nicht sehen wollen, aber sie sandten ihm monatlich etwas; wenn es früher ausgereicht hatte beim Regiment, so hätte er jetzt davon auch leben können.

Aber Minne kostete Geld. Sie reichte nicht mit der Summe, die sie von ihren Eltern bekam, denn es stand in keinem Verhältnis zu dem, was sie einst bei ihrem Riesen gehabt hatte. Sie trug kein einfaches Kleid, sie war nicht

mit jedem Hute zufrieden, ein billiger Stiefel drückte sie. In gröberer Wäsche wäre sie krank geworden, wie sie behauptete. Dazu hatte alles Geld gekostet: die Übersiedelung der Möbel von Berlin nach München, die Einrichtung, Maler und Tapezierer, denn ihr verwöhnter Farbensinn war nicht mit der Mietswohnung zufrieden, die sie vorfand.

Proveis hatte dieses Leben satt. Er war beinahe am Ende. Er, der täglich mit den Kameraden gewesen oder in Gesellschaft gegangen war, konnte es nicht ertragen, einsam leben zu sollen.

Beim Gesandten durfte er nicht Besuch machen, der Stammtisch ehemaliger preußischer Offiziere und Reserveoffiziere war ihm verschlossen. Und dazu, wie ihm noch vorhin bewiesen worden, alles, was sich dazu zählte. Die Kreise aber, in die Minne ihn gezogen, empörten ihn, widerten ihn an, ihn, der, wenn er auch Ehre und Rock verloren, doch immer noch Erziehung und Begriffe seines früheren Standes behalten hatte. Er konnte sich nicht aufschwingen zu jener völligen Gleichgültigkeit gegen Form und Äußeres, wie sie dort herrschte. Er fühlte sich fremd unter diesen Ästheten und Pseudo-Dichtern, Bohème-Malern, Künstlern, Sängern und Leuten der Nerven. Er wußte nicht, was er sagen sollte, wenn er unter ihnen stand. Die Keckheit, die leichte Lebensart, wie einst, als er zum ersten Mal Minne begegnet, war von ihm gewichen; er, den Schuld gezeichnet, der aus der Bahn geworfen war, vermochte in den leichten Ton nicht mehr einzustimmen. Dort aber, wohin er sich passen fühlte, wollte man ihn nicht haben. Auf die Rennen war er gelaufen; Minne hatte ihn angestiftet zu wetten. Sie meinte, das sei das einzige, wozu der frühere Reiter tauge. Aber

er stand nicht mehr im Betriebe, er gewann keine Fühlung. Sie hatten in Kreisen, wo man fünf gerade sein ließ, gespielt, aber nicht gewonnen. Und der pekuniäre Niedergang, die Scham, die ihm auf den Wangen brannte, die er nur selten vergaß, war sein ständiger Begleiter.

Er wollte arbeiten, wollte keinen Menschen sehen, sich sein Brot verdienen, schlecht und recht, wie jeder andere. Und wieder zog er sein Notizbuch heraus und sah nach, was er sich aus den ‚Münchener Neuesten Nachrichten' ausgeschrieben hatte: ‚Lohnender Nebenverdienst'. Prielmayerstraße einundzwanzig sollte es sein. Den nächsten Menschen fragte er. Der Weg wurde ihm gewiesen, und er eilte auf das andere Isarufer zurück.

Ein älterer Herr empfing ihn, mit gepflegtem, spitz geschnittenem grauem Bart, und der alte Offizier fühlte sich sofort zu Hause bei den guten Formen des anderen. Sie setzten sich. Ein warmes Gefühl stieg in Herrn von Proveis empor: das Bewußtsein, der Art zu begegnen, die er gewohnt war.

Der Herr rieb sich die Hände:

— Wir wollen gleich in medias res gehen. Ich bin General-Agent einer Lebens- und Unfall-Versicherungs-Gesellschaft. Wir müssen nun Fühlung mit dem Publikum haben. Dies ist am besten möglich auf persönlichem Wege. Mit Annoncen erzielen wir wenig Erfolge. Die Leute müssen auf die Vorteile aufmerksam gemacht werden, die wir ihnen bieten. Es muß sozusagen — er beugte sich vor und schlug mit der rechten Hand an seine Brust, indem er lächelte — das Gewissen der Menschen geweckt, ihnen klar gemacht werden, daß sie Angehörige besitzen, Frau, Kinder, — für die sie für den Fall ihres Todes zu sorgen haben. Sehen Sie, es gibt viele, die ein hüb-

sches Einkommen besitzen, aber kein Vermögen. Das können sie sich nicht machen, ohne von ihrer Lebensweise erheblich herunterzugehen, ohne ihre Bekannten zu verlieren, ohne sich gewissermaßen deklassiert zu fühlen. Ich rede — ich bin immer offen — aus eigener Erfahrung. Herabsteigen will keiner gern.

Proveis senkte die Stirn.

— Da bieten wir nun diesen Leuten die Möglichkeit, nahezu in ihrem Einkommen ganz in ihrem Stande und Verkehr zu bleiben und trotzdem ihre Pflicht gegen ihre Familie zu erfüllen, einfach durch die Lebensversicherung. Sie brauchen nur täglich eine Zigarre weniger zu rauchen, ein Glas Bier weniger zu trinken, und das wird ihnen erleichtert dadurch, daß sie wissen, wenn ich die Augen zutue, ist für meine Lieben gesorgt. Das also muß den Leuten klar gemacht werden, und wer könnte das am besten als die, mit denen sie verkehren? Wir wenden uns naturgemäß nicht an die Klassen, die buchstäblich, was sie einnehmen, auch ausgeben müssen, sondern an jene, die ein Weniges erübrigen könnten. Gestatten Sie mir eine Frage — man hat ja Augen für so etwas — Sie sind wohl Offizier gewesen?

Herr von Proveis setzte sich gerade und nickte eindringlich. Der Generalagent erhob sich ein wenig:

— Darf ich mich bekannt machen? Hauptmann Bartold.

— von Proveis.

Sie gaben sich die Hände, und nun war dem ehemaligen Offizier noch behaglicher zu Sinn.

Der Hauptmann a. D. und Generalagent fuhr fort:

— Sie haben gewiß einen großen Bekanntenkreis . . .

Herr von Proveis zog sich die Manschetten heraus und glättete sich die Handschuhe.

— Sie treffen frühere Kameraden, verkehren mit Aristokraten, Diplomaten, Gutsbesitzern, Beamten, kurzum, es bietet sich Ihnen gewiß häufig die Möglichkeit, gesprächsweise auf die Vorteile einer Lebensversicherung aufmerksam zu machen. Ach, wissen Sie, man macht sich oft lustig über...

Proveis warf ein:

— Durchaus nicht!

— Aber es ist ehrlich verdientes Geld. Sie bekämen von jedem Abschluß Ihre Prozente. Das ist eben der Nebenverdienst, von dem ich in der Annonce sprach. Aber über all diese Einzelheiten ließe sich noch reden. Wenn es Ihnen nur halbwegs gelingt, würden Sie sich gewiß ganz gut dabei stehen.

Der Generalagent schwieg und ließ durch die Finger den Bart gleiten, der infolge dieser gewohnheitsmäßigen Bewegung in eine glatte, scharfe Spitze auslief.

Die Herren erhoben sich. Der Hauptmann ging zum Schreibtisch, um eine Anzahl Tabellen und Prospekte zu holen. Er betonte noch einmal die gewiß große Zahl von ehemaligen Kameraden, Bekannten und Freunden, die der ehemalige Offizier haben müsse.

Als Herr von Proveis mit klopfendem Herzen im frohen Gefühl einen Weg des Vorwärtskommens vor sich zu sehen, die Papiere in der Hand hielt, fragte Hauptmann Bartold in einem anderen Tone:

— Stammt Ihre Familie aus Bayern?

— Nein, Herr Hauptmann.

— Ich habe während meiner Dienstzeit in der bayerischen Armee den Namen nicht gehört, aber mir kommt er bekannt vor.

Herr von Proveis verbeugte sich leicht:

— Wir stammen aus der Mark Brandenburg.

— Ach, da haben Sie wohl in Preußen gedient?

— Jawohl, Herr Hauptmann.

Der Generalagent drehte wieder an der Spitze seines Bartes:

— Jetzt weiß ich auch . . . ich habe Ihren Namen mal gelesen: es war irgend eine Sache . . . ja richtig, ich weiß. Ach, das sind unangenehme Dinge! Sind Sie etwa verwandt mit dem Offizier, der diese böse Ehegeschichte hatte? Es stand ja in allen Zeitungen.

Proveis wurde brennend rot und schwieg. Der Hauptmann sah ihn erstaunt an, ohne zu begreifen:

— Der betreffende Offizier wurde von dem beleidigten Ehemann geschlagen, wenn ich nicht irre.

Herrn von Proveis zuckte es um die Mundwinkel. Er wäre am liebsten sofort hinausgelaufen. Sollte er jetzt sagen: Ja, dieser Mann ist geschlagen worden, und der bin ich? Er machte einen Schritt rückwärts, er wollte fort, nur fort. Aber der Hauptmann sagte:

— Gestatten Sie mir die Frage, Herr von Proveis! Ich muß sie stellen. Wie hängen Sie mit diesem Herrn zusammen? Wohl ein Verwandter? Ja, wenn wir dafür könnten, was die lieben Verwandten alles tun . . . .

Der ehemalige Offizier schloß die Absätze, als stände er vor einem Vorgesetzten:

— Ich bin es selbst, Herr Hauptmann!

Der Andere ließ seinen Bart los und sagte mit einer gewissen Kälte:

— Das ist freilich nicht angenehm. Die Sache ist doch ziemlich bekannt geworden. Die Blätter leben von so etwas, auch die vornehmsten gehen solchem Skandal

nicht aus dem Wege. Alle zwei Tage stand etwas in der Zeitung über den Fall Reiß.

Herr von Proveis machte noch einen Schritt rückwärts:

— Dann sehe ich wohl — —

Der Hauptmann hatte wie er die Absätze dienstlich geschlossen. Gerade aufgerichtet stand er da, daß er größer schien als vorher in seiner lässigen Haltung:

— Ich weiß nicht, ob Sie die nötige Fühlung hätten, ob Sie die geeignete Persönlichkeit sein würden. Ich bezweifle es.

Da warf Proveis die Prospekte und Tabellen, die er in der Hand hielt, auf den Tisch:

— Herr Hauptmann, ich lege selbst keinen Wert mehr darauf. Ich verzichte.

Dann machte er eine militärische Verbeugung, die der Hauptmann kurz erwiderte, und sprang, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinab. Ihm pochte das Blut in den Schläfen, er ging auf der Straße hin, ohne die Richtung zu wissen, und immer wieder kam ihm der Gedanke: ‚Es ist aus, es wird jedesmal so gehen, ich bin ein verlorener Mensch.‘

Und die Schläge brannten ihn abermals, fast körperlich, und stiegen ihm zu Kopf, daß er beinahe die Besinnung verlor und nur noch dachte: ich will meine Schmach in der Einsamkeit verbergen; es muß doch noch irgend einen Winkel für mich geben, wo man mich nicht sieht.

Er lief durch ferne, fremde Straßen, verzweifelt und allein, durch unbekannte Stadtviertel. Er rannte und rannte und wollte nicht heimkehren. Er fürchtete sich plötzlich vor Minne, vor ihrer Macht über ihn, die seinen Willen gebeugt, die ihn ehrlos gemacht hatte.

Brennende Sehnsucht empfand er nach seinem Vaterhause.

Er sah das kleine, märkische Gutshaus mit seinem roten Ziegeldache leuchten aus den alten, schönen Bäumen, die schon den Urvätern Schatten gespendet, und er dachte: ‚es gibt nur einen Ort auf der Welt, wohin du dich flüchten kannst — zu deinen Eltern.‘

Da ging er in das erste Bräu, das an der Straße lag, verlangte Bier, ließ sich ein Blatt Papier geben und einen Umschlag und schrieb mit Bleistift eilig auf dem glatt gescheuerten Tische:

Meine geliebten Eltern!

Verzeiht mir, verzeiht! Laßt mich zu Euch kommen. Ich weiß, was ich gefehlt habe. Ich bitte Euch auf den Knieen um Verzeihung. Ich will ja niemanden sehen, ich will bei Tage nicht ausgehen, ich will Euch nicht belästigen, ich will alles tun, um wieder gut zu machen. Gönnt mir nur mein altes, kleines Zimmer. Helft mir in meiner Not. Ich will nicht Geld, ich will ganz bescheiden leben. Helft mir nur, daß ich von hier fortkomme.

Ich küsse Mama die Hand und umarme Dich, mein lieber Papa, und bitte Euch auf den Knieen, verzeihet

Eurem

gehorsamen Sohne.

Er las die Zeilen nicht wieder durch und warf sie in den Kasten.

Er wagte gar nicht heimzukehren, sondern fragte nur einen alten Mann, wie er zum Mittelpunkt der Stadt käme.

Als er durch die Briennerstraße ging, sah er vor sich ein Paar. Eine kleine, schlanke, biegsame Figur, auf deren

blondem Kopf ein großer Hut mit riesiger Straußenfeder nickte, daneben ein auffallender Herr, den Zylinder schief auf dem schwarzen, gebrannten Lockenhaupt; bei jedem Schritte glänzten in der Sonne seine Lackstiefel. Herr von Proveis verlangsamte den Schritt. Er hatte Minne erkannt. Sie war noch nicht zu Haus? Mit wem ging sie? Ein Künstler nach dem Haar, ein Weltmensch nach der Kleidung. Nun erblickte er ab und zu Minnes Profil, das lächelnd zu dem Herrn aufsah. Er streifte sie mit dem Arm, dann gab sie katzenartig nach und näherte sich ihm doch wieder. Das Paar blieb stehen, so dicht beisammen, als ob sie sich eins an das andere lehnten. Aber in Proveis stieg kein Gedanke der Eifersucht empor. Er sah nur immer vor Augen das Bild des väterlichen Gutes, wo auf der Terrasse ein alter Herr saß, mit dichtem, weißem Bart, das weiße Haar an den Schläfen nach vorn gebürstet, neben ihm eine liebe, einfach gekleidete Frau, strickend für die Gutsarmen im Dorf. Und bei dem Gedanken schien es Herrn von Proveis so gleichgültig, ob Minne mit diesem sprach oder mit jenem. Als er aufblickte, hatte sich das Paar getrennt. Er sah Minne allein die Straße hinunter schreiten, in ihrem wippenden, elastischen Gang, jedem Herrn ins Gesicht schauend und von allen ebenso ins Auge gefaßt.



Ihre Münchener Wohnung war nur bescheiden. Sie lag im vierten Stock eines Hinterhauses, aber mit dem Blick auf Gärten hinaus. Sie faßte gerade Minnes Möbel, so daß man den Eindruck des Heimes einer Dame gewann.

Proveis saß auf einem kleinen Rokokosofa. Er sagte:

— Gehst du aus?

Minne lächelte ihn ein wenig spöttisch an:

— Im Zimmer setze ich doch nicht den Hut auf!

— Wo willst du denn hin?

— Ich habe zu tun.

Herr von Proveis erhob sich lässig:

— Dann begleite ich dich.

Sie nahm den Schirm und streifte sich die Handschuhe über, dabei sah sie ihn lauernd an, aber sobald er sie anblickte, schaute sie zur Seite:

— Ich habe meine Besorgungen zu machen.

— Also du willst nicht?

— Nein, ich will nicht. Laufe ich dir nach? Es kann doch jeder machen, was er will! Habe ich Verpflichtungen?

Er steckte die Hände in die Taschen:

— Nein, die hast du nicht! Das ist es ja eben: ich habe kein Recht. Wie gehören wir zusammen? Was sollen denn die Menschen denken?

Sie lachte laut auf:

— Laß sie doch denken, was sie wollen, ich pfeife drauf!

— Aber man darf sich nicht ganz darüber hinwegsetzen.

— Man? Wenn mir alles so wurscht wäre.

— Aber man muß doch irgendwo Fuß fassen! Sollen wir denn — ach mein Gott, mein Gott — ich kann keine Verantwortung tragen! Wenn wir Mann und Frau sind, übernehme ich die Verantwortung. Dann soll mal einer kommen.

— So, was wolltest du denn dann machen?

Er ballte die Faust:

— Wenn mir einer was sagt, zum Donnerwetter — —

Sie ging zur Tür:

— Nur nicht zu groß! Euer Hochwohlgeboren Forderung nimmt keiner an.

Er stürzte auf sie los:

— Minne, das sagst du mir?

— Lüge ich?

— Aber du, du darfst mir's nicht sagen, du nicht!

— Warum nicht?

— Nein, du nicht, du zu allerletzt, du nie!

Sie wartete einen Augenblick noch an der Tür. Sie wollte ihn nicht in dieser Stimmung zurücklassen, darum sagte sie gleichgültig:

— Ach, rege dich doch nicht auf! Laß die Menschen sein.

— Aber ich will Achtung, ich will Verkehr haben, ich will, daß man mich grüßt, ich bin kein Schuft, ich bin kein Schweinehund. Ich habe Unglück gehabt und zahle es dem Kerl noch mal heim, wenn ich ihn erwische!

Sie ging gar nicht darauf ein, sondern antwortete ruhig:

— Ich weiß nicht, was du willst, wir haben doch unseren Verkehr.

— Aber was für einen! —

— O, sehr amüsant —

— Na ja, bei denen wird nicht nach Paß und Geburtsschein gefragt! Aber ist das die Gesellschaft? Ist das die Münchener Gesellschaft? Ist das die anständige Gesellschaft?

Sie verneigte sich spöttisch:

— Ah, Herr Baron wollen wohl bei Hofe verkehren?

Er seufzte tief und warf sich wieder auf das kleine Sofa,

auf dem er vorhin gesessen. Die Federn klirrten leise, das Holz krachte.

Sie ging gereizt einen Schritt auf ihn zu:

— Bitte, meine Möbel!

— Ach, deine Möbel, verzeih, ich dachte nicht daran. Ich habe ja nichts! Richtig: Deine Möbel, deine Möbel!

— Ich werde dir deine Junggesellenmanieren noch abgewöhnen müssen!

Dann ging sie zu ihrem kleinen Mahagoni-Schreibtisch, schloß ihn auf, stellte sich so davor, daß Herr von Proveis nichts sehen konnte, nahm einen Brief heraus, schloß wieder zu und verschwand.

Er blieb lange sitzen, den Kopf vornübergebeugt, den nicht mehr ganz sauberen Kragen vorn zerknittert. Er schreckte zusammen und griff in die Brusttasche, wo er ständig den Brief trug, jenen Antwortbrief, der in den Wochen schon schmutzig geworden war, brüchig und abgestoßen, weil er ihn täglich las. Täglich wie eine Buße, als bekäme er täglich nun auch von seinem Vater die verdiente Züchtigung. Er kannte sie auswendig, die wenigen Worte des tiefbekümmerten, alten Ehrenmannes auf dem kleinen märkischen Gute. Er ließ seine Blicke darübergleiten, während er doch alles auswendig wußte vom ersten bis zum letzten Wort:

Mein Sohn!

Ich habe Dir zu antworten: Wir tragen mit tiefer Scham, was uns Gott auferlegt hat an unserem einzigen Kinde zu erleben, daß Du sein Gebot gebrochen hast, welches lautet: ‚Du sollst nicht begehren deines nächsten Weib.‘ Wir sind alle schwache Menschen, und wenn Du ehrlich

bereust, so wird Dir Gott die Sünde verzeihen. Sollten wir härter sein, denn unser Schöpfer im Himmel? Ich würde Dir also sagen, komme in Dein Vaterhaus. Aber ein Mann, der unseren alten, guten Namen trägt und sich schlagen läßt, den kann ich nicht aufnehmen, dort, wo mein lieber, seliger Vater begraben liegt, dort, wo Deine Vorfahren nun bald siebenhundert Jahre in ununterbrochener Folge sitzen, vor denen allen, wie wir aus unserer Familiengeschichte wissen, man den Hut gezogen hat.

Ein Mann aber, den andere Männer von Ehre nicht mehr grüßen, der könnte in unser Haus nur bei Nacht und Nebel kommen, den müßte ich verleugnen vor meinen Nachbarn. Unehre hat meine Schwelle noch nie überschritten und soll fern von ihr bleiben. Du bist unser Sohn, und das bleibst Du, denn Gott hat Dich uns geschenkt. Wir alten Leute wollen nicht, daß Du untergehest, wir wollen auch nicht, daß unser Kind Hunger leide, wir werden uns also einschränken, Deine Mutter und ich, damit Du besser leben kannst, aber wiedersehen wollen wir Dich nicht. Wir wollen uns die wenigen Jahre, die uns der liebe Gott vielleicht noch schenken mag, Dein Bild nicht trüben. Wir wollen sterben mit dem Gedanken an unseren Sohn, wie er seine Leutnants-Uniform gut und ehrlich trug. Lebe wohl.

Dein tiefgebeugter Vater
Joachim Freiherr von Proveis
Kgl. preuß. Rittmeister a. D.
Deine arme Mutter
Marie Freifrau von Proveis
geb. von Haynow.

Dem ehemaligen Offizier sanken die Kniee auseinander. Das zerdrückte Blatt in der Hand, spannte er alle

Nerven an, zu kämpfen gegen sich, und räusperte sich laut, weil es ihm unablässig in der Kehle aufstieg und ihm die Augen näßte.



Man hatte die Bilder zur Seite geschoben. In der Mitte des großen Ateliers standen Tische und Stühle. Der Raum war durch eine elektrische Bogenlampe von der Decke hell beleuchtet. Überall saßen Gruppen, bis in die Nebenzimmer, die an das Atelier stießen. Man ging hin und her, man plauderte, rauchte, aß, trank, wo eben Platz war. Gläser standen auf der schmalen Fensterbank, auf der Politur der Möbel, daß sie einen Rand hinterließen, Teller mit Speiseresten waren irgendwo am Boden in eine Ecke geschoben.

Der junge Hofopernsänger Vincenz Gamper, im Frack, den er immer trug, seitdem er ‚entdeckt' worden, mit schwarzem Lockenhaar und glattrasiertem Mädchengesicht, hockte auf der Sofalehne, klimperte auf einer Gitarre und sang dazu ein Lied. Ab und zu beugte er sich zu Minne, die in ausgeschnittenem Kleide neben ihm saß. Er griff ein paar Akkorde, dann hörte er plötzlich auf. Er ließ Minne mit den Augen nicht los:

— Ihre Haut hat eine so eigene Farbe.

Sie wies ihm die blanken Zähne und beugte sich vor, daß das Kleid klaffend ihr noch etwas weiter von den Schultern fiel. Dann hob sie den linken schlanken Arm und strich mit der rechten Hand darüber:

— Wirklich?

Er folgte der Spur ihrer Finger, die den leichten Blondflaum aufzurichten schienen:

— Wirklich! Wirklich! Für Sie müßt' man ein besonderes G'wand erfinden.

Sie lächelte ihn an und nippte an einem grünen Weinglase:

— Für das Kostümfest?

— Nein, so.

Er griff wieder in die Gitarre und sang ihr leise ins Ohr mit seiner herrlichen Tenor-Stimme, die immer leicht verschleiert klang, wodurch er die männlichen und weiblichen Weiber der Opernhäuser rasend machte:

„Die Lüfte wehten so weich, so weich . . .
Die Tränen flossen so reich, so reich . . .
Es war ja die Abschiedsstunde.
Sie lagen einander im Arm, im Arm . . .
Sie ruhten beisammen so warm, so warm . . .
Sie ruhten Mund auf Munde."

Sie starrte vor sich hin, während sie lächelnd dem etwas zweifelhaften Liebesgesang lauschte. Dann hob sie den Kopf, blickte über die mittleren Gruppen, und ihr Auge blieb einen Augenblick auf Herrn von Proveis haften.

Er stand gerade vor einer so riesigen, bis zum Boden herabgehenden Dachauer-Landschaft, daß es aussah, als gehöre er in das Bild. Ein Hügel war gedacht, nur durch wenige Gräser angedeutet, von dem aus sich der Blick in die Ferne verlor. Wolkenschatten zogen über den Vordergrund, während die Tiefe der Landschaft im hellen Sonnenlichte lag. Proveis stand ganz allein. Er starrte Minne an, sehr ernst. Sie riß die Augen auf, öffnete den Mund und gab einen Laut von sich, wie: ‚Bäh, was glotzest du mich so an?' Dann zuckte sie die Achseln und

blickte wieder dem Gitarrespieler mit dem gelockten Rabenhaar ins Gesicht. Der neigte tiefer den Kopf zu ihr. Sein Lied ward immer eindringlicher, immer kecker, daß die Frechheit von Wort und Gebärde in häßlichem Gegensatz zu seiner Jugend stand:

„Sie hatte weiche Brüste
Und er einen starken Bart,
Und wenn er sie nun küßte,
Sprach sie: ‚Er ist so hart‘.“

Minne wußte nicht, ob sie lachen oder ernst bleiben sollte.

Neben dem Paar waren welche stehen geblieben, dem Gesange zu lauschen, für den man im Opernhause ‚erhöhte Eintrittspreise‘ zahlen mußte, denn wenn der berühmte Gamper sang, war das Theater immer ausverkauft.

Von allen Seiten kamen sie, in Ballprunk und Aschenbrödelbescheidenheit, im Lodenrock oder im Smoking, in Paillettengeflirr wie im Straßenkleide, ein buntes Gemisch von neuester Eleganz und völliger Verachtung von Mode und Formen. Junge Leute, die, statt die Damen zu führen, sie untergehakt hatten, andere vertraulich den Arm einem Mädchen um die Schulter gelegt. Zwei junge Leute packten plötzlich den Sänger und hoben ihn unter dem Jubel der Weiber auf einen Stuhl. Von allen Seiten klang die stürmische Bitte: ‚Da capo! Da capo!‘

Aber sie schoben sich so dicht an den Stuhl heran, daß Vincenz Gamper mit seiner Gitarre plötzlich das Gleichgewicht verlor; der Stuhl kippte um, und ein schwarzes Hosenbein zuckte durch die Luft. Allgemeines Gelächter und Geschrei. Sie trugen den Gestürzten auf ein Sofa. Er war mit dem Kopfe aufgeschlagen, sah bleich aus und

schien die Besinnung verloren zu haben. Man brachte Wasser, Wein, öffnete ihm den Kragen, von allem Weiblichen wurde er betreut, betupft, gestreichelt, geküßt, massiert, begossen, und schließlich schwamm unter Kreischen und Lachen der Gesellschaft das ganze Sofa. Eine alternde Dame, bei der die Kunst den Versuch gemacht, den Wangen, Augenbrauen, Lippen, Haaren, ferne Tage der Jugend zurückzuführen, kniete mit einem Waschbecken neben dem Gefallenen, tauchte ihr Spitzentaschentuch ein und wollte ihm Umschläge machen. Aber eine junge Person mit schwarzem Haar im Reformkleide, dessen breite „Hosenträger' immerfort von den Schultern herabrutschten und ebenso oft nervös wieder hinaufgezogen wurden, drängte sie zur Seite:

— Was geht's Sie an?

Die alternde Dame sprang erregt auf:

— Und Sie?

Die Junge mit dem wilden Naturhaar und die Angejahrte mit dem blonden, falschen, standen einander gegenüber. Die Alte warf einen verachtenden Blick auf die andere:

— Lernen Sie erst Manieren, Fräulein!

Doch die Schwarze fuhr ihr entgegen:

— Ah, Sie denken wohl, weil Sie eine Baronin sind? O, mei!

Die mit der Perücke fauchte vor Zorn:

— Aktmanieren bin ich allerdings nicht gewöhnt.

Die andere fuchtelte ihr mit den Händen vor dem Gesicht:

— Sie altes Perückenschaf können freilich net Akt stehen.

Sie wandte sich zu ein paar jungen Malern:

— Könnt's ihr die brauchen, das alte Gerippe? Gemalen ist sie und ausgestopft! Da schaut's mi an, von

mir hat der Leo Putz g'sagt, i hab' einen sehr schönen Akt.

In ihrer Wut riß sie sich die Taille auf, den Umstehenden die Wahrheit ihrer Worte zu beweisen, und schrie:

— Hab' i net an schönen Akt? — Aber ein paar ruhigere Mädchen fielen ihr in den Arm.

Die Baronin machte eine verächtliche Bewegung. Immerhin ließ sie ihre Waschschale mit den Umschlägen im Stich.

Der Gestürzte saß bleich auf dem Sofa und ließ sich bemitleiden.

Minne aber war verschwunden. Zur barmherzigen Schwester fühlte sie keinen Beruf. Wenn der holde Sänger gesund war, wollte sie sich wieder heranschlängeln, denn so sang doch kein anderer auf der Welt.

Im Nebenraum des Ateliers saßen zwei junge Leute, mit farblosen Gesichtern, mit langen Haaren, mit durchsichtigen Händen, mit eingefallener Brust. Schwächliche Gestalten, die flüsternd, müde erzählten. Angesichts des Gestürzten sprachen sie von Gefahr und Furcht. Sie schienen stolz zu sein auf ihren Mangel an Männlichkeit. Ein Intellektueller mußte seine Seele behorchen, seinen Nerven nachgehen; je zarter er besaitet war, desto größer seine Bedeutung.

Der Maler legte die übermäßig beringten, weibisch weißen, gepflegten Finger, an denen glänzend polierte, krallenartige Nägel saßen, an das bartlose Gesicht, daß seine Armbänder in den Ärmel zurückfielen, und sagte mit weicher Stimme:

— Es ist mir unmöglich, in der Dunkelheit mein Zimmer zu betreten. Sitzt an meinem Tisch nicht ein Wesen anderer Dimension? Steht nicht in der Ecke ein

Überwundener aus vergangenen Kulturen? Liegt nicht dort ein Zukünftiger? Wer sagt euch, daß es nicht Wesen gibt, deren Bedingungen wir nicht ahnen?

Der Lyriker schüttelte den Kopf. Er hatte große Augen, die das ganze Gesicht beherrschten, die Stirn war mächtig entwickelt, Mund und Kinn flohen weit zurück. Er sagte, vor sich hinstarrend, als ob er dem Gefährten etwas Entsetzliches mitteile:

— Dazu bedarf es der Dunkelheit nicht. Ich will es nur gestehen, ich kann nicht auf der Sonnenseite einer Straße gehen. Schreitet nicht sonst der Schatten hinter mir drein? Ein zweites Leben? Die Nerven! Die entsetzlichen Nerven!

Ein Schauer schien über sie hinzugehen, als ob die lähmende Furcht hinter ihnen stände. In dem Augenblick senkte sich aus der Luft eine geschlossene Hand herab, deren Finger sich zwischen den beiden Stirnen spreizten. Minne war leise neben sie getreten und rief:

— Puuuh!

Die Jünglinge der lähmenden Furcht fuhren auseinander. Der weibische Maler drückte die fleischige Hand aufs Herz. Der Lyriker sagte stockend:

— Ach, mein Gott.

Minne aber betrachtete diese weichlichen, schlaffen Burschen, die ihre Dekadenz und Traurigkeit, ihre Jammernerven mit dem Mantel der Kunst bedecken wollten:

— Ihr seid nette Männer!

Der Maler fragte mit weicher Stimme:

— Sind Sie nur für das grob Sinnliche?

Minne streckte die schlanken, glatten Arme:

— Ja, solche Kerls, wie ihr seid, könnte ich nicht brauchen. Ich muß Leben haben und Lebensdrang!

— Man kann mit dem Leben auch hereinfallen.

Minne lachte:

— Und wenn man hereinfiele, hätte man doch wenigstens was gehabt! Aber in Watte eingepackt als Porzellanfigur leben? Nee!

Der Maler sah Frau Eilers an, die wieder ihren Mädchennamen trug, da sie den Namen des Riesen, den sie geschändet, hatte ablegen müssen:

— Na, Ihr Lebensdrang ist Ihnen aber recht schlecht bekommen.

— Wieso?

Er lächelte bösartig:

— Ach, stellen Sie sich doch nicht so, verehrte, verewigte Minne — Reiß!

Der Lyriker blickte Minne fast ängstlich an:

— Ach, Sie sind die Frau Reiß?

— War ich! Haben Sie was dagegen?

Da erhob sich der Dichter mit krummem Rücken und blickte sich ängstlich um, als ginge wirklich jemand hinter ihm, glitt an der Wand hin, wie um seinen Schatten zu vermeiden, und war im Atelier verschwunden.

Minne stand auf:

— So ein dummer Peter. Was ist das für ein unverschämter Kerl?

Der Maler schien gekränkt, daß man es nicht wüßte:

— Er hat die ‚Lieder vom Erlöschen' geschrieben.

— Rindvieh! Erlöschen wollen wir nicht, leben wollen wir. Wie kommt der Flegel dazu, sich über mich aufzuhalten? Was hab' ich getan? Alle Frauen machen's so. Nur: eine wird geklappt, eine nicht. Ich habe Pech gehabt, das ist die ganze Geschichte!

Damit verschwand Minne im hintersten Zimmer, den Tenor zu suchen.

Doch der Sänger kam aus dem Atelier, an dem breiten Seidenband immer noch die Gitarre. Er trug eine Binde um den Kopf, und die Baronin flötete etwas von Amfortas. Er sagte nur empört:

— Amfortas ist Bariton! — und ging zu dem schwarzhaarigen Modell. Lautlos verschwanden sie miteinander durch die Ausgangstür.

Herr von Proveis stand noch immer vor der Dachauer Landschaft. Die Baronin kam an ihm vorüber:

— Na, so in Gedanken?

Er fuhr auf:

— Wie meinen Sie?

Die Baronin tupfte sich beide Schläfen, ob auch die Federn der Perücke sich nicht verschoben hätten, dann begann sie eine lange Geschichte von der Ungebildetheit mancher ‚Personen‘ die nichts gelernt als Modellstehen.

Er schien nicht zuzuhören. Er suchte nur Minne, und als er sie jetzt einen Augenblick in dem Gedränge entdeckte, ließ er die Baronin stehen, schob sich an der Wand hin und sagte zu Minne, die mit ängstlichem Auge den Sänger suchte:

— Ist es dir recht, daß wir gehen?

Sie warf ihm einen kalten Blick zu:

— Ich bleibe.

Er griff nach ihrer Hand, als wollte er sie fortziehen:

— Ich verlange, daß du mitkommst.

Sie schüttelte seine Finger ab:

— Und ich bleibe!

Da ging er langsam wieder hinüber zu dem Hügel

in der Dachauer Landschaft, wo er den ganzen Abend gestanden, als habe ihn wirklich der Maler in sein Bild gesetzt.



Es war spät geworden. Die Räume hatten sich schon etwas geleert. Vincenz Gamper blieb verschwunden. Auch das schwarze Modell ward nicht mehr gesehen. Minne sagte ärgerlich zu Proveis:

— Wir wollen gehen!

Einen Augenblick darauf stiegen sie die vier dunkeln Treppen hinab, vor ihnen Paare, hinter ihnen Paare, deren Herren ab und zu ein Streichholz anstrichen. Jedesmal beim Aufflammen riefen unten oder oben lustige Stimmen ‚Ah‘, und immer, wenn das Lichtlein erlosch, tönte im Chor ein bedauerndes ‚Oh‘. Während man nur das Rauschen der Kleider, das Scharren der Schuhe auf den Stufen hörte, klang in der tiefen Dunkelheit ein Schmatzen, ein Laut, wie beim Gehen in nassem Boden. Jemand rief:

— Nicht so zärtlich!

Zu gleicher Zeit flammten ein Dutzend Streichhölzer auf, und die Herren leuchteten den Paaren vor oder hinter ihnen ins Gesicht.

Auf der Straße hatte ein Teil der Gesellschaft den gleichen Weg. Voraus schritt der Dichter des Erlöschens, einen Strohhut auf dem Kopf, einen Wettermantel umgehängt; an seinem Arme die Baronin. Hinter ihnen ging ein junger, sehr modisch gekleideter Mensch, unter dessen offenem Überzieher man ab und zu die weiße Hemdenbrust

leuchten sah. Stillvergnügt knüpfte er Kotillonorden, die er aus der Tasche geholt, in das gefühllose Perückenhaar der Baronin. Nur ab und zu schien sie zu ahnen, daß man sie berührte, dann schüttelte sie sich, und der junge Mensch senkte sofort den Kopf und steckte die Hände in die Taschen, als wisse er von nichts. Er suchte keinen Beifall, sondern schien sich in sanfter Trunkenheit allein für sich zu unterhalten. An der Ecke verschwand die Baronin mit dem jungen Manne der blassen Furcht.

Jemand rief ihr nach:

— Decken Sie ihn nur gut zu, daß er nicht friert.

Allmählich lichtete sich die Zahl der einsamen Heimgänger immer mehr. Minnes und Herrn von Proveis Schritte hallten bald einsam auf den Granitplatten des Pflasters beim matten Schein der Laternen und dem kalten, eisklaren Funkeln der Lichter hoch am Himmel.

— Wir wollen noch in ein Café gehen, — sagte Minne. Es war das erste Wort auf dem ganzen Wege.

Er sah sie von der Seite an:

— Das kostet wieder Geld!

— Wer bezahlt's, ich oder du?

— Aber wir müssen auskommen!

— Ach was, immer hast du Bedenken. Verdiene doch lieber was, damit wir mehr haben!

Er biß die Lippen aufeinander:

— Ich werde suchen.

— Suchen, suchen, immer suchen! Soll ich etwa arbeiten, wozu ist denn der Mann da?

Da wurde er heftig:

— Ich bemühe mich doch ehrlich! Soll ich Steine klopfen?

— Das ist mir wurscht.

Im hinteren Teile des Cafés hatte man die Lichter schon gelöscht und Tische und Stühle übereinander gestellt. Die Kellnerin nahm schläfrig die Bestellung entgegen. Ihr ärgerliches Gesicht schien zu sagen: ‚Na, ihr hättet auch nicht mehr zu kommen brauchen.‘

Die beiden sprachen kein Wort. Minne blickte immer nach der Türe, als suche sie jemand. Die Kellnerin erschien jetzt jede halbe Minute, nachzusehen, ob denn die späten Gäste nicht endlich aufbrächen. Als nun niemand mehr kam, herrschte Minne ihren Begleiter an:

— Es ist ledern hier. Zahlen!

Sie gingen wieder schweigend durch die Straßen, und ihr Tritt hallte auf den Granitplatten beim spärlichen Licht der Laternen. Hoch vom Himmel schauten die Sterne herab. —

Minne stand vor dem Spiegel und machte sich ihr Haar zur Nacht. Als sie eben die Arme hob und vom Nacken aus die blonde Flut über den Kamm laufen ließ, erschien Proveis in der Tür. Nun, wo er Rock und Weste ausgezogen hatte, sah man die Veränderung an der einst schlanken Reitergestalt. Er hatte einen Bauch angesetzt, sein Gesicht, das aus dem kragenlosen Hemd mit dickem Halse aufstieg, an dem am Kinn der wachsende Morgenbart sich schmutziggrau abzeichnete, hatte etwas Schwammiges. Der ganze Mensch schien verändert, müde, gleichgültig. Trotz der größeren Fülle waren seine Augen eingefallen. Er blieb eine Weile stehen und sah Minne zu, die ihn im Spiegel wohl erblickt hatte, aber sich nicht um ihn kümmerte. Dann sagte er halblaut:

— Gute Nacht!

Sie kämmte weiter ihr Haar, und da ein Büschel in

dem zu engen Kamme sich verfangen hatte, stampfte sie ärgerlich mit dem Fuße auf.

— Gute Nacht, — sagte er wieder. Sie sah, ohne sich umzudrehen, seinem Spiegelbilde ins Gesicht:

— Gut Nacht, gut Nacht, gut Nacht, schlaf gut, schlaf, so lange du willst, schlaf, wo du willst, mir ist es wurscht!

Er blieb stehen. Sie verneigte sich spöttisch vor seinem Spiegelbilde, während das Haar um sie fiel:

— Na, geh doch zu Bett, gut Nacht, gut Nacht, gut Nacht! Du sollst schlafen! Du brauchst's! Du strengst dich zu sehr an! Du mußt dich ein bißchen erholen, mein armer Kleiner!

Er trat dicht hinter sie und blickte ihr über die Schulter, indem er nun mit ihrem Spiegelbilde sprach:

— Soll das so weiter gehen?

Sie höhnte:

— Was willst du denn? Ich bin ja sehr glücklich, und du doch auch? Hä, nicht wahr?

Er legte die Arme auf ihre bloßen Schultern und näherte ihr von hinten sein Gesicht:

— Minne, wollen wir nicht einmal ein vernünftiges Wort miteinander reden?

— Das tun wir ja.

— Nein, sei doch einmal ernst, einmal — — — mein Gott, mein Gott!

Er ließ sie los und lief im Zimmer auf und ab, die Stirn gesenkt, den Kopf in den Händen. Dann blieb er stehen:

— So kann es nicht weiter gehen!

Sie schleuderte den Kamm in eine Ecke und drehte sich herum:

— Du weißt, ich kann's nicht vertragen, wenn man mich beim Frisieren stört. Was ist denn los, was willst du denn eigentlich? Wer hat sich klappen lassen? Wer ist denn schuld, daß wir hier sitzen? Wenn du dich nicht so dumm benommen hättest, wäre alles beim alten! Es ist wirklich lächerlich!

Er richtete sich aus seiner schlechten Haltung auf, als käme etwas vom ehemaligen Offizier über ihn:

— Vorwürfe machst du mir?

Sie trat dicht an ihn heran und warf die Arme, während sie sprach, in heftigen Gebärden:

— Ja, ja, ja, ja, ja, denn du hast alles verschustert und verpurrt und verdorben. Du warst so dumm, daß du meinen Mann hereinließest! Hast nicht für fünf Pfennige Grütze im Kopf, um nachzudenken, wie man so was macht. Seid ihr denn alle blödsinnig, ihr Männer, daß ihr euch nicht herausreden könnt? Jetzt sitzen wir auf dem Trocknen, und du machst nichts, nichts, gar nichts, und ich soll dich noch durchfüttern.

Plötzlich wurde er scharf:

— Das verbitte ich mir.

Sie schüttelte den Kopf, damit ihr Haar das Gesicht frei mache, dann stemmte sie beide Hände in die Seiten und lachte ihn an:

— So, jetzt wirst du ein Mann, und bis jetzt? Sorgst du etwa für mich? Wer hält den andern aus? Ich dich, jawohl, du alberner Pinsel.

Er griff plötzlich nach ihren Armen, rüttelte sie, und sein Gesicht war ganz verzerrt, als er ihr entgegenschrie:

— Aushalten? Was habe ich dir gesagt? Wir wollen heiraten. Ich laufe nicht länger so neben dir her, ich will dein Mann sein.

Sie machte sich mit einem Ruck los:

— So dumm bin ich nicht. Habe ich was zu verlieren? Kann ich was durch dich gewinnen? Tu doch erst etwas!

— War ich nicht etwas? Wer hat mich fortgebracht?

— Du, du selbst durch deine Dummheit!

— Ich war Offizier, war ein anständiger Kerl, hatte meinen Beruf, und ich bin kein schlechter Soldat gewesen, das will ich dir nur einmal sagen! Ich wäre weiter gekommen ohne dich, verstehst du?

Sie lachte ihn aus:

— Da hört doch alles auf. Also ich bin schuld, daß sie dich 'rausgeschmissen haben?

Sie stieß einen Laut der Verachtung aus und lief mit großen Schritten im Zimmer hin und her.

Er war ruhiger geworden und sagte nun, als gäbe er sich gleichsam Rechenschaft:

— Wie wir zusammengekommen sind, weiß ich nicht, oder ich weiß es. Ich konnte eben nicht anders. Aber ich habe auch fortgewollt von dir! Ich bin glücklich gewesen, als wir uns an dem Tage auf der Straße getrennt hatten. Ich bin glücklich gewesen, als ich nach Hause kam und dachte: ‚jetzt kannst du deinen Oberst wieder gerade anblicken, jetzt kannst du nach Hause zu deinen lieben Eltern. Du hast eine Gemeinheit begangen, das ist wahr. Aber vielleicht gibt es eine Buße. Ich war glücklich, als ich dich los war! Ich habe gezittert, die Tür könnte aufgehen und du könntest wieder da sein, und ich habe meinem Burschen gesagt, er soll dich nicht hereinlassen! Verstehst du?

Sie blieb plötzlich stehen:

— Unverschämtheit!

— Jawohl! Ich hatte den ehrlichen Willen, einen Strich darunter zu machen, und da bist du mir nachgelaufen! Und jetzt wagst du zu behaupten, ich hätte dich ins Unglück gestürzt? Wenn einer den andern ins Unglück gestürzt hat, so bist du's! Du hast mich um meinen Rock gebracht, daß ich jetzt rumlaufe und möchte mich totschießen bei dem Gedanken, daß ich einen Schlag eingesteckt habe und habe den Kerl nicht niedergestochen.

— Warum hast du ihn denn nicht niedergestochen? Das sollte ich wohl tun? Wer war denn der Mann? Wer war denn keiner? Wer hat denn da das Herz in den Hosen gehabt?

Herr von Proveis sprang auf sie zu, sie aber kam ihm zuvor und hatte im selben Augenblick die scharfen, spitzen Nägel wieder in seinem Fleisch, dann fauchte sie ihn an wie ein kleines Raubtier und schrie in höchster Wut:

— Du, du!

Er riß sich los und griff sich unwillkürlich an die Handgelenke, wo ihre Nägel gesessen. Dann sagte er in plötzlichem Entschluß:

— Ich werde mich nicht von dir erhalten lassen. Ich gehe!

Sie antwortete in gewöhnlichem Gesprächstone:

— Na, dann tu's doch mal.

Im selben Augenblick war er im Nebenzimmer verschwunden, und die Tür flog krachend zu.

Minne stand da, im Unterrock. Über die bloßen Schultern und Arme fiel das aufgelöste, blonde Haar. Sie spreizte die Kniee auseinander, machte eine Verbeugung zur Tür mit wutverzerrtem Gesicht, streckte die Zunge heraus und rief:

— Bäh!

Dann ging sie an den Waschtisch, tupfte sich mit dem Schwamm das Gesicht, warf ihn fort, daß er zu Boden flog, ordnete mit hastiger Hand vor dem Spiegel ihr Haar und riß das Korsett auf. In ihrer Wut konnte sie es nicht öffnen, packte die beiden Schienen und schloß, um es aufzubringen, noch einmal den untersten Haken, aber so hastig, daß sie die Haut mit einklemmten. Sie stieß einen wütenden Ruf aus und riß an den beiden Schienen. Der Knopf sprang ab und flog klirrend gegen den Spiegel. Dann streifte sie das Nachthemd über, warf sich ins Bett, riß sich die Decke über den Leib und versteckte den Kopf darunter. Das Licht blieb brennen. Unter der Decke bockte ein wütender Leib, und sie stieß mit den Füßen gegen die untere Bettwand.



Minne hatte bis tief in den Tag hinein geschlafen. Trotz der geschlossenen Vorhänge war es im Zimmer hell. Einen Augenblick dachte sie nach, und ihr fiel das Lied ein, das der schwarze Sänger ihr mit seiner holdseligen Stimme ins Ohr gehaucht hatte. Da dehnte und reckte sie sich, legte sich noch einmal in die Kissen, schloß die Augen und lächelte vor sich hin. Plötzlich fuhr sie auf und rief:

— Schläfst du noch? He!

Sie setzte sich aufrecht, daß das Nachthemd, das sie niemals schloß, ihr ganz über die Schultern niederglitt und sie halb entblößte:

— Donnerwetter nochmal, antworte doch!

Mit einem Satz sprang sie aus dem Bett, die letzte

Faulheit abzuschütteln, und lief in bloßen Füßen zur Tür. Sie wollte gut mit ihm sein, denn sie mochte traurige Gesichter nicht um sich haben, dazu war man nicht auf der Welt! Ehe sie öffnete, dehnte sie sich noch einmal, indem sie wieder an den Sänger dachte: ‚Eigentlich ist es doch herrlich auf der Welt.‘ Dann öffnete sie und pfiff, um Herrn von Proveis zu wecken und guter Laune zu machen, das Signal Reveille, das sie von ihm kannte. Das Bett war leer. Sie blickte sich um: Papiere lagen umher. Sie setzte sich auf den Bettrand, stemmte die Hände rückwärts auf, und dabei fühlte sie die kalten Kissen. Dann sah sie zum Waschtisch: Was, Schwamm, Seife, Zahnbürste nicht da? Sie blickte zum Kleiderschrank, auf dem sein Koffer und seine Handtasche aufbewahrt wurden — weg.

— Nanu!

Sie riß die Fächer auf — alles leer. In der aufsteigenden Wut, die sie überkam, rief sie ganz laut:

— Esel!

Sie öffnete den Schrank: nur ein paar Kleiderbügel baumelten bei der Erschütterung. Mein Gott, viel hatte er ja nicht gehabt. Das bißchen Zivil! Er wollte ja immer sparen! Als ob das Leben dazu da wäre. Sie lief in ihr Zimmer zurück und warf sich auf ihr Bett, das ihren Rücken wohlig wärmte. Dann dachte sie nach: . . . Er war fort. . . . Ihr fiel ein, sie hatte ihn ja gestern aufgefordert, zu gehen. Ganz klar war es ihr nicht, denn der Wein hatte ihr in den Gliedern gelegen, und sie fühlte noch jetzt einen faden Geschmack auf der Zunge. Sie trat an den Waschtisch, spülte sich den Mund, dann wusch sie sich und zog sich an, in rasender Hast, um auf den Bahnhof zu gehen, vielleicht erwischte sie ihn noch. Sie ahnte es: er wollte zu seinen Eltern, diesen dummen alten

Philistern, die tausend Jahre zurück waren. Und sie ärgerte sich darüber, daß es hinter ihrem Rücken geschah. Er mußte sie um Erlaubnis bitten, dieser schlappe, feige Bengel, der sich hatte durchwichsen lassen! Nein, vor dem konnte sie keine Achtung haben, und — seltsamer Widerspruch — sie konnte Reiß nicht hassen. Es war eigentlich großartig gewesen, wie der gewaltige Kerl dagestanden hatte.

— Ach was — und sie machte eine Handbewegung, als schöbe sie etwas fort.

Aber je mehr sie sich dem Zentralbahnhof näherte, desto langsamer wurde ihr Schritt. Sie hatte eigentlich gar keine Lust, Herrn von Proveis zurückzurufen. Er war kein Mann. Sie hätte mal einer prügeln sollen — mit der Hutnadel hätte sie ihn erstochen. Der Platz weitete sich. Am Bahnhof fuhren unausgesetzt Hotelomnibusse, Automobile, Droschken vor. Gepäckträger kamen und luden ab. Da dachte sie: ‚ach was, wenn er fort will, wirst du ihn nicht halten. Einen Menschen halten? Hoho!‘ — und mit einem Male machte Minne kehrt.

Sie ging über den Lenbachplatz immer weiter die Straße hinab. Am Hildebrandbrunnen rauschten die Wasser und glitzerten in der Sonne, die schon warm schien, obwohl die Bäume kaum die ersten Triebe zeigten. Minne dachte an den Sänger. Immer wieder klang seine süß verschleierte Stimme in ihrem Ohr. Vielleicht war er zu Hause? Sie wußte Straße und Nummer. Sie wollte doch einmal sehen, wie es ausschaute dort. Als sie vor der Tür stand, hörte sie dahinter Stimmen. Sie strengte sich an zu lauschen, konnte aber nichts verstehen. Da ging die Tür auf: eine große Dame mit rotem Haar, eine Art Automobilschleier wie einen russischen Baschlik

um Kopf und Hals geschlungen, trat heraus. Der Sänger küßte ihr die Hand. Als die Dame Minne sah, eilte sie, ohne sich umzublicken, die Treppe hinab.

Vincenz Gamper trat einen Schritt zurück:

— Sie?

Einen Augenblick darauf schloß sich hinter ihr die Tür. Die Möbel neuesten Stils, in blau getönter Eiche, waren kastenartige Dinger, die in ihrer stämmigen Untersetztheit, in ihren Bogen und Säulen etwas Romanisches an sich trugen. Die Wände waren bedeckt mit welkenden Kränzen, daran riesige Atlasschleifen hingen mit Worten der Widmung. Ein Flügel stand am Fenster. Daneben ein Sofa mit einer verwirrenden Anzahl von Kissen, wie ein Steinhaufen übereinandergeworfen. Minne, zuerst etwas unsicher, gewann sofort ihre Haltung zurück:

— Ah, Sie hatten Besuch?

Vincenz Gamper sang mit halber Stimme, als markiere er auf der Probe:

— Nie darfst du mich befragen . . . — dann machte er eine merkwürdige Bewegung mit steifer Hand zum Sofa. Minne setzte sich. Er nahm auf dem Klaviersessel Platz.

In einer jähen Anwandlung von Eifersucht sah sie ihn forschend an:

— Und wenn's mich nun interessiert, wer die Dame ist?

Er strich sich das Lockenhaar zurück:

— Diskretion Ehrensache.

Sie zeigte lächelnd die Zähne, aber ihr Fuß wippte ungeduldig unter dem Kleide:

— Nein, mit einem Scherze kommen Sie nicht davon.

— Bitte, das ist kein Scherz! 's ist mein voller Ernst!

— Wieso?

— Wie sollt ich Vertrauen genießen, wenn i net verschwiegen wär'?

Minne faltete die Hände über dem Knie:

— Wieso Vertrauen?

Er drehte sich mit einem Ruck auf dem Klaviersessel herum, die Beine in der Luft, daß die große Holzschraube in der Mitte ächzte, dann glitten seine Hände, Septimenakkorde auflösend, über die Tasten, wie einer, der zeigen will, daß er Klavier spielen kann.

Minne aber sprang auf und umfaßte seine Schultern:

— Nein, wir wollen nicht scherzen! Sagen Sie, wer war die Dame?

Er sang ein langgedehntes Lachen, klomm höher und höher hinauf und endete, mit einem leicht angesetzten und doch zum Schmettern anschwellenden so hohen Ton, daß Strahlen über sein Gesicht ging, als wollte er sagen: ‚Na, das soll mir mal einer nachsingen.'

Aber sie bat wieder:

— Bitte, bitte, wer ist die Dame?

Als er weiter sang, versuchte sie es anders. Sie legte ihre Wange an die seine, daß sein schwarzes Haar sich mit ihrem hellblonden vermischte und seine dunkle Gesichtsfarbe seltsam von ihrer milchweißen Haut abstach. Im gleichen Augenblick fuhr er herum, und die beiden Menschen hielten sich umklammert. Er suchte ihren Mund und fand ihn. Bei der hastigen Bewegung ächzte der Stuhl. Der Sänger sprang auf und zog sie auf das Sofa mit den hoch aufgebauten Kissen, das gleichsam eigens zu solchem Zwecke unmittelbar daneben stand. Minnes Muff fiel herab. Der Sänger kniete nieder und erstickte Minne mit seinen Küssen. Dann ließ er sie jäh los, nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände, entfernte seinen Kopf ein Stück von ihr, drängte

den ihren noch weiter zurück, sah sie an, und seine schwarzen Augen leuchteten:

— Bist du a süßer Fratz —

Dann näherte er seine Lippen den ihren, und sie saugten sich ineinander.

Als nach einer Weile die enge Umschlingung sich löste, küßte sie ihn auf die Wangen, strich ihm über die Stirn, glättete mit ihrem Munde spielend seine Augenbrauen, einmal rechts, einmal links, und endlich drückte sie einen leisen Kuß auf die geschlossenen Lider. Er legte den Kopf an ihre Schulter und blieb unbeweglich. Sie riß den Handschuh herunter und ließ ihre Finger durch seine Locken gleiten, glättete sie, verwirrte sie, glättete sie von neuem. Er hatte die Augen geschlossen, er schien beinahe zu schlafen. Da hauchte sie ihm schmeichelnd ins Ohr:

— Wer war's?

Aber der scheinbar Ohnmächtige schüttelte seine Locken:

— Geh, laß mich aus —

Sie klammerte sich an ihn. Doch er machte sich los, stand auf, und seine glatte Stirn ward kraus:

— Man muß doch Grundsätze haben! Nein, fällt mir gar net ein, i sag 's net.

Minne umfaßte ihn von neuem und preßte ihn an sich, daß er kaum atmen konnte. Sie bot ihre sinnenfälligste Überredungskunst auf, und in ihrem Ton klang alles, was sie bisher gehabt, um einen Mann zu gewinnen. Sie krallte nach ihrer Art die Nägel in des Sängers Arm. Die enggefügten, weißen Zähne wurden bloß, die Sehnen ihres Halses lagen wie Stränge, ihre Augen glühten, und sie fragte wie befehlend:

— Ich will es wissen! Wenn du mich liebst, sage mir's. Das soll der Beweis sein. Ich sage es niemand

wieder. Ist mir ja auch ganz gleich. Nur daß ich weiß, daß du Vertrauen zu mir hast.

Er hielt ihren Blick ruhig aus, seine schönen schwarzen Augen bekamen einen seltsamen, scharfen, fast lauernden Ausdruck. Er kniff die Lider zusammen und sagte mit breitem Lächeln:

— Hast du nicht Vertrauen zu mir?

Etwas unsicher sah sie ihn an:

— Waaaa—was?

Nun entfernte er wieder ihr Gesicht von dem seinen, mit ausgestreckten Händen. Dann sah er sie zwingend an:

— Hast du nicht Vertrauen zu mir?

Zögernd sagte sie:

— Ja . . .

— Nur so . . . ja . . .?

— Ja, ja, ich habe es!

Er riß sie an sich:

— Liebst du mich?

— Ja.

— Dann mußt mir auch blind glauben, dann darfst net fragen. Begreifst net?

Sie fühlte sich in seiner Gewalt und merkte an der Anspannung seiner Muskeln, daß in diesem süßen Sänger Kraft und Willen steckte. Sie ahnte dunkel, sie könne ihm nicht widerstehen, sie sah nur dieses glatte Lippenpaar vor sich und diese glänzenden, schwarzen Augen, die wie aus Glas schienen, rätselhaft, daß es sie glühend bitter plagte: was mag dahinter sein? Da umgriff er sie plötzlich, die kleine, zarte Figur, und hob sie empor, nicht viel anders, als es in fernen guten Stunden der Riese getan hatte. Aber nicht weich und zärtlich, einer Mutter gleich, wie es des gewaltigen Mannes Art gewesen, sondern ein brünstiges

Tier, das Männchen, am Ende aller Ende dem Weibchen doch überlegen. Mit ein paar Schritten trug er sie zum Sofa, und sie vergruben sich in den Kissen. — — —

Als Minne vor dem Spiegel den Hut, der sich verschoben hatte, gerade rückte, erzählte sie mit ruhigen Worten, Herr von Proveis sei abgereist. Doch es schien keine besondere Wirkung auf den Sänger auszuüben, und sie war ein klein wenig enttäuscht. Sie lud ihn zu sich ein. Er nahm vom Schreibtisch eine Art Kalender und blätterte darin, etwa wie ein Zahnarzt, der die nächste Sitzung bestimmt. Dann schüttelte er seine Mähne, fuhr sich mit den auseinandergespreizten Fingern durch das Haar und brachte Minne zur Tür.

Im Augenblick des Scheidens flüsterte sie ihm plötzlich zu, eine Überrumpelung, denn sie meinte, nun müsse er aus Dankbarkeit antworten:

— Wer war's?

Er machte ein entschlossenes Gesicht:

— Was hast gesagt? — Vertrauen! Was würdest du sagen, wenn ich von dir tät reden? Na also!

Er öffnete die Tür. Sie fühlte etwas Seltsames, Fremdes, Neues in ihr, als sei ihr Wille geknickt. Sie mußte sich ihm beugen, diesem Manne, der, sie wußte nicht wie, ihre höchste Leidenschaft entfacht. Und sie schlug die Augen nieder:

— Verzeih, sei nicht bös.



— Der Rotwein muß warm sein und der Sekt kalt, nicht umgekehrt, Anna. Die Austern werden gleich aufge-

macht geschickt, Sie müssen sie sofort aufs Eis legen. Herr Gamper hält sehr darauf.

Das Mädchen sah Minne so töricht an, als könne es just das Gegenteil verstanden haben. Minne aber ging in den Raum, wo Herr von Proveis geschlafen hatte. Er war zum Eßzimmer umgestaltet. Dort stand der Tisch gedeckt. Sie sah noch einmal nach, ob alles in Ordnung sei, dann begann sie sich in ihrem Schlafzimmer umzuziehen. Sie stand vor dem geöffneten Schrank, schob ihre Kleider, die meist noch aus der Zeit ihrer Ehe stammten, hin und her, bis sie ein ausgeschnittenes wählte. Das warf sie aufs Bett. Sie schleuderte ihre Pantoffel in eine Ecke, und nachdem sie sich der Taille und des Rockes entledigt, stand sie vor dem Waschtisch und begann sorgfältig Arme und Schultern zu waschen, abzuseifen und mit Kleie zu reiben. Dazwischen sah sie immer in das Spiegelglas, betupfte ihr Haar, legte die Zähne aufeinander und öffnete die Lippen, um ihr glänzendes Gebiß zu betrachten.

Gerade als sie die Pantoffel mit Lackschuhen vertauschte, die sie nicht allein schließen konnte, weil sie sich im Korsett nicht gern bückte, klingelte es draußen. Sie horchte, aber sie vernahm nichts. Endlich ging die Tür. Im selben Augenblick erkannte sie die Stimme ihrer Mutter. — Minne zögerte einen Augenblick, was sie tun sollte. Das war doch der ungelegenste Moment, und sobald würde die Mama nicht gehen, denn sie hatten sich seit der Katastrophe nicht gesehen. Aber es blieb Minne keine Wahl, so sagte sie hastig zur meldenden Anna:

— In den Salon.

Sie nahm das Kleid, das sie eben erst ausgezogen, es schien ihr zu elegant. Darum griff sie das älteste Straßenkleid heraus, das sie besaß. Sie streifte die Lack-

schuhe wieder ab und fuhr in ein Paar abgetragene Halbschuhe, deren Bänder sie nicht einmal schloß. Dann warf sie eilig alles in den Schrank, drückte ihn zu, huschte in rasender Hast zur Tür und trat langsam ein.

Einen Augenblick blieb sie stehen. Sie wollte warten, bis ihre Mutter spräche. Frau Eilers schien unverändert. Sie hatte einen breitrandigen, zu jugendlichen Hut auf, eine heitere, weiße Spitzenkrawatte an. Der Kummer um das Schicksal der einzigen Tochter hatte keine Spuren hinterlassen. Aber sie hielt es für nötig, ein trauriges Gesicht zu machen, öffnete nicht die Arme, sondern sagte nur:

— Minne!

Minne, die immer daran dachte, daß ja nicht die väterliche Geldquelle versiegen sollte, blieb demütig mit gesenkten Augen stehen.

— Minne, — klang es noch einmal.

Minne senkte den Kopf tief. Dabei schoß ihr der Gedanke durchs Hirn: ‚Es ist doch eine lächerliche Komödie.‘

Sie hätte am liebsten gesagt: ‚Mama, wir kennen uns ja, tu doch nicht so!‘

Aber sie bezwang sich, denn während sie tiefgebeugt dastand, kam ihr die Hoffnung, bei der Gelegenheit vielleicht ihre Rente etwas vergrößern zu können.

Endlich ging Frau Eilers auf ihre Tochter zu und nahm ihre Hände.

Minne überkam dabei eine solche Lust zu lachen, daß sie kaum imstande war, sich zu beherrschen. Sie rang mit sich, wagte nicht zu atmen und preßte den Brustkasten zusammen, daß sie einen roten Kopf bekam und ihr in dem wütenden Kampf zwischen Lachreiz und Ernst-bleiben-müssen die Augen naß wurden. Nun hob sie die Stirn, und als

ihre Mutter die Tropfen an den Wimpern sah, lagen sich beide in den Armen. Auch Frau Eilers fing an zu weinen. Als Minne die Tränen ihrer Mutter sah, kam für einen Augenblick Weichheit über sie. Der Kummer der ihr im Grunde wesensähnlichen Frau, mit der sie soviele Jahre geteilt, löste in Minne ein niegekanntes Gefühl aus: eine Art Mitleid. Doch es war ein Mitleid nur halb mit der Mutter, halb aber mit sich selbst, mit ihrer traurigen Lage, mit Geldknappheit und allerlei Sorgen des Tages. Sie fühlte sich zum ersten Male unglücklich. Kein Schmerz war es, der die Tiefen eines Menschenherzens aufwühlt. Es war der Drang zum Weinen. Eine jähe Abspannung der Nerven.

Und Tochter und Mutter hielten sich umhalst und schluchzten laut und lange.

Minne stöhnte:

— Mein Gott, mein Gott, wer hätte das einmal gedacht!

Die Mutter forschte:

— Mein armes Kind, wie geht dir's denn?

Minne machte ein verächtliches Gesicht und zuckte die Achseln.

Frau Eilers fragte:

— Du hast doch das Geld immer bekommen?

Minne zog ihrer Mutter Hände an die Lippen:

— Ja, Mama, ich danke dir, ich danke dir vielmals.

Da das Gespräch nun erlahmte, Frau Eilers sich schnaubte und die Augen tupfte, sagte Minne dumpf:

— Was hätte ich sonst anfangen sollen?

Frau Eilers blickte sich im Zimmer um:

— Da sind ja alle deine Sachen! Ach, ich weiß noch, wie wir sie zusammen gekauft haben!

Sie nickte traurig. Aber Minne wollte nicht von dem Gesprächsgegenstand abkommen:

— Jetzt, wo ich mich selbst um jede Kleinigkeit kümmern muß, sehe ich erst, wie teuer alles ist.

— Ja, die Schneiderinnen sind kaum noch zu bezahlen.

Minne erhob sich und ging auf und nieder, als wollte sie auf ihr altes Kleid aufmerksam machen. Sie lachte höhnisch:

— Ach, Schneiderinnen! Wer daran denken könnte! Man muß eben sehen, wie man haushält mit seinen paar alten Lumpen!

Nun betrachtete Frau Eilers ihre Tochter:

— Minne, das hattest du ja noch als Mädchen! Das mit dem braunen Einsatz. Mein Gott, das habe ich aber nicht gedacht.

Wie in alten Zeiten begannen sie von wirtschaftlichen Dingen zu sprechen, obgleich sie im Grunde genommen beide nichts davon verstanden und Mutter wie Tochter stets das Doppelte von dem verbraucht hatten, was notwendig gewesen wäre. Minne klagte wieder, alles sei so teuer. Dann führte sie Sachen an, die, wie sie wußte, ihre Mutter gern aß, und schloß mit höhnischem Bedauern:

— Ach Gott, daran ist ja nicht zu denken!

Frau Eilers sah sie erschrocken an:

— Aber Minne, was eßt ihr denn dann?

— Ihr?

— Nun ja. Ihr. Er. Der da . . .

Die Wut kam jäh über sie:

— Nein, Kind, warum mußte dieser unselige Mensch in dein Leben treten? Du weißt ja gar nicht, wie gut du es hattest . . . Wir könnten dich vielleicht etwas besser

stellen, — du weißt übrigens, daß Papa mir keinen Einblick in seine Finanzen gibt, — aber nur, wenn dieser Mensch nicht da wäre. Papa sagt, für dich ist es genug, und einen Fremden mitfüttern tut er nicht, denn . . .

Minne unterbrach sie hastig:

— Welcher Fremde denn?

Die Mutter blickte scheu nach der Nebentür und flüsterte:

— Dieser entsetzliche Mensch, der unser aller Elend und Unglück geworden ist.

— Er ist aber doch nicht da —

— Was — — nicht . . . ja, wieso denn . . .?

— Ich bin ja allein —

Mit einem Jubelschrei nahm die Mutter ihre Hand:

— Ihr seid getrennt?

— Nun ja, ich habe mich vergangen, ich habe eine Dummheit gemacht, gewiß, eine riesige Dummheit! Aber ich habe auch gebüßt. Ich bin ganz allein und schlage mich durch, — o Mama, du hast keine Ahnung, wie.

Frau Eilers stürzte ihrer Tochter in die Arme:

— Minne, Minne, dann komm, — komm! — Komm gleich mit. Papa ist im Hotel: Er wollte dich nicht sehen, wegen dieses Mannes. Er weiß nicht, daß ich hier bin. Komm gleich mit und sage ihm, was du mir eben gesagt hast! Vielleicht verzeiht er dir dann! Ist das eine Freude!

Minne dachte: in einer halben Stunde ist der Sänger da, aber ich muß zu Papa, ich darf mir das nicht entgehen lassen. Und sofort rief sie:

— Mama, einen Augenblick, ich ziehe mich nur an.

Damit lief sie hinaus in die winzige Küche:

— Anna, ich muß dringend fort. Wenn Herr Gamper

kommt, geben Sie ihm Zigarren — die neue Schachtel. Aber aufmachen vorher! Sie steht auf dem kleinen Tisch am Fenster. Dann setzen Sie ihm Rotwein vor, aber warm! Kalten trinkt er nicht. Und sagen Sie ihm, ich ließe schön bitten, er möchte einen Augenblick warten, es wäre etwas sehr Dringendes. Und er würde sich sehr freuen darüber.

Sie huschte in ihr Schlafzimmer, setzte den Hut auf und warf einen Umhang um, denn sie schämte sich, in dem alten Kleide zu gehen.

Einen Augenblick darauf fuhren Mutter und Tochter mit der Droschke, die unten gehalten, zum Hotel Leinfelder am Lenbachplatz, wo der Geheimrat seit seinen Jugendjahren abzusteigen pflegte.

Frau Eilers ging erst einen Augenblick allein hinein. Minne wartete. Ihr klopfte das Herz. Als Frau Eilers sie hereinrief und das Licht über ihres Vaters Kopf fiel, sah sie, daß er sehr viel weißer geworden war. Minne erwartete einen Zornausbruch, doch der Geheimrat ging ihr ruhig entgegen, ein wenig unbehilflich, etwas gebückt, wie sie ihn nicht kannte. Er küßte sie nicht, er gab ihr nur die Hand, und sie blieb etwas steif stehen.

— Wie ich von deiner Mutter höre, ist der Mann, der so großes Unglück über uns alle gebracht hat, nicht mehr in deiner Nähe. Ich billige das. Setze dich.

Sie nahmen Platz. Zwei Betten standen ins Zimmer hinein, daneben führte eine Tür zum Bad. Der Geheimrat setzte sich auf die äußerste Kante des Stuhles; während er weitersprach, klopfte er mit einem Bleistift unausgesetzt auf die Tischplatte:

— Daß du dich dieses Menschen, der mit dir gegen Gesetz und Vernunft gehandelt hat, entledigtest, ist mir

eine große Genugtuung zu vernehmen. Ich wiederhole es dir.

Plötzlich stand er auf, und während Minne, die nicht recht wußte, was geschehen sollte, sich zögernd erhob, drückte er ihr einen Kuß auf die Stirn. Dann setzte er sich wieder, etwas schwer und gebeugt, und Minne sah mit Staunen, wie ihr Vater gealtert war. Er fuhr fort, als halte er eine Vorlesung:

— Solange dieser Mensch sich in deiner Nähe befand, war es für deine Eltern unmöglich, sich dir zu nähern. Man findet häufig, daß der Rausch zu Ende geht, sobald der eine Teil die geistige Unzulänglichkeit des andern zu erkennen beginnt. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß du jetzt nicht einmal mehr begreifst, wie du dazu gekommen bist, mit diesem Manne die Ehe zu brechen. Ich habe es schon deshalb nie verstanden, weil er in der Tat ein Mensch von keinem positiven Wissen gewesen ist. Auf die Dauer halte ich aber eine Unterhaltung mit einem geistig Minderwertigen nicht für durchführbar.

Er bekam einen Hustenanfall und stand auf, während Frau Eilers leise zu ihrer Tochter sagte:

— Papa geht es gesundheitlich nicht besonders. Er ist immer erkältet. Wir sind deshalb auf dem Wege nach Italien. Dein Vater ist sehr gut jetzt gegen mich, er tut alles, was ich wünsche, ich kann mich nicht über ihn beklagen. Der Kummer um dich hat ihn zu mir geführt.

Minne war einen Augenblick ernst geworden. Die sichtliche Veränderung, die mit ihrem Vater vor sich gegangen war, beschäftigte sie gleich einer seltsamen Erscheinung unter Menschen. Sie fragte sich: ‚Mein Gott, altert man denn so schnell?‘

Der Geheimrat verschwand im Badezimmer, und man

hörte ihn dort fürchterlich husten. Frau Eilers begann, ohne nach ihrer Tochter zu fragen, von sich selbst zu erzählen: von ihren Toiletten, von neuen Einkäufen, welche Bekanntschaften sie in Italien gemacht.

Minne nickte zerstreut. Der Gedanke ließ sie nicht los: jetzt saß Vincenz Gamper zu Haus und wartete. Sie zog verstohlen die Uhr. Aber die Mutter achtete nicht darauf, sondern erzählte immer weiter. Nun vom Lieserschen Kreis. Nichts hatte sich verändert: Melpomene war gewöhnlicher und eifersüchtiger denn je auf ihren ‚Gatten', der Dramatiker dagegen schien immer hagerer und eleganter zu werden. Sein Drama ‚Inzucht', mit unglaublicher Schärfe geschrieben, hatte eben einen stürmischen Erfolg davongetragen. Frau Bröking war noch weißer geworden, ihr Mann stand als Künstler ganz auf dem Gipfel. Bensemann war das reine Weinfaß. Bei Geheimrätin Lieser hatten diesen Winter wieder ein paar Franzosen die früheren abgelöst, und er hatte einen Christus mitgebracht in Zellenschmelzarbeit, der etwas ganz Außerordentliches sein sollte. Frau Eilers wußte nur nicht, ob romanisch oder barock; in diesen Dingen war noch immer keine Ordnung in ihren Kopf gekommen.

Minne saß auf Kohlen. Aus dem Badezimmer klang eben wieder ein Hustenanfall, und sie dachte: wenn es noch länger dauert, läuft der Sänger fort.

Die Begierde nach ihm ward so brennend, daß sie alle Nützlichkeitsgedanken überwog. Falls der Vater gesagt hätte, du bekommst das Doppelte, wenn du bleibst, wäre sie imstande gewesen zu erklären: ‚nein, ich muß fort.'

Sie stand auf, legte ihren Kopf an der Mutter Wange und flüsterte ihr ins Ohr:

— Mama, bitte, laß mich nach Haus, ich kann's nicht mehr aushalten.

Frau Eilers suchte sich los zu machen und ihr ins Gesicht zu sehen:

— Was ist denn?

Aber Minne hielt sie krampfhaft fest:

— Ich kann nicht mehr! Das krempelt einen ja ganz um! Ihr habt ja keine Ahnung, was ich durchgemacht habe. Morgen komme ich wieder. Für heute sind meine Nerven fertig. Laß mich gehen, Mama. Ich komme morgen. Wann du willst!

Frau Eilers meinte erstaunt:

— Wir reisen mittags weiter!

— Also um zehn.

— Nein, wir fahren um elf!

— Also um neun!

Frau Eilers wollte noch etwas sagen, doch ihre Tochter kniete mit einem Mal auf dem Teppich, küßte ihrer Mutter Hände, und im nächsten Augenblick war sie davon.

Dann raste sie die Treppe hinunter, am Kellner und Portier, die am Eingang standen, vorüber, zum nächsten Droschkenstand.

Zu Hause angelangt, war ihre erste Frage:

— Anna, ist er noch da?

Bei der bejahenden Antwort stürzte sie in ihr Schlafzimmer, riß das ausgesuchte Kleid heraus, und während sie sich die Taille ordnete, kniete das Mädchen am Boden und band ihr die Lackschuhe zu. Dann glitt Minne mit einer Hasenpfote über Gesicht, Arme und Brust und öffnete die Tür.



Minne hatte bis in den Tag hinein geschlafen. Sie war wütend über sich selbst. Ihr klopfte das Herz, als sie ans Hotel kam, denn schon stand der Omnibus da. Eben wurden ihres Vaters Koffer aufgeladen, mit der eigentümlichen griechischen Kante in rot und weiß, die er als Erkennungszeichen auf sein Reisegepäck malen ließ. Der Portier sagte:

— Die Herrschaften werden gleich herunterkommen, es ist Zeit zur Abfahrt.

Der Geheimrat hatte schon den Überzieher an und den Hut auf. Frau Eilers war außer sich:

— Aber Minne, um neun hatten wir doch gesagt!

Minne verbarg ihren Ärger und tat ganz erstaunt:

— Neun? Ich hatte verstanden um elf.

Der Geheimrat rief, ohne seiner Tochter guten Morgen zu sagen:

— Um elf geht der Zug!

Dann ging er von einem Möbel zum andern und zog alle Fächer auf, um zu sehen, ob nichts liegen geblieben sei. Minne aber senkte die Augen:

— Das tut mir leid! Ich hatte bestimmt verstanden um elf. Ich bin nur früher gekommen, weil ich es nicht mehr aushielt, ohne euch zu sehen!

Frau Eilers flüsterte mit Minne etwas, es sei vielleicht möglich, einen Tag später zu reisen. Sie meinte, ihr Mann habe es nicht gehört. Doch der Geheimrat schob das Fach des Nachtkästchens mit Gewalt zu und drehte sich um:

— Die Billetts sind genommen. Es wird gefahren!

Sie stiegen die Treppe hinab. Minne folgte, indem sie ab und zu ein Gähnen in ihrem Muffe verbarg. Im Omnibus erklärte Frau Eilers ihrer Tochter noch einmal,

wie glücklich sie wären, daß die Beziehungen zu Herrn von Proveis geendet hätten. Sie beugte sich vor zu ihrem Mann:

— Ich sage ihr eben, wie du dich freust, daß es aus ist.

Doch der Geheimrat hatte sich über die Unpünktlichkeit seiner Tochter geärgert:

— Die Menschen ändern sich nicht. Im Grunde ist sie die gleiche geblieben. Sie hätte Gelegenheit gehabt, mit ihren Eltern ihre Zukunft zu besprechen, aber sie hielt es nicht einmal für nötig zu kommen. Wir werden also nicht darüber sprechen.

Dann nahm er, ohne auf seine Tochter zu achten, sein Notizbuch heraus und schrieb sich die Hotelrechnung auf und die Höhe der gezahlten Trinkgelder.

Den ganzen Weg bis zum Bahnhof schwatzte Frau Eilers. Sie kam vom Hundertsten ins Tausendste, dabei jammernd, daß nicht genug Zeit sei und sie noch so viel zu sagen hätte. Auf dem Bahnsteig ging die Unterhaltung fort. Der Geheimrat war eingestiegen und blieb im Wagen sitzen. Er meinte, es zöge draußen. Frau Eilers aber ging, da noch über zehn Minuten Zeit war, mit Minne auf und nieder. Zwischen allerlei Weltlichkeiten und der Schilderung der kommenden Italienreise wurden ihre Augen feucht, im Gedanken, der ihr offenbar bei dem ganzen Eheschiffbruch der wichtigste schien:

— Und der Mann war so reich! Es ist zu traurig!

Minne wußte nicht, wie ihrer Eltern eigentliche Stimmung ihrem ehemaligen Manne gegenüber war. Darum ließ sie ihre Mutter ruhig weiter erzählen, Doktor Heinrich Reiß habe wieder einmal geerbt. Man sprach von eineinhalb Millionen, na, und wenn's nur eine oder gar

nur eine halbe Million wäre, es sei doch wirklich ärgerlich! Der Ärger bedeutete offenbar nur: ‚Minne, wenn du dich nicht hättest erwischen lassen, so hättest du jetzt das Geld.‘

Als schon zum Einsteigen gerufen wurde, flüsterte Frau Eilers ihrer Tochter ins Ohr:

— Heinrich ist wirklich so gut. Ich glaube, wenn du ihn recht um Verzeihung gebeten hättest . . .

Minne ließ ihrer Mutter Arm los:

— Mama, was geschehen ist, ist geschehen! Hältst du mich für so schlapp? Als ob das Leben nur eine Möglichkeit böte! Gebt mir ein bißchen mehr . . . Mama, sage es Papa auf der Reise, stimme ihn gut! Nur ein bißchen mehr Geld! Dann werde ich mir mein Dasein schon machen . . . Mama, ich hatte wirklich verstanden um elf! Mein Gott, wenn's nach mir gegangen wäre, ich wäre um sieben gekommen. Nur gestern abend konnte ich nicht mehr! Glaubst du, daß das alles so spurlos vorübergeht? Ich bin kaputt! Ich bin krank gewesen die ganze Zeit! Ich habe es nur nicht geschrieben aus Schonung für euch!

Aber ehe Frau Eilers etwas erwiderte, drängte schon der Schaffner so sehr zum Einsteigen, daß die beiden sich nicht einmal mehr küssen konnten. Die Tür schlug zu, und während der Zug sich in Bewegung setzte, kämpfte Frau Eilers mit verzweifelten Gebärden mit dem Fenster, das nicht aufgehen wollte. Minne lief ein Stück mit, aber sie sah nur noch den weiß gewordenen Kopf des Geheimrats, der eine Zeitung las und keinen Blick hinauswarf, seiner Tochter Lebewohl zu sagen. Minne machte ihrer Mutter ein Zeichen zum Vater hinüber, dann legte sie die Handflächen aneinander, als wollte sie sagen, bitte für mich, daß ich Zulage kriege.

Der Zug fuhr immer schneller. Minne blieb stehen. Die Schlußscheibe am letzten Wagen ward kleiner und kleiner, bis sie sich ganz draußen verlor im leichten Nebel, der an diesem Morgen über München lag.



Er ließ die Riemen sinken, und das Boot glitt auf dem Seespiegel hin, der in der Sonne wie flüssiges Gold glänzte.

Minne saß hinten, die Hände rechts und links auf dem Bordrand ruhend, in den Fingern die Leine vom Steuer. Sie schloß die Augen und blinzelte gegen das blendende Licht. In der Entfernung zog mit leisem Räderrauschen ein Dampfschiff vorüber, das von der Starnberger Landungsbrücke in den See hinausstrebte, und auch hinter ihnen hörten sie Räderklappern vom Undosa-Wellenbade, dessen Maschinen das Wasser in Bewegung setzten. Der Sänger rückte den Strohhut ins Gesicht, gähnte und reckte die Arme. Als ein leiser, erfrischender Lufthauch die Sonnenglut kühlte, wandte er sich mißmutig herum, nahm seinen Rock und hing ihn sich über. Dann sah er nach der Uhr. Minne aber lehnte sich ganz zurück, rutschte ein Stück auf dem Sitz nach vorn, streckte die Füße aus, daß die feinen Knöchel, die man durch die dünnen braunen Strümpfe schimmern sah, sich zeigten, dann ließ sie die Leine los und kreuzte die Arme hinter dem Kopf. Dabei spannte sich die Bluse über der Brust, ihr ganzer Leib hob und wand sich, und sie sagte mit halbgeschlossenen Augen:

— Ist das schön, ist das schön!

Es war in der Unrast, die sie verzehrte, einmal etwas ganz anderes, diese feierliche Stille auf dem See. Ihr kamen sentimentale Gedanken. Sie träumte etwas von stillem Glück, vor allen Menschen verborgen, sie freute sich auf den Abend am Wasser mit ihm allein. Plötzlich hob sie den Kopf ein wenig:

— Du, sing was!

Er verbarg ein Gähnen.

— Du, ein Lied!

Er schüttelte den Kopf. Sie richtete sich auf, rutschte vor, erhob sich und ging zu ihm. Als das Boot schwankte, machte der Sänger ein erschrockenes Gesicht:

— Paß doch auf . . .

Aber sie blieb stehen, dehnte und reckte sich und ließ sich von der Sonne bescheinen:

— Ach was, und wenn wir ins Wasser fallen, würde ich dich umschlingen und nicht mehr lassen! Hörst du, nicht mehr lassen, nie wieder.

Dann kauerte sie sich zwischen seine rechts und links aufgestemmten Beine und schmiegte sich an ihn, sich ganz klein machend:

— Ich habe dich ja so wahnsinnig lieb, so lieb, so lieb . . .

Plötzlich packte sie ihn beim übergehängten Rock:

— Könntest du mit mir sterben?

Er sah sie an, sie anredend, wie er sie alle nannte, denn das war das einfachste, und nie konnte eine Verwechslung geschehen:

— Geliebte, sag' doch nicht so entsetzliche Dinge.

Dabei warf er, um das Gleichgewicht besorgt, scheue Blicke auf das Wasser.

— Singe, singe, singe! Ich habe nie so eine Stimme gehört! Weißt du, wenn du singst, ist irgend was in mir, irgend was, daß ich verrückt werden könnte. Singe, singe mir was . . . singe das Lied:

— Sie hatte weiche Brüste —

Aber Vincenz Gamper riß sie fast grob aus der sentimentalen Stimmung:

— Mach doch keinen Unsinn, setz dich doch endlich amal.

Sie sagte enttäuscht:

— Ich mache doch keinen Unsinn. —

— Sitz ruhig, wir kippen sonst um.

Sie ließ sich auf die Kniee nieder. Der Schmerz, als die scharfe Leiste im Boot ihr durch das Kleid in die zarte Haut schnitt, tat ihr seltsam wohl.

— Warum willst du nicht singen?

— Erst setz dich vernünftig hin.

Sie erhob sich gehorsam. Er hatte so grillig gesprochen, und sie wollte doch den Tag, ihr Glück, die Liebe genießen. Sie ließ sich am Steuer nieder:

— Oder das andere: ‚Die Lüfte wehten so weich, so weich.‘

Er zog die Uhr. Seine Stirn wurde kraus:

— Ich muß heut' singen.

— Was denn?

Da wurde er ärgerlich, daß sie vergessen konnte, was doch das wichtigste war, sein Auftreten:

— Na, heute nachmittag sind doch die Festspiele . . .

Ganz enttäuscht sah sie ihn an:

— Heute?

Was, man wußte nicht, daß der Hofopernsänger Vincenz Gamper heute den Tannhäuser sang, im Prinz-

Regenten-Theater? Vincenz Gamper, dessen Name allein das Haus füllte? Und er antwortete gereizt:

— Wir werden bald zurückfahren.

In diesem Augenblick kam ein scharfer Windstoß über den See. Immer noch erquickend bei der Gluthitze auf dem Wasser. Der Sänger aber schlüpfte nun ganz in seine Jacke, zog ein Seidentuch hervor und band es um den Hals. Minne schmeichelte:

— Wir bleiben den Abend hier.

— A, gar kei Spur!

— Du, nur heute, nur einmal.

— Nein —

— Ich habe mich so gefreut! Wir sitzen am See zusammen und essen. Und beim Mondenschein fahren wir nach Haus.

— Heut' ist gar net Vollmond.

Aber sie ließ sich nicht werfen:

— Ob Mond oder nicht, wir lassen das Auto warten und fahren nachts zurück durch den Forstenriederpark. Ich habe mich schon die ganze Woche darauf gefreut.

Da richtete er sich heftig auf, ohne Rücksicht auf das Kippen des Bootes:

— Wo denkst denn hin, fallt mir net ein, wie steh ich denn da, wie soll ich mich denn entschuldigen? Zu spät kommen; nein . . .

Sie hatte einen neuen Gedanken:

— Wir telegraphieren, daß du krank geworden bist!

— I krank? I bin noch nie krank gewesen —

Dabei schlug er sich auf die Schenkel wie beim Schuhplatteln einst in Mittenwald oder Partenkirchen, wo man seine Stimme entdeckt hatte. Sie bat noch einmal. Er wurde plötzlich eklig:

— Na, na, da gibt's nix! I krank? Heiser? I werd mir net mei Zukunft ruinieren —

Minne rückte wieder ein Stück vor:

— Und ich?

Er rief sie an:

— Du? Bist net zufrieden? Ah, da kennst mi net, regieren laß ich mi net, ich habe eh keine Lust g'habt. I will dir's nur sagen, i bin nur mit heraus g'fahren, weil i dein Gesicht nicht mehr hab sehen können, daß du ruhig bist, verstehst mi?

Plötzlich wurde er ganz erregt, als sei er in Brot und Beruf bedroht:

— Du, das will ich dir nur gleich sagen, daß wir eins sind, daß du weißt, wie i bin: ich will vorwärts in der Welt, ich will nicht Stelle und Stimme verlieren, daß i wieder herumlaufen muß und . . .

Er schlug sich trommelnd mit alter Geschicklichkeit auf die Schenkel, als drehe er sich im Wirtshaus abends um ein Mädel wie ein Hahn um die Henne. Heftig tauchte er dann die Riemen ein und blickte sich mit wütend rollenden Augen um nach der Landungsstelle. Als Minne aber noch einmal begann, in schmeichelndsten Tönen, sie fühle sich nicht wohl, ihr bekäme die Automobilfahrt schlecht, er solle bei ihr bleiben, sie würde es ihm ewig danken, da wurde er grob:

— Herrgott Sakrament, dann bleib hier, und i fahr allein — und als fühle er sich bedroht in seiner Zukunft, setzte er ihr sein Programm auseinander, jetzt hochdeutsch redend, wie es ihn der Gesangslehrer und der Regisseur gelehrt und wie er immer sich bemühte zu sprechen, wenn er vom Berufe begann:

— Ich will vorwärts kommen. Meinst du, ich bleibe

hier, wenn mein Kontrakt zu Ende ist? Und wenn er's nicht ist, wollen wir mal sehen, was sich machen läßt. Da kommt Amerika! Ja, Amerika! Zehntausend Mark jeden Abend bekommt der Caruso. Schön ist die Stimme ja, aber den ‚Märchenreiz', hat der Generalmusikdirektor gesagt, wie ich ihn in der Kehle habe, den hat der Caruso doch nicht. Da hätte man bald ein Vermögen zusammen. Nein, nein, ich will meine Zukunft nicht zerstören! Was habe ich dann davon, wenn ein Bleigewicht von einem Weibsbilde an mir hängt? Da würde ich mich ja giften mein Leben lang. Du kennst mi net, du. J kann auch grob sein. —

Er bekam ein ganz rotes Gesicht. Eine Ader schwoll ihm über den Augen. Aber Minne wollte siegen. Es war doch einer wie der andere, und der unterlag gewiß! Sie stand wieder auf, und ohne Rücksicht auf das Schwanken des Bootes ging sie zu ihm, kauerte sich wieder hin, schlang die Arme um ihn und riß ihn zu sich:

— Du, so redest du nicht! Ich liebe dich, und ich laß dich nicht gehen. Da bist du an die Falsche gekommen. Ich laß dich nicht fort, du bleibst, hörst du —

Sie suchte mit ihren Lippen seinen Mund. Er wehrte sich, und das Boot schwankte hin und her, daß das Wasser klatschte und spritzte.

Er warf ängstliche Blicke um sich. Nein, nein, ertrinken wollte er nicht. Seine Zukunft stand vor ihm, alle die Mädchen und Frauen, der Beifall der rasenden Menge, wenn er sich auf der Bühne verneigte, und das Geld, das viele Geld — und Amerika! Und das jetzt alles im kalten Wasser begraben?

Er hielt also ruhig ihren Küssen stand. Sie zwängte ihm durch ihre Glut mit Gewalt die Lippen auseinander,

und er fühlte auf seinem glatten Gesicht bei ihrem tiefen Atmen den warmen Hauch aus ihren Lungen. Aber er blieb stark. Nur für den Augenblick wollte er nachgeben, hier war es zu gefährlich mit diesem verrückten Frauenzimmer, aber wenn sie an Land waren, würde er ihr schon seine Meinung sagen.

Darum zwang er sich zu einer Theatergebärde, die ihm sein Gesanglehrer und der Regisseur so schön beigebracht, griff sich an die Stirn, fuhr sich durch das Haar, daß der Strohhut hinten ins Boot fiel, dann sah er ihr ganz dicht in die Augen:

— Geliebte, du hast eine Macht! Setz dich schnell. Vielleicht können wir noch auf die Post.

Sie glitt vorsichtig auf ihren Sitz zurück. Er aber legte heftig die Riemen ein, daß das Wasser plantschte und spritzte. Als der Kiel auf den Sand schurrte, half er ihr galant an Land steigen, und sie hing sich bei ihm ein, in der Meinung, sie wollten zum Telegraphenamt gehen.

Doch als sie an der Automobildroschke vorüberkamen, die sie herausgeführt hatte, neben der eine Zigarette rauchend der Chauffeur stand, die Jacke etwas geöffnet, die Mütze im Nacken, wegen der brütenden Hitze, rief der Sänger ihn von weitem.

Der Mann kurbelte seinen Motor an, und Vincenz Gamper machte nur eine Bewegung mit der Hand, wie — fort, nach Haus. Dann setzte sich mit einem Ruck der Wagen in Bewegung und, zwischen den Gärten um die Ecken herum langsam rollend, tutend, ging es dahin, bis sie die freie Landstraße gewannen. Dort wuchs die Geschwindigkeit. Schließlich rasten sie dahin mit klapperndem Motor und surrenden Zündern.

Minne sah den Sänger an:

— Wir wollen doch telegraphieren?

Er zog ihre Hand durch seinen Arm, streichelte sie tätschelnd und antwortete mit größter Ruhe:

— Geliebte, die Pflicht ruft!

Aber sie versuchte alle ihre Mittel, sie umschlang ihn mit aller Zärtlichkeit. Er wandte das Gesicht ab, er wollte sich nicht küssen lassen, er mochte nicht weich werden. Da kam ihm ein Gedanke:

— Weißt was? Wir machen kehrt, i bring dich zurück. Du bleibst in Starnberg, ich fahr' hinein, singe, laß' das Auto gleich warten und fahr' zu dir hinaus. Dann wollen wir einen Abend feiern . . .

Er suchte seine ruhigen, schwarzen Augen zur Theaterglut zu stacheln, riß sie auf und blickte sie feurig an, indem er seine Hände zittern ließ.

Minne hatte ein dunkles Gefühl, es stimme etwas nicht, und ging auf seinen Vorschlag nicht ein.

Er hatte auch die Absicht, sie zu versetzen, er wollte sie abschütteln, und das schlechte Gewissen siegte über die schauspielerische Fähigkeit. Als er den Angriff abgeschlagen sah, lehnte er sich in seine Ecke und blieb regungslos sitzen, während der Wagen auf der langen geraden Straße durch den Forstenriederpark sauste. Ab und zu kam ihnen ein Auto entgegen, ein schwarzer Punkt, der wuchs und wuchs, ratternd vorbeischoß, eine Staubwolke gleich einer Brandungswelle ihnen entgegenschleudernd, daß beide den Kopf senkten und der Sänger das Taschentuch vor den Mund preßte, denn er wollte nicht husten. Bald machte der Wald freiem Felde Platz, einzelne Häuser schlossen sich bald zu Straßen zusammen, und sie mußten langsamer fahren, denn das Leben wuchs. Wie sie durch die innere

Stadt kamen, zog sich der Sänger immer mehr in seine Ecke zurück, um nicht zu nahe bei Minne zu sitzen. Dann ging es über die Isar, und draußen am Prinz-Regenten-Theater ließ er halten. Minne ärgerte sich, daß sie unterlegen war, doch sie wollte diesen Mann, der eine seltsame Macht über sie gewonnen, nicht reizen, denn sie mußten sich noch für den Abend verabreden. Als das Auto schon den Gang verlangsamte und die Bremsen leise knirschten, fragte sie noch schnell:

— Nach der Vorstellung?

Dabei nahm sie seine Hand wie ein Versprechen.

Er blickte ihr nicht in die Augen:

— Gewiß.

— Und wo?

Er öffnete schon den Schlag, so rief sie ihm noch zu:

— Am Bühneneingang erwarte ich dich.

Er nahm förmlich den Strohhut ab, dann ging er, den Kopf erhoben, dem Bühneneingang zu. Dort standen eine Menge Damen, um die eintretenden Künstler zu mustern. Durch sie schritt er hindurch, und wie sich die Neugierigen vorbeugten, hatte er ein kleines Siegerlächeln um die Lippen und warf Blicke rechts und links, daß die Frauenherzen heftiger klopften.

Minne ließ die Automobildroschke warten, ging an die Kasse und fragte, ob es noch ein Billett gäbe.

— Gewiß, sogar dritte Reihe — sagte der Kassierer freundlich. Der letzte Platz. Er sei zurückgegeben worden. Dann machte er sein Fenster zu, und die Tafel ‚Ausverkauft' erschien.

Minne nannte ihre Wohnung. Sie kleidete sich um in rasender Hast, dann versprach sie dem Chauffeur ein besonderes Trinkgeld, wenn er schnell fahre, und der legte

ein Tempo vor, daß man im Vorübersausen die wütenden Gesichter der älteren Leute sah.

Minne hatte nicht an das Zahlen gedacht. Als der Mann nun mit ruhigem Gesicht fünfzig Mark verlangte, ärgerte sie sich. Der Sänger hatte doch das Automobil genommen, aber allein der Gedanke an ihn brachte sie dazu, daß sie sogar noch zehn Mark Trinkgeld gab.

Als sie auf ihrem Platze saß in dem hohen, geschmackvoll einfachen Raum, dessen Sitze in einer Flucht, vom Orchester bis hinten zu der einzigen Logenreihe emporstiegen, als das Summen in den verschiedensten Sprachen um sie tönte, da hatte sie das Gefühl, als müßten alle Augen auf sie gerichtet sein, denn sie gehörte zum Tannhäuser von heute, Vincenz Gamper, zu dessen Ehre diese Leute alle nur gekommen waren. Und sie lauschte rundum auf die Unterhaltung, ob nicht sein Name genannt würde. Aber in dem Augenblick erlosch das Licht, und nun tönte aus dem verdeckten Orchester gleichsam mystisch die Ouvertüre.

Als der Vorhang sich öffnete, setzte sie das Opernglas an die Augen und reckte sich empor auf ihrem Sitz. Dort ruhte er zu Füßen der Frau Venus mit seiner wundervollen Gestalt, dem edlen Antlitz. Sie ärgerte sich fast über die Sängerin, an deren Kniee er den Kopf gelehnt hatte, aber ein Lächeln ging über Minnes Gesicht bei dem Gedanken: nach der Vorstellung ist die ganze Venusmacht zu Ende, dann zieht sich das dumme Weib um und geht nach Haus. Ich aber hole ihn ab! Und sie freute sich, als Tannhäuser sich von der Venus, die sie haßte, losriß, und wiederum ärgerte sie sich über Elisabeth, die seine Liebe gewonnen. Aber es war ja alles Theater! Und nach der Vorstellung . . .

Im Zwischenakte lichteten sich die Reihen: man ging

in das Restaurant. Minne ließ sich vom Publikum treiben. Sie merkte, daß ein paar Herren über sie sprachen. Im Vorbeigehen klang es ihr entgegen:

— . . . de beaux cheveux . . .

Als die Lichter beim Beginn des nächsten Aktes wieder dunkel wurden, war Minne zerstreut. Das Lied der Elisabeth langweilte sie sowieso, sie wartete nur, daß er auf der Bühne erschiene. Als er nun kam, ließ sie ihn nicht los mit dem Glase. Sie strengte das Ohr an, nichts vom süßen Wohllaut seiner Stimme zu verlieren, sie sah auf die Bewegungen seiner Hände, sie blickte auf seinen Mund, sie starrte auf seine Augen, und ein paar Mal war es ihr, als hätte sein schwarzer Blick sie getroffen. Dann ging es ihr durch und durch, in ihren Händen zitterte das Glas. Sie liebte diesen Mann anders als je etwas, das ihr Herz bewegt. Ihr Herz, nicht nur ihre Sinne. Sie hörte, wenn sie ihn nicht sah, immer seine leicht verschleierte Stimme, sie war wie ein kindisches Mädchen geworden, so daß sie die Operntexte, in denen er eine Rolle hatte, zu Hause las und immer wieder las und sich an banalen Versen des Textmachers berauschte, wie an Worten eines großen Dichters. Sie hatte das Gefühl, als sei durch diesen Menschen die Vergangenheit vergessen. Wenn sie sich manchmal des Riesen erinnerte, so sah sie ihn nur in einer einzigen Stellung: wie er den Leutnant züchtigte gleich einem Schulbuben. Des Offiziers aber entsann sie sich nur noch als des feigen Bengels, der seine Prügel hingenommen hatte.

Ihr Unglück war er geworden und doch ihr Glück, denn auf dem Umwege über sich selbst hatte er sie zu diesem Menschen geführt, der dort oben seine heißen Liebesworte hinaussang, Liebesworte, die nur ihr galten. Sie wollte ihm, wenn sie ihn abholte, keine Vorwürfe machen wegen

Starnberg, nein, er war ein gewaltiger, großer Künstler, sie wollte mit ihm zu den Höhen steigen, für die er geboren war.

Als der Vorhang zusammenfiel und die letzten Töne verklangen, hörte sie keinen Beifall, sie blieb wie verzückt sitzen. Erst als die Leute, die nicht vorbeikonnten, sie anriefen: ‚Darf ich bitten!' richtete sie sich auf.

Sie ließ sich an der Garderobe ihre Sachen geben, zog langsam ihren Abendmantel an, steckte nervös ihr Opernglas ein, zog es wieder heraus, steckte es in eine andere Tasche, faltete den Zettel auseinander, las noch einmal seinen Namen, und dann war sie beinahe die Letzte, die ging. Draußen schlug ihr die frische Abendluft entgegen und kühlte ihren glühenden Kopf.

Sie bummelte zum Bühneneingang, wo Choristen noch ein Wort zusammen sprachen, ehe sie sich gute Nacht sagten. Minne starrte nur auf die Tür. Ein Wagen fuhr vor. Eine Dame stieg ein, sie erkannte die ‚Elisabeth'. Alles blieb still. Noch einmal kam mit hochgeklappten Kragen ein Schwarm Herren heraus, die ein paar Takte pfiffen oder sangen. Dann war wieder alles still. Mit einem Mal stand Minne ganz allein. Ihr wurde ein wenig ängstlich zumute. Hatte sie ihn verpaßt? Im Theater erlosch ein Licht nach dem anderen. Ein paar Feuerwehrleute erschienen noch. Nun alles tot. Minne ging an die Tür, deren einen Flügel eben ein Mann in Dienstmütze zuriegelte.

— Ist Herr Gamper schon gekommen?

Der Mann sah sie an, dann sagte er kurz:

— Der is schon gangen! — und beugte sich wieder hinab, um den Riegel zuzuschieben. —

Minne überkam die Wut, daß sie ihn verpaßt hatte. Sie hatte an der Garderobe zu lange gebummelt! Viel-

leicht hatte er sich gar nicht abgeschminkt, mit ihr gleich nach Hause zu fahren.

Sie wollte die nächste Droschke anrufen, aber sie fand keine mehr. Sie lief zur Maria Theresienstraße, dann rannte sie durch die Anlagen zur Prinzregentenbrücke hinab. Am Nationalmuseum begegnete ihr endlich eine schrittfahrende Droschke. Sie nannte des Sängers Adresse, aber sie fand das Haus verschlossen. Von der anderen Straßenseite blickte sie mit dem Opernglase zu den dunklen Fenstern hinauf. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, er konnte nicht zu Hause sein. Da erinnerte sie sich seiner Ungeduld und seiner schlechten Laune heute, und sie begriff: er war ihr entflohen.

Sie stieg wieder ein und ließ zum Hofbräuhaus fahren. Sie wußte, dort traf er sich manchmal mit dem Baßbuffo und dem zweiten Bariton; ‚die anderen Tenöre sind Ochsen' pflegte er zu sagen. Sie fragte die Kellnerinnen. Eine ältliche, dicke Person, die eben beide Hände voller Maßkrüge daherkam, rief ihr im Vorüberlaufen zu:

— Die san no net kemma.

Minne wußte eine kleine Weinstube in der Theatinerstraße, wo er verkehrte. Sie ging hin. Die Stammgäste blickten sie erstaunt an, der Wirt wollte ihr den Abendmantel abnehmen, aber ohne ein Wort zu sagen, lief sie wieder hinaus. Sie fuhr zum roten Hahn und raste durch das Lokal, daß die Mädel am Schenktisch erstaunt sich umblickten. Dann durchspähte sie im Café Luitpold alle Räume, sogar den Billardsaal. Nirgends war er zu sehen. In der Odéon Bar saß alles voll. Sie prüfte jeden Tisch und jedes Gesicht, er war nicht zu erblicken. Nun ging sie in das anstoßende Weinrestaurant Schleich. Den Oberkellner fragte sie, als würde sie erwartet:

— Wo ist Herr Gamper?

— Bitt schön, drüben! — er zögerte. Ah so, pardon, werden . . . gnädige Frau erwartet?

Minne antwortete frech:

— Gewiß.

Sie wurde nach hinten zu einem kleinen Zimmer geführt. Als sie die Tür selbst kurz und scharf öffnete, fuhren über einem weiß gedeckten Tisch zwei Köpfe auseinander. Des Sängers schwarze Augen waren auf Minne gerichtet. Er sprang auf. Minne blieb in der Tür stehen. Er stürzte auf sie zu, und sie sah nur noch einen Augenblick das schöne Antlitz einer Dame in reichem, kastanienbraunem Haar.

Vincenz Gamper drängte Minne auf den Gang hinaus und herrschte den Oberkellner an:

— Hab ich Ihnen net g'sagt, wir wollen allein sein? Kann man sich so auf Sie verlassen, Herrgott Sakrament.

Der Kellner stammelte ein paar entschuldigende Worte, und da er Minne und den Sänger einander gegenüberstehen sah und sich mit funkelnden Augen messen, zog er sich zurück. Vincenz Gamper fuhr Minne an:

— Was fallt dir ein, mir nachzulaufen, willst mir denn alles zerstören?

Als sie dieses Gesicht sah, als sie diese Stimme hörte, die sie noch vor einer Stunde über die Erde hinwegversetzt hatte, schmolz ihr Zorn dahin, und sie versuchte, weich seine Hand zu nehmen:

— Sei nicht böse! Bitte, bitte, sei gut. Du hattest mir doch versprochen . . .

— A was, versprochen! Nachrennen tust mir. I will aber net, i mag net, i leid's net.

Eine quälende Angst stieg in ihr empor, und sie ließ

ihm ihre Handgelenke, die er zusammenpreßte, daß sie hätte schreien mögen:

— Sage mir nur eines! Wer ist das?

Er fauchte sie an:

— Geht di gar nix an.

— Ich will ja den Namen nicht wissen. Ich bin ja nicht eifersüchtig . . .

— Möcht' i mir a schön verbitten.

— Ich bin wirklich nicht eifersüchtig.

— Würd' dir eh nix helfen.

— Ich will ja fortgehen, aber nur: wann kann ich dich sehen?

— I weiß net.

Da verlor sie ganz ihr keckes Minne-Wesen, nur ein Gefühl hatte sie: unendliche, zitternde Sehnsucht nach diesem Mann. Sie stand da, zusammengesunken, die Blicke starr vor sich hin, beide Handflächen rechts und links gegen die Mauer gepreßt, und fand keine Antwort. Ihr war es wie eine Ohnmacht, ein seltsames Gefühl, als würde ihr Hirn leer. Ihr flimmerte, ihr wurde schwarz vor den Augen. Plötzlich brach sie in sich zusammen und sank an der Wand hin.

Er war so wütend, daß er im ersten Augenblick nur dachte: ‚Ach was, Theater.'

Da er jedoch sah, wie käsig sie geworden, richtete er sie auf, blickte sich um, als wolle er Hilfe suchen, und sagte halblaut:

— Wasser!

Niemand hatte es gehört, und hilflos blieb er stehen, sie haltend, damit sie nicht ganz fallen sollte. Aber es war nur ein Schwächeanfall gewesen. Sie raffte sich auf und lehnte an der Wand.

Da sagte er, um sie zu beruhigen und sie los zu werden:

— Herrgott Sakrament nochmal, 's ist für mich sakrisch wichtig. Geschäftlich. Die Dame ist aus New-York und kennt den Vanderbilt und den Makay und wie die Milliardenochsen sonst heißen. Geld hat sie wie Dreck. Da denk doch an meine Zukunft! Teifel nochmal, so was kommt amal und net wieder! Werd i mir's verderben lassen durch an sentimentales Frauenzimmer! I sag, was i denk, i sag's, verstehst mi?

Er drückte ihr noch einmal beide Handgelenke zusammen, daß sie ein Gefühl hatte, als stände der Riese vor ihr. Und sie war klein geworden und schwach. Sie fühlte sich niedergerungen und überwunden. Sie fragte nur ganz bescheiden:

— Wann sehe ich dich?

Er machte eine abwehrende Bewegung:

— Morgen!

Dann ließ er sie an der Wand stehen, ohne auch nur gute Nacht zu sagen, zog seine Weste herunter, fühlte an seine Krawatte, fuhr sich durch die schwarzen Locken und verschwand in dem Zimmer, aus dem er gekommen.

Minne fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen, sie begriff nicht, sich nicht, ihn nicht, die Welt nicht.

In diesem Augenblick erschien der Oberkellner in der halben Dämmerung des Ganges. Minne nahm alle Kraft zusammen:

— Bitte, haben Sie ein Zimmer? Ich will etwas essen. Aber nicht draußen, wo die andern sind!

Er verbeugte sich und öffnete gerade dem Raum gegenüber, wo Vincenz Gamper mit der Amerikanerin saß, eine Tür.

Er ließ das elektrische Licht aufflammen. Minne hatte sich beinahe wieder gewonnen, und sie bestellte sich, in dem Gefühl, daß sie eine einzelne Person gewissermaßen einen Raum allein bezahlen mußte, ein ausgesuchtes Souper, dazu eine Flasche Heidsieck. Dann setzte sie sich an den Tisch, auf dem schon ein Besteck bereit lag und den der Oberkellner gewohnheitsmäßig mit der Serviette abwischte, und wartete auf das Essen.

Minnes Kopf schmerzte. Sie stützte ihn in die Hand.

Da die Tür nicht recht schloß, so konnte sie hören, was draußen vor sich ging, und sie lauschte und dachte unausgesetzt an den Sänger, der drüben mit einer andern saß. Von Geschäften hatte er geredet, von Amerika? Sie wußte, daß er log. Diese Geschäfte waren die Amerikanerin. Sie haßte, haßte, haßte sie!

Das Essen kam, der Wein. Minne trank, trank mehr als sie lange getrunken hatte, und ihr ward wohler, als das Blut ihr lebhafter durch die Adern floß. Ihr war der Gedanke gekommen, zu lauschen, wann die beiden gingen. Sie wollte warten, so ließ sie ihn nicht fort.

Der Kellner brachte ihr vorsorglich ein paar Zeitungen, und während sie einen Gang um den andern hinausschickte, nachdem sie ihn kaum berührt hatte, ein Glas nach dem andern leerte, nahm sie maschinenmäßig eine Zeitung in die Hand.

Sie wußte nicht, was sie las.

Da plötzlich stieß sie auf einen Namen. Proveis. Was, Proveis? Sie beugte sich nieder. Wo war es gewesen? Sie konnte es nicht wieder finden. Da. Was stand da: ‚Jagdunglück?‘ Proveis? Ihr schwirrten die Buchstaben vor den Augen. War es der Wein? Halt da:

‚Im Park des hiesigen Schlosses fand man den jungen

Freiherrn von Proveis erschossen vor. Es heißt, beim Übersteigen einer Einfriedigung müsse das Jagdgewehr losgegangen sein.'

Minne atmete heftig, es flirrte ihr vor den Augen, und sie las noch einmal, bis sie an die Stelle kam, wo sie aufgehört:

,Der Körper lag auf der einen Seite, die abgeschossene Schrotbüchse auf der anderen. Der Kopf war ganz zerschmettert. Man ahnt nicht, wie es geschehen ist, denn niemand wußte von der Anwesenheit des jungen Mannes auf dem väterlichen Gut. Aber man spricht doch von einem Jagdunglück. Andere behaupten allerdings, es liege Selbstmord vor, doch scheint dieses angesichts des Befundes der Leiche höchst zweifelhaft. Der Verstorbene hatte übrigens vor etwa einem Jahr in unliebsamer Weise von sich reden gemacht in dem Ehedrama Reiß, worin er die häßliche Rolle des Verführers der jungen Frau spielte und dann von dem hinzugekommenen Ehemann in barbarischer Weise gezüchtigt wurde. Man könnte denken, der alte Satz habe noch immer seine Geltung: Alles rächt sich auf Erden!'

Minne ließ das Blatt sinken, nahm es wieder auf, las es noch einmal, dann blickte sie vor sich hin, so in Gedanken, daß die Sehachsen ihrer Augen sich im Schielen kreuzten.

Aber mit einem Mal warf sie die Zeitung zur Seite und sagte ganz laut:

— Bah!

Sie blickte sich erschrocken um, denn sie dachte, es sei jemand im Zimmer. Dann lauschte sie hinaus.

Alles war still. Sie klingelte; sie wollte wenigstens bezahlen, um jederzeit fort zu können.

Dem Kellner gab sie ihr letztes Goldstück als Trinkgeld, und als er gegangen war, öffnete sie die Tür zu einem kleinen Spalt. Dann blieb sie zusammengeduckt sitzen und lauschte. Als sie das Zeitungsblatt sah, spukte ihr einen Augenblick der gräßliche Tod ihres Liebhabers im Hirn.

Aber wie vor ihrer wahnwitzig erregten Phantasie sein zerschmetterter, blonder Kopf erschien, wich er schwarzem Haar und schwarzen Augen, und der Sänger stand vor ihr.

Da fuhr sie auf. Sie hatte auf dem Gange etwas gehört.

Sie strengte ihre Sinne an.

Da — Kleiderrauschen. Minne schoß zur Tür und sah gerade noch die Amerikanerin in einem wundervollen Abendmantel, der gewiß ein Vermögen gekostet hatte, den Gang hinunterschreiten, sah, wie der Kellner die Tür öffnete und von der Straße die Laterne eines Wagens hereinblinkte. —

Minne stürzte hinaus. Ihr gegenüber stand das Zimmer offen.

Über den Tisch, die Rechnung in der Hand, beugte sich der Sänger und zählte Geld hin. Mit einem Sprung fiel sie ihm von hinten um den Hals. Der Tod des Mannes, den sie noch vor kurzem in den Armen gehalten, wie wenig sie auch sonst an ihn dachte, hatte in ihr das Gefühl der Verlassenheit erweckt. Sie war vom ersten Mann geschieden, der andere war tot, ihre Eltern wußte sie fern in Italien, das Geld ging auf die Neige, was sollte aus ihr werden? So kam in den vom Wein erhitzten Sinnen das Gefühl zum Durchbruch: ‚Ich habe nur ihn, und den will ich halten!‘

Und sie klammerte sich verzweifelt an ihn, der sich umwandte mit wilder Gebärde:

— Was, du? Herrgott Sakrament, bin i erschrocken. Verfluchte Manier —

Sie schmiegte sich zitternd an ihn, sie wollte ihn nicht lassen, sie flehte:

— Nimm mich mit.

— Ach was!

— Laß mich mitgehen!

Er stieß sie von sich:

— I will mei Ruah haben! Verfluchte Klette, bist schon wieder hier?

— Nimm mich mit.

— Ach was!

— Die . . . Amerikanerin?

Er preßte wütend ihre Handgelenke gegeneinander:

— Unverschämtheit!

Aber sie sah ihn trotz des Schmerzes flehend an:

— Sei gut, bitte, bitte, nimm mich mit.

Da schrie er im Zorne mit metallischer Stimme, als stände er auf der Bühne:

— Nein!

Sie ahnte, daß alles verloren sei, und fragte stammelnd:

— Warum nicht?

Er suchte nach einem Ausdruck, er wollte sie nur los sein, denn die andere wartete draußen, und er hatte genug von all der Schererei mit dem verliebten Frauenzimmer.

Da warf er ihr roh ins Gesicht:

— I mag di net mehr, i hab dich ja g'habt!

Dann ließ er sie los. Sie machte keinen Versuch

ihn zurückzuhalten, als er davonstürmte. Sie starrte ihm nach, und in ihre Augen traten zum ersten Mal, seit sie denken konnte — echte Tränen.

Eine Droschke wurde geholt. Minne schritt durch den Gang, nannte ihre Wohnung, stieg ein, und während beim schläfrigen Trabe des alten, müden Gaules das Gefährt ratterte, konnte sie keinen Gedanken fassen. Sie wußte nur — es ist aus.

Sie ging nicht zu Bett. In ihrem Schlafzimmer lief sie auf und ab. Dann wusch sie sich, sie wollte den Kopf frei haben. Sie zog einen Morgenrock an und machte Licht, so viel sie nur konnte, denn sie fürchtete sich vor der Dunkelheit. Die Stunden gingen hin, die wenigen Stunden bis zum Morgen. Dann wusch sie sich wieder, als wolle sie ein neuer Mensch werden, alles herunterbringen, das an ihr saß.

Da ward es Tag, die Morgensonne fiel zum Fenster herein, Vögel sangen.

Sie sah im Spiegel ihr müdes Gesicht, und die grauen Ringe, die um ihre Augen lagen. Sie schüttelte langsam den Kopf.

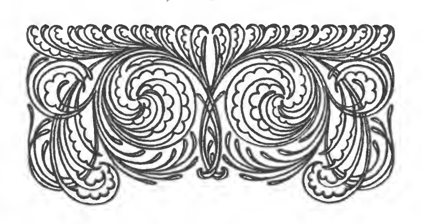
Während sie sich das Haar machte, entdeckte sie auf der rechten Seite, nur an einer Stelle, als ob dort ein Nerv läge, ein einziger Nerv, der ihr Leben bedeutete, ihr Fühlen, ihre Sinne, ein paar weiße Haare. Da kam ihr das Bewußtsein, die Jahre gingen hin, unrettbar, unaufhaltsam. Und ihr war, als müsse sie diese Mahnung der Natur ausrotten mit aller Macht. Sie suchte in der blonden Flut die wenigen weißen Haare heraus. Eines nach dem andern, wickelte sie sich um die Finger und riß sie aus, bei dem kleinen Schmerz die Zähne aufeinander pressend. Dann sah sie sich an: alles blond — alles blond.

Sie öffnete das Fenster.

Die Sonne schien strahlend herein, die Wärme begann schon zu steigen, wohlig wehte die Luft in das Zimmer.

Wie Minne des neuen Tages köstlichen Odem tief in die Lungen sog, dachte sie: ‚ach was, nicht werfen lassen!‘ Während sie sorgsam den Hut aufsetzte und ein Paar weiße Handschuhe über die Finger streifte, sah sie drei Männer in ihrer Phantasie: den furchtbaren Riesen, den mit dem zerschossenen Kopf, und das schwarze, glatte Sängerangesicht.

Minne machte eine abwehrende Bewegung, nein, sie wollte nicht denken. Sie eilte zur Tür und lief, so schnell sie konnte, die Treppe hinab, auf die Straße. Dort schritt sie hin mit ihrem elastischen Gang, mit ihrer schönen, schlanken Figur, mit dem blonden Haar, in dem die Sonne spielte; sie sah, daß jeder Mann, der ihr entgegenkam, sie mit den Augen verfolgte. Sie gab die Blicke der Herren zurück, nur aus reiner Freude, und dachte: ‚Was sein muß, muß sein, es geht alles vorüber, es dauert alles nur eine Weile, und das Leben ist noch lang und schön!‘




Von
Georg Freiherrn von Ompteda
erschienen nachfolgende Werke im Verlage von
Egon Fleischel & Co. / Berlin
Romane: Die Sünde / Geschichte eines Offiziers. Unser Regiment / Ein Reiterbild. Drohnen / Moderner Roman. Maria da Caza. Die sieben Gernopp / Eine lustige Geschichte. Der Zeremonienmeister. Monte Carlo. Philister über dir! / Das Leiden eines Künstlers. Die Radlerin / Geschichte zweier Menschen. Aus großen Höhen / Alpenroman. Denise de Montmidi. Heimat des Herzens. Herzeloide. Normalmenschen. Ein Glücksjunge. Wie am ersten Tag. Minne. — Deutscher Adel um 1900. Erster Teil: Sylvester von Geyer / Ein Menschenleben. Zweiter Teil: Eysen. Dritter Teil: Cäcilie von Sarryn / Aus einem armen Leben. Novellen: Freilichtbilder. Vom Tode. Unter uns Junggesellen / Freie Geschichten. Weibliche Menschen. Leidenschaften / Männliche weibliche sächliche Geschichten. Lust und Leid. Das schönere Geschlecht. Nerven. Gedichte: Von der Lebensstraße. Theater: Eheliche Liebe.
Freie Übertragungen aus dem Französischen:
Ossit: Ilse.
Gesammelte Werke von Maupassant

# Auszüge aus den Besprechungen
über die Werke von
# Georg Freiherrn von Ompteda

## Von der Lebensstraße
und andere Gedichte

geh. M. 1.50; geb. M. 2.50.

**Moderne Dichtung:** „Von der Lebensstraße" enthält keinen einzigen banalen Ton, keinen einzigen Sprach- und Formfehler. Gedanken voll hohen Schwunges meist politischer und sozialer Schilderung, in denen — wie es in allen Werken eines echten Dichters der Fall sein soll — der Zielton das Mitleid mit den Ausgestoßenen ist, sind in schön rhetorischer, formvollendeter Weise zu sattem Ausdruck gebracht. Edler Idealismus und offener Mut spricht aus den sozialgehaltenen Lebensbildern, unter denen das in freien Rhythmen gehaltene „Vaterland" das beste ist.

## Freilichtbilder
Novellen

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

**Schorers Familienblatt:** Naturalistische Schule, aber trotzdem eine gesunde Kraft, die nicht nur das Häßliche, sondern eben das Leben sieht, wie es sich im Freilicht der Natur zeigt. Bald tänzelt die Feder des Verfassers leicht an der Oberfläche, bald greift sie tiefer in das ethische Leben hinein; immer weiß sie zu fesseln, und in einigen dieser Bilder — so in dem „Verkauften Genius" und in den „Beiden Turmwächtern" — liegt ein tiefer Ernst, im letzteren eine großartige Tragik.

# Die Sünde

## Geschichte eines Offiziers

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Leipziger Tageblatt:** Seine dichterische Darstellung weiß diese Absicht in eminenter Weise zu unterstützen; sie wirkt zum Teil geradezu berückend . . . . . . Ungemein ansprechend wirkt das Ganze durch die warmherzige Lebensauffassung, welche eigentlich aus jedem Satze zu dem Leser spricht. Trotz des dem Buche zugrunde liegenden tragischen Motivs ist dasselbe durchwegs von einer jugendlichen Frische, von einem Optimismus, der unwiderstehlich packend wirkt und dauernderes Interesse weckt als die pessimistischen Nörgeleien gewisser Weltschmerzler. Das Werk wird sicherlich seinen Weg machen; tauglich nur für den reiferen Leser, wird ihm desto verständnisvollere Anerkennung zuteil werden. Des Autors intime Kenntnis der Offiziersverhältnisse, die liebevolle Beurteilung derselben wird ihm auch in diesen Kreisen eine große Verbreitung sichern, und wir freuen uns dessen; ein Werk von solch ethischem Feingehalt und so reich an poetischem Können verdient die weiteste Anerkennung.

# Drohnen

## Moderner Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Straßburger Post:** Wir haben das Buch mit freundlichem Interesse zu lesen angefangen, und dies Interesse hat sich, je weiter wir vordrangen, in starke Spannung und schließlich, als wir zu Ende waren, in den Eindruck verwandelt: der Mann kann etwas! In der Tat, Herr von Ompteda hat das Zeug in sich, ein Erzähler ersten Ranges zu werden, und mehr als ein bloßer Erzähler: ein Schriftsteller, der auf seine Zeit Einfluß gewinnen kann. Er ist nicht nur ein scharfer Beobachter, nicht nur ein Photograph des Lebens und der „Erscheinungen Flucht", sondern ein Künstler, der diese wechselvollen Bilder künstlerisch zu verwerten versteht. Und ein Denker dazu, der aus den Beobachtungen Schlüsse zieht und Lehren aufstellt. Dabei macht sich diese Tendenz niemals aufdringlich oder absichtsvoll breit; sie steckt zwischen den Zeilen, sie liegt in der Gruppierung und Gegenüberstellung der Personen und Geschehnisse. Ompteda führt

uns in seinem vielgestaltigen, von geradezu dramatischem Leben erfüllten Roman in die Kreise der Berliner Lebewelt, der Leute, welche nicht arbeiten, nicht studieren, nicht einmal lesen, sondern nur „leben". — Das alles ist mit einer Schärfe und Treue und einer Genauigkeit des Details geschildert, die der berühmten „Genauigkeit Zolas" und der „psychologischen Analyse Paul Bourgets" nichts nachgibt.

Einer der besten, vielleicht sogar der beste der Berliner Romane.

## Vom Tode

### Novellen

mit einer Vignette von Franz Stuck

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

**Gesellschaft:** Gewiß, für flache Heiterlinge ist diese Novellen- und Skizzensammlung mit dem lugubren Titel nicht gemacht. Auch nicht für solche moderne Leser, die in technischen Faxen schwelgen wollen. Ein meisterhafter Erzähler und eine tiefempfindende, ideale Seele wie dieser Dichter wird so wenig den Extremen wie den Flachen gefallen. Aber wer Freude am Schaffen eines wahrhaft vornehmen, modernen Schriftstellers hat, für den ist er der rechte Mann.

## Unter uns Junggesellen

### Freie Geschichten

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Berliner Tageblatt:** ...... Die Geschichten sind nicht freier als die meisten Geschichten, die von menschlichem Glück und Leid erzählen, von menschlicher Liebe und menschlicher Leidenschaft. Wohl aber sind sie weit besser als die meisten ihresgleichen, und es wäre jammerschade, wenn sich wirklich nur Junggesellen daran erfreuen würden. Die Perle der Sammlung ist die Bauerngeschichte „Alle Reine". Mit ihrem scharfen, trefflichen Humor reiht sie sich Maupassants besten Schöpfungen an. Ihr folgt in übermütig lustiger Wirkung die tragikomische Liebesgeschichte „Voßstraße 87". Aber auch die anderen Stoffe werden durch die vornehme, leichtfließende Sprache geadelt, durch die

feine, poetische Empfindung, die sich im „Glück" zu schwüler Leidenschaft verdichtet, und in der Schlußvision, „Die Wolkenburg", in phantastischer Laune aufjubelt.

## Unser Regiment

### Ein Reiterbild

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.
Luxus-Ausgabe geb. M. 20.—.

**Magdeburgische Zeitung:** Statt eines Romans ist dies „Reiterbild" nichts Geringeres denn ein Kulturbild geworden, das man einst neben Zeichnungen und Uniformen, neben Reglements und militärischen Werken in Betracht ziehen wird, um eine Anschauung davon zu bekommen, wie es in einem deutschen Regiment aussah um die Wende des Jahrhunderts .... So wird dies Buch seinen Weg machen und überall da Eingang und freudige Anerkennung finden, wo man mit Stolz an die Ruhmestaten unserer Armee zurückdenkt und mit froher Zuversicht ihre stetig fortschreitende Entwicklung verfolgt.

## Die sieben Gernopp

### Eine lustige Geschichte

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

**Velhagen und Klasings Monatshefte:** Die originell erfundene Geschichte ist lustig durchgeführt und bewegt sich trotz des Übermutes, der frisch und liebenswürdig aus dem Ganzen spricht, doch in den Grenzen einer Möglichkeit, von der sich der Leser gern überzeugen läßt.

## Leidenschaften

### Männliche weibliche sächliche Geschichten

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Tägliche Rundschau:** Was die rein künstlerischen Qualitäten angeht, so erweist Ompteda sich auch hier als einer der geschmackvollsten und ernsthaftesten deutschen Novellisten. In der auf Maupassants noch unerreichtes Vorbild zurückgehenden, exakt naturalistischen Novellistenschule nimmt er einen der ersten Plätze ein.

## Maria da Caza

### Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Kölnische Zeitung:** Alles in allem haben wir ein Kunstwerk feinster Fügung vor uns.

## Weibliche Menschen

### Novellen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Dresdener Zeitung:** In jedem neuen Werke zeigt sich der vielseitige Autor auf neuem Gebiet. — Und ob er seine Stoffe dem Militärleben oder dem Sport entnimmt, ob er die gute, die weniger gute Gesellschaft schildert, ob er humoristisch oder ernst schreibt, sich als selbstschaffender Schriftsteller oder genialer Übersetzer betätigt, stets leistet er gleich Hervorragendes, tritt stets als gleich ernster und vornehmer Künstler vor uns hin. — Des Autors glänzende Vorzüge bestätigt wiederum die neue Novellensammlung. — Jedenfalls zeigt sich der Verfasser auch als Frauenkenner und Frauenschilderer so gut orientiert wie auf allen Gebieten, die ihm Stoffe für seine Arbeiten bieten. Und neben der Sachkenntnis und der unerschöpflichen Empfindungsgabe ist der neue Band wiederum ein vollgültiger Beweis des Könnens des erfolgreichen Künstlers.

## Der Zeremonienmeister

### Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Velhagen und Klasings Monatshefte:** Es gibt nicht viele Bücher in unserer neueren Literatur, die wie dieses in Form und Inhalt die höchste Reife, die feinste Abgeklärtheit offenbaren; neben dem „Zeremonienmeister" wüßte ich im Augenblicke nur Fontanes „Effi Briest" zu nennen. In beiden Werken lebt, rein ästhetisch genommen, etwas von dem Geiste der Goetheschen „Wahlverwandtschaften". Beide gehören wohl kaum der höchsten Gattung der Literatur an, dazu sind ihre „Helden" ideell nicht groß und reich genug, aber in ihrer Art geben sie etwas Vollendetes, ja

Vollkommenes. Man liest den Roman Omptedas mit jenem Empfinden, das uns durchsonnt, wenn wir an einem klaren Oktobertag am Rain der Felder, am Saum des Waldes entlang wandeln. Wie da die Natur im Sterben sich verklärt, so erhebt sich auch unsere Seele zu einer fast übersinnlichen Stimmung, zu jenem harmonischen Insichselbstruhen, in dem die Erinnerung ihre Wehmut, die Entsagung ihren Stachel verliert.

## Philister über dir!

### Das Leiden eines Künstlers

### Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Leipziger Tageblatt:** Ompteda faßt sein Problem ernst und tief an. . . . Die Figur der törichten jungen Frau ist mit größter Schärfe dargestellt. . . . . . Alles ist mit verblüffender Treue dargestellt und wirkt dementsprechend. . . . . . Vorzüglich auch ist dieser Künstler dargestellt, „der in seiner Kunst ein Riese, im Leben aber nur eine Null ist, der alle seine latente Energie an seine Kunst vergeudet." . . . Auch das Drum und Dran des Werkes ist bis in jede Einzelheit hinein mit größter Sorgfalt ausgearbeitet. Zu wirkungsvollem Kontrast gelangen die vornehmen Gesellschaftstypen und die Künstler und Kunstschülerinnen. Ompteda zeigt sich hier wie dort mit allen charakteristischen Details vertraut, und sein plastisches Können, die Meisterschaft seiner Technik weiß sie alle zu entsprechender Geltung zu bringen.

## Die Radlerin

### Die Geschichte zweier Menschen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Nordd. Allgem. Zeitung:** In diesem Buche greift Ompteda unablässig in die Saiten unserer Seele, und aus ihren Schwingungen klingt ein süßes wehmütiges Lied, ein Lied, daß keiner vergißt, der es einmal vernommen hat, das alte Lied nämlich von Jugendluft und Jugendleid, von der ersten Liebe. Man sollte meinen, diese Melodie sei schon bis zum Überdrusse abgehandelt, da tausend und aber tausend Dichter und Schriftsteller sie schon in allen erdenklichen Tonarten gesungen, geflötet, ge-

säuselt und gebrüllt haben. Aber diese Melodie ist nicht umzubringen, sie ist das uralte, ewig neue Lied der Menschheit; es kommt nur darauf an, wer es anstimmt. Im Munde des Dutzend-Autors wird es zum unerträglichen Gassenhauer, auf den Lippen des Dichters zum Kunstwort. Und Ompteda ist ein Dichter . . .

## Lust und Leid

### Novellen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung:** In „Lust und Leid" bietet uns Ompteda eine Sammlung kleiner fein gearbeiteter und gediegener Novellen dar, die beim Lesen einen wirklichen Genuß bereiten. Die Stoffe sind aus den verschiedensten Gebieten entnommen, und auch die Vergangenheit, die Zeit der „frommen" deutschen Landsknechte kommt zu ihrem Rechte. Auf allen Gebieten aber erweist sich der Verfasser wieder als der scharfe Beobachter, der feinsinnige Künstler, der auch den alltäglichsten Vorgängen ihren verborgenen poetischen Gehalt zu entlocken weiß, und als ein Darsteller von plastischer Gestaltungskraft. Ernste Themata wechseln mit humoristischen ab, und manche der Novellen zeigen auch einen kräftigen satirischen Zug. Das ganze Buch ist jedenfalls eine Leistung, zu der man den Dichter nur beglückwünschen kann.

## Monte Carlo

### Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

**Leipziger Tageblatt:** Ompteda gibt mit diesem Roman eine an Kraft und Lebenswahrheit wohl kaum je erreichte Schilderung von dem Sündennest Monte Carlo, „dieses Magnetes menschlicher Gier und Verirrung, Leidenschaft und Niedrigkeit". An dem Schicksal eines Mannes zeigt der berühmte Verfasser, welche unwiderstehliche Macht, welche innerlich verwirrende und zerstörende Wirkung diese Schlange in paradiesischer Landschaft auszuüben vermag. So dankbar der Stoff an sich ist, so sicher erweist sich Ompteda ihm gegenüber als ein Meister mächtiger Gestaltung und glutvoller Farben.

# Traum im Süden

## Roman

Buchschmuck von Hanns Ancker

geh. M. 2.—; geb. M. 3.—.

**Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung:** Der Reiz dieses Buches liegt nicht in der Fabel, sondern in der außerordentlich gelungenen Wiedergabe derselben. Es ist eine einfache Liebesgeschichte, aber mit vollendeter Grazie erzählt und voller Humor, der unter Tränen lachen läßt; ein frühlingszarter, poetischer Roman: die Fortsetzung einer Liebe, die im nebligen Norden begonnen, im sonnenhellen Süden, unter ewigblauem Himmel an der Riviera zwei Jugendgespielen zusammenführt. — Aber dem lieblichen Traume folgt ein jähes Erwachen. — Der scharfe Heidewind fegt rücksichtslos jede Illusion fort, und die Liebe der verwöhnten Frau, die „auf Probe" dem Freunde in die novemberkalte Heimat folgt, versagt elendiglich vor — den ersten nassen Strümpfen! — — Der Aufenthalt der eleganten Gräfin Fourrais in dem primitiven Herrenhaus des Herrn von Ringstrand auf Brösum ist eine so heitere, behaglich humoristische Meisterleistung Omptedas, daß man ihm dankbar sein muß für das herzliche Lachen, das er uns entlockt. — Und wenn die beiden Jugendfreunde nun wieder enttäuscht Abschied voneinander nehmen und wir den guten Herrn von Ringstrand mit seinen Teckeln allein zurückbleiben sehen, so braucht man sich einer aufsteigenden Rührung nicht zu schämen; denn sie wird nicht durch falsche Sentimentalität erweckt, sondern uns ergreift das Schicksal eines Menschen, den wir durch den Autor liebgewonnen haben.

# Das schönere Geschlecht

## Novellen

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

**Hamburger Nachrichten:** Ebenso erstaunlich wie die Fruchtbarkeit und sichtliche Arbeitsfreude Omptedas, ist seine verblüffende Vielseitigkeit und Erfindungsgabe. — So entstehen zwischen den großen Romanen kürzere Erzählungen und Skizzen, die nicht weniger charakteristisch für den Autor sind als jene; und es ist ein guter Gedanke, zwischen den umfangreichen Werken eine Sammlung solch kleiner Novellen zu veröffentlichen: zeigt Ompteda

doch auch in diesen, stofflich und formal beschränkten Lebensausschnitten eine vollendete Meisterschaft. — Der vorliegende Band handelt fast durchweg vom „schöneren Geschlecht" — daß dazu in „Purzl" ein „Hundefräulein" gezählt wird, werden die „freundlichen Leserinnen" ihrem Autor schon wegen der köstlichen Erzählung gerne vergeben. — Ernst setzt das Buch ein und tragisch endet es; zwei meisterhaft wuchtige, ergreifende Stücke: „Der Sergeant" und „Die Heimkehr". Dazwischen eine Fülle von Stimmungen: Resignation, sonnige Heiterkeit, packende Dramatik, köstlicher Humor, wehmütige Erinnerungen und toller Leichtsinn. — Neben den Schilderungen aus der Gesellschaft, dem militärischen und kleinbürgerlichen Leben fällt noch besonders „Die Wand", eine Geschichte aus den Bergen auf, in der Ompteda sich als ein so vertrauter Kenner der Alpen und ihrer Wunder zeigt, daß der Wunsch erweckt wird, diese Novelle sei nur die Vorarbeit zu einem großen alpinen Roman, den wir von ihm zu erwarten haben. „Das schönere Geschlecht" darf als ebenso vielseitig in der Anordnung wie meisterlich in seiner Abfassung empfohlen werden.

## Aus großen Höhen

### Alpen-Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Frankfurter Zeitung:** Es gibt ein Gebiet zugleich von höchster Realität wie von höchster Poesie, dessen völlige Erschließung dem modernen Geschlecht vorbehalten war: die Hochnatur. Zu den berufensten Entdeckern und Verherrlichern dieses dichterischen Neulandes gehört Georg v. Ompteda. In seinem Alpenroman „Aus großen Höhen" führt er uns in die wilde, erhabene Natur der Dolomiten. Seiner Beredsamkeit, die mit feierlichen, tiefempfundenen Klängen die reinen, herzbefreienden Hochgenüsse der Bergwelt verkündet, entspricht die Kraft der Naturschilderung und eine Anschaulichkeit der Darstellung des Touristenlebens, wie sie nur gründlichste Sachkenntnis und Erfahrung zeitigen kann. Mit verhaltenem Atem sehen wir die verwegenen Menschen an den zerklüfteten, morschen Felsen der Zinne, des Monte Cristallo, der Dreischusterspitze empor- und hinabklettern. Dabei eine Handlung, gesättigt von interessanten und packenden Einzelheiten. Die Gestalt des ernsten, schweigsamen Professors, der mit heiligem Ernst seine Bergbesteigungen wie eine Art Gottesdienst verrichtet und seiner geschmeidigen

Frau mit nie versagender Sicherheit die hehren Freuden der Berge erschließt, ist nicht ganz neu, aber prächtig gezeichnet, ebenso wie die kleinste Nebenfigur der Führer und all der Touristen, die der scharfblickende Kenner dieses Völkchens in ihren mannigfaltigen Typen und Abstufungen an uns vorüberziehen läßt. Ergreifend ist der Moment auf dem Cristallo, als die Gesellschaft auf der Spitze die erste Kunde von dem Unglück am nahen Popena durch das ferntönende Totenglöcklein von Cortina erfährt. Dann die gefahrvolle Bergung der Abgestürzten, der stumme Einzug ins Dorf. Es ist psychologisch fein erdacht, wie das Schuldgefühl der betörten Frau durch das Entsetzen über das Unglück der leichtfertigen Bergsteiger geweckt wird, wie hier körperliche und seelische Erregungen sich vermengen. Von geradezu schauerlicher Gewalt ist das Verhör des elenden Bergfexen auf der Schusterspitze durch den Professor, der den Ehebruch seiner Frau ahnt und in fürchterlichem Richteramt zwischen sich und dem feigen, treulosen Freunde das Seil zerschneidet, eine Handlung von großartiger Symbolik, die diesen dem sicheren Verderben überliefert, während jener, innerlich vernichtet, in kopflosem Abstieg den Tod sucht und findet. Alles groß gedacht und ausgeführt.

## Nerven

### Novellen

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

**Straßburger Post:** In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit hat sich Georg v. Ompteda von einem jungen Husarenoffizier, der in seinen Mußestunden schriftstellerisch tätig war, zu einem unserer ersten Romanschriftsteller heraufgearbeitet. Und er verdient auch wirklich den großen Namen, den er sich gemacht hat, denn seine Arbeiten sind erstklassig und stehen, was Tiefe der Auffassung und glänzende Gestaltungskraft angeht, durchaus auf der Höhe derjenigen früheren Werke, welche des Dichters Ruf begründet haben, ja, uns erscheinen sie noch ausgereifter, noch gründlicher. Das gilt auch von der Novellensammlung, die unter dem gemeinsamen Titel „Nerven“ eben erschienen sind. Neun kleine Geschichten, ein jedes ein Kunstwerk! Musterleistungen einer feinen, reifen, wir möchten fast sagen weisen Erzählungskunst, sowohl die ernsten und erschütternden als auch die humoristischen.

# Denise de Montmidi

## Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

**Breslauer Zeitung**: Immer mehr und mehr erweitert Ompteda sein Stoffgebiet, immer reicher quillt ihm der schier unerschöpfliche Born seines großen Erzählertalents. In dem neuen Werk betritt er fremden Boden; dieser große Roman behandelt einen Ehekonflikt, der in Frankreich spielt, also gewissermaßen in der Heimat dieses Genres. — Der Charakter der Denise ist meisterhaft gezeichnet, und der Autor versteht es, diesem unglücklichen Menschenkind trotz Schuld und Fehler die Sympathie des Lesers zu verschaffen, um seines bitteren Geschickes willen. Daß es Ompteda nicht darauf ankommen konnte, ein gesellschaftliches Drama abwechslungshalber einmal jenseits der Vogesen spielen zu lassen, sowie den handelnden Personen französische Namen zu geben, bedarf keiner Betonung; tiefgehende Studien der französischen Gesellschaft, des Lebens in Paris und auf den Landgütern liegen der Arbeit zugrunde. Und aus diesen Studien ist der Roman erwachsen als ein natürliches Produkt des geschilderten Bodens — ein echt französischer Roman eines echt deutschen Autors.

# Heimat des Herzens

## Roman

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

**Berliner Neueste Nachrichten**: Das ist eine schlichte Geschichte. Man könnte sie eine Novelle nennen. Aber Ompteda ist über die kurze, einfache Handlung hinausgegangen und hat neue, vielverschlungene Handlungen in den Seelen seiner Menschen aufgesucht und sie bloßgelegt in ihrem Langen und Bangen, ihren Stürmen und Resignieren, ihren tausend rätselvollen Widersprüchen, die zusammen die Sehnsucht sind. Das ist ihm wunderbar geglückt. Und so wachsen seine Personen von innen heraus, der Inhalt füllt die Form, greifbar plastisch stehen sie vor uns und reden zu uns in der Sprache, die jeder versteht, der vom Weibe geboren ist, ob diesseits, ob jenseits der Vogesen. Gleich meisterlich aber hat er die Seele der Landschaft geweckt und sie zum Reden gebracht, die Landschaft, von der wir alle ab-

hängen, da sie zuerst es ist, die uns die Sprache lehrt und das glückvolle Sehen. Der Stil Omptedas ist wieder glänzend wie ehedem, sein Gemüt ist in tiefe Mitleidenschaft gezogen, und sein Pulsschlag springt auf uns über und läßt uns jede Regung mitempfinden, die den Dichter bewegte und die seine heiteren und ernsten Menschen uns künden. Georg von Omptedas „Heimat des Herzens" wird dem Dichter viele neue Freunde gewinnen.

## Herzeloïde

### Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

**Kölnische Zeitung:** Der Reiz der einfachen Erzählung beruht neben der glänzenden, vornehm ausgefeilten Darstellungsform in der den Leser bestrickenden großen Innigkeit der Empfindungen, die weit ab von aller heißen Leidenschaftlichkeit doch die süße Schönheit der Liebe in dem vollen Glanz als die Krone des Menschenlebens erscheinen lassen.

## Normalmenschen

### Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

**Berliner Morgenpost:** Leutnant Johannsen, die Hauptperson des neuen Romans von Georg Freiherrn von Ompteda, ist wieder einer jener militärischen Charaktere, die der Autor uns aus dem reichen Schatze seiner militärischen Erinnerungen so lebensecht und natürlich darzustellen weiß: wieder ein Leutnant, aber keine Wiederholung! Neben den prachtvollen „Sylvester von Geyer" und all den „schneidigen", forschen Herren aus „Unser Regiment" tritt ein neuer Typ: auch einer in Uniform, aber sonst — ein Normalmensch. Zu dieser Gattung gehört fast alles, was sonst in diesem Buch eine Rolle spielt — alles keine Übermenschen, keine Himmelsstürmer, sondern brave, anständige Charaktere, die zufrieden sind mit dem, was ihnen Gott beschieden hat und das nicht entbehren, was sie nicht besitzen. — Mit liebevoller Mühe versenkt sich der Dichter in die Schilderung all der männlichen und weiblichen Normalmenschen, die in diesem Buche eine Rolle spielen, er tritt ein für sie, die mit all ihren Schwächen, all ihrer Spießbürgerlichkeit, ihrem belächelten und bespöttelten Normaldasein doch den Grundstock, den Stamm, die Gesundheit, die Kraft ihres Volkes bilden.

## Ein Glücksjunge

### Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

**Hamburger Nachrichten:** Dieser anheimelnde Stoff bietet Ompteda Gelegenheit, wieder das von ihm bevorzugte Thema des Militärlebens nach allen Richtungen hin zu beleuchten. Im Dienst, in der Familie, als Rennreiter, auf verbotenen Wegen in Berlin, im Manöver, in jeder Situation sehen wir den jungen flotten Offizier, und der Dichter hat Gelegenheit, mit der ihm eigenen Virtuosität alles das zu schildern und zu beschreiben, was keiner besser kennt und farbenprächtiger darzustellen versteht, als er. Der Roman wird in allen militärfreundlichen Kreisen dem richtigen Verständnis begegnen und wohlverdienter Anerkennung gewiß sein.

## Wie am ersten Tag

### Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

**Basler Nachrichten:** Schon einmal hat Ompteda mit Glück das Milieu der bildenden Kunst geschildert, in „Philister über dir". Aber seit jenem Buch ist er selbst ein bildender Künstler geworden, und wenn auch wenige seiner Freunde bisher die Frucht dieser Kunstbetätigung kennen, so ist doch der vorliegende Roman ein vollgültiges Zeugnis dafür, wie tief sich der Dichter in die Seele eines Bildhauers zu versenken weiß. In packenden Szenen ist das Ringen des Schaffenden mit dem spröden Material, mit der Unzulänglichkeit seiner Kraft, der Zwiespalt zwischen dem großen Wollen und dem noch kleinen Können geschildert. Von dramatischer Wucht ist der Untergang des Kämpfenden, der im Leben zum Verbrecher wird, um in der Kunst ein Gewaltiger zu werden. Mit großer Sicherheit ist die Frau des Unglücklichen gezeichnet, die ihm in allen Stadien seiner Verzweiflung und seiner Selbstzerfaserung treu und gläubig zur Seite bleibt und die auch dem Verlornen noch das: „Ich liebe dich, wie am ersten Tag" als Trost in die Kerkerzelle nachruft. Der neue Roman Omptedas wird stofflich und künstlerisch in gleicher Weise jeden Leser fesseln.

# Deutscher Adel um 1900

von

## Georg Freiherrn von Ompteda

Erster Teil

## Sylvester von Geyer

Roman in zwei Bänden

Preis: geh. M. 10.—; geb. M. 12.—

### Aus den Besprechungen

**Bonner Zeitung (Professor Berthold Litzmann):** Ein Mann führt hier die Feder, dem es mit dem Leben eben so ernst ist, wie mit seiner Kunst. Mehr noch, der mit der vollen Überzeugungskraft des Menschen, der das Leben und die Menschen seiner Zeit genau kennt, den Glauben an die sittlichen Kräfte seiner Zeit im Herzen trägt und die verficht . . . Das Buch ist so schlicht und ernst und dabei so wundervoll gesund und mutig und trotz des tragischen Schlußakkordes freudig, daß ich meine, es müßte, ebenso wie mir, jedem Leser willkommen sein und ihm die Seele erquicken. Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben, aber, ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte.

**Bremer Nachrichten:** Der Roman „Sylvester von Geyer" zählt zu den hervorragendsten Arbeiten, die aus der Moderne hervorgewachsen sind. Es ist wirklich kein großes, allgewaltiges Schicksal, das uns der Autor vorführt, es ist nur die Erzählung eines simplen Menschenlebens, eines jungen Menschen vom Armeeadel, in den drei ersten Stadien seiner Militärlaufbahn: Kadettenschule, Kriegsschule und Leutnantszeit. Aber dennoch greift uns dies winzige Soldatenschicksal wild ans Herz, es macht uns aufstöhnen und wieder lachen, mitleidend und mitjubelnd. Das kommt, weil dies Schicksal in seiner Einfachheit so ergreifend wahr, so sehr intim und gegenständlich berichtet wird, daß wir es selbst mitleben. Dieser Jüngling Sylvester, der sich mit seiner nur mittleren Begabung so tapfer und unverzagt den Weg bahnt, dem Kleines und Kleinliches zum Fallstrick wird, der, eben eines kleinen, seligen Liebesglückes froh, an der Schwelle zur emporführenden Laufbahn durch eine tückische Krankheit ins frühe Grab gerissen wird, ist eine so erschütternde, herrliche Gestalt, der niemand seine Teilnahme versagen kann. Es ist dabei ein Buch, das man getrost in die Hand der Jugend geben kann, auf die es, mehr als alle Moralpredigten, vorbildlich und tieferziehlich wirken müßte.

**Der Kunstwart:** Wir beglückwünschen den Verfasser zu seinem schönen Buch und den deutschen Armeeadel zu diesem Schilderer.

**Dresdener Anzeiger:** Ompteda hat dem Offiziersstand in diesem Werke ein echtes und rechtes, ein leuchtendes Denkmal gesetzt, wie es nur aus dem Geist, dem Herzen, der Gesinnung eines ebenso großen Menschen als Dichters geboren werden konnte.

**Dresdener Zeitung:** Das ist ein Feiertagsbuch, wie es der Kunst nicht allzuoft beschert wird, ein Buch, das noch lange im Banne hält, nachdem das letzte Wort verklungen. Und in welch schönem, feierlich lieben Bann! Als wär er uns selber gestorben, der feinfühlige, innerlich scheue junge Offizier, mit der stockenden Zunge und dem weitfliegenden Herzen. Ein so treues, so inniges Buch! Echt im Kleinen, wahr im Großen, in den Grenzen so streng und innen so voll flüssigen Lebens, von einer

so schlichten, selbstverständlichen Natürlichkeit, als käme es geradenwegs vom Schönen, Wahren und Guten.

**National-Zeitung (Friedrich Spielhagen)** schreibt in einer ausführlichen Besprechung des Werkes u. a.: Ich bekenne gern, seit langer Zeit keinen Roman gelesen zu haben, der mich innerlich so tief bewegt, den ich mit einem so herzlichen Gefühl der Befriedigung aus der Hand gelegt hätte.

**Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung:** Bis ins kleinste Detail ist die packende Handlung dem wirklichen Leben abgelauscht und die Fülle der Gestalten, die dieselbe bewegen, sind mit voller Wahrheit und Treue gezeichnet. Wir raten allen jungen Offizieren dringend die Lektüre dieses trefflich geschriebenen Romans.

**Reichswehr:** Nicht nur der Offiziersstand ist um eine warmherzige, verständnisvolle Würdigung, auch die deutsche Literatur ist um ein sympathisches und schönes Buch bereichert worden. — — Die schlichte Wahrheit treu beobachteter Lebenszüge ist es einzig, was Ompteda uns darbietet. Auch auf alle „Spannung", auf jeden breit angelegten „Konflikt", ja im strengen Sinne auf „Handlung" hat er verzichtet. Er bietet uns nichts als sein „Menschenleben" und dieses fließt gar einfach und normal dahin, in den großen Zügen von vielen tausenden anderer nicht unterschieden, nur in den kleinen Zügen, da eben steckt das Aparte, da steckt das Animalische und Warme, da steckt Reiz und Zauber des Individuellen. Und dieser Sylvester von Geyer ist ein so lieber, freundlicher und ehrlicher Junge, so wacker, anstellig und bescheiden, wie man ihn sonst nur bei einem Meister der deutschen Prosa-Erzählung heute noch findet: beim alten Theodor Fontane, und der darf denn wohl auch, mehr als irgend ein Künstler des Auslandes, als das Muster und Vorbild Georg von Omptedas angesprochen werden.

**Über Land und Meer:** Sylvester von Geyer möchte ich ein Erziehungsbuch für Eltern nennen. Wer es mit Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende liest, wird viel von seinem eignen Leben, seinen eignen Empfindungen und den Einflüssen auf seine Charakterbildung, seine Gedanken und Taten darin finden. Und er wird sich an

mancher Stelle sagen: Halt, hier wurde der erste, verhängnisvolle Fehler begangen, und hier ist die weiche Stelle, an der anzusetzen du auch bei deinen Kindern nicht versäumen darfst. Besonders die weit verbreitete vornehme Armut mit ihren Leiden und Freuden, Enttäuschungen, Bitternissen und Empörungen wird in „Sylvester von Geyer“ ihr getreues, rührendes und ergreifendes Spiegelbild erblicken. — Sylvesters Lebens- und Entwicklungsgang ist mit geradezu dramatischer Lebendigkeit wiedergegeben: eine festgefügte Kette von inneren und äußeren Ereignissen, die ohne Hast dem frühen Ende des Helden entgegengleitet. Sein Tod hat nichts Tragisches. Er, der sich mit seinem Schicksal abgefunden hat, dem eben die ersten Strahlen der Liebe und einer friedvollen Zukunft aufzugehen scheinen, unterliegt einer tückischen Krankheit, stirbt als Knabe, weil ihn die Götter lieben.

**Velhagen und Klasings Monatshefte:** Zu dem Gehaltvollsten, was das Jahr hervorgebracht, rechne ich den Roman „Sylvester von Geyer“, das neueste Werk des schaffenseifrigen Freiherrn Georg von Ompteda. Der Roman erfreut in erster Linie durch den bedeutsamen Vorwurf. Ompteda sucht ein ganzes Menschenleben mit all seinen herben und köstlichen Erfahrungen, mit all seinen Siegen und Niederlagen vor dem Leser zu entrollen, ein Menschenleben, das typisch ist für eine bestimmte, kulturell wichtige Schicht unseres Volkes: den deutschen Armeeadel. Diesen Stoff zu gestalten war kein andrer so berufen durch Talent und durch Lebensgang wie Ompteda: ich möchte sagen, er mußte diesen Roman schreiben, denn nur er konnte ihn schreiben. Offenbar hat ihn selbst das Gefühl dieses Berufenseins beseelt, und darum hat er seine Aufgabe in großem Stil aufgefaßt und gelöst.

**Vossische Zeitung:** Das Werk gehört als Gesellschafts- und Menschenschilderung ohne Zweifel zu den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Erzählungsliteratur.

---

# Deutscher Adel um 1900

von

## Georg Freiherrn von Ompteda

Zweiter Teil

## Eysen

Roman in zwei Bänden

Preis: geh. M. 10.—; geb. M. 12.—

### Aus den Besprechungen

**Allgemeine Zeitung** (München): In seinem neuesten Buche, dem Roman „Eysen", hat der Autor sowohl nach der Anlage, als der Durchführung alle seine bisherigen übertroffen, und es ist ihm darin ein großer Wurf gelungen.

**Deutsche Wacht**: Die große Schwierigkeit, die weitverzweigte Familie um eine Handlung zu gruppieren, hat der Verfasser mit seltenem Geschick überwunden. Noch mehr als dieses technische Kunststück muß die Meisterschaft anerkannt werden, mit welcher die einzelnen Typen lebenswahr und lebenskräftig gezeichnet sind.

**Deutsche Welt**: Ein ausgezeichneter Roman und dabei ein großes zeitgeschichtliches Gemälde voll Leben und national-sittlichem Gehalt, wie Georg Freiherr von Omptedas Werk „Eysen" wird uns nicht alle

Tage beschert. . . . Aus dem ganzen Buch vom deutschen Adel um 1900 weht tapferer, geistig und künstlerisch selbständiger deutscher Geist: der neue Geist der Tatenfreude, die alte Lust am Wollen und Wagen, auf die neuen Ziele unserer Zeit gerichtet!

**Dresdener Journal**: Das Bild ist mit satten, kräftigen, doch nicht mit grellen Farben gemalt und zeichnet sich durch einen seltenen Reichtum scharf gegeneinander abgehobener Figuren aus, deren keine des Lebens entbehrt. Das Verhängnis, das aus der Vorstellung hervorgeht, daß der Träger eines guten Namens zum Genuß und zur willkürlichen Passion geboren sei, schreitet in dem Roman Omptedas ebenso seinen Gang, als das Gedeihen, das aus der ehrlichen Hingabe an den Ernst des Lebens, an einen Beruf erwächst; wie mit hundert Stimmen hallt es durch die ganze Erfindung hindurch: Adel verpflichtet, Arbeit adelt, Arbeit schändet nie! Der kulturhistorische Wert des Romans, auf den sich so viele Besprechungen berufen, ist gewiß nicht gering, aber höher steht uns die Lebenswahrheit und das feine Gefühl für das Recht der Mannigfaltigkeit des Lebens. Die künstlerische Haltung des Ganzen gibt sich vornehmlich in der Bestimmtheit kund, mit der der Verfasser den Versuchungen zu Romaneffekten ausweicht und immer auf dem Boden der Wirklichkeit und des seelisch Begründeten bleibt.

**Hamburger Nachrichten**: Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man diesen Roman Omptedas als das Beste bezeichnet, was wir zurzeit an modernen Romanen überhaupt besitzen. . . . So einfach und ungekünstelt, so scheinbar nüchtern aus dem Leben einfach abgeschrieben diese Vorgänge sind, so sehr offenbart sich in diesen Schilderungen das Genie des wahren Dichters, der ohne von der Alltagswahrheit abzuweichen uns die Dinge so darzustellen weiß, daß man tief bis ins Innerste gepackt wird und mit dem Gemüte aufnimmt, was aus tiefinnerlichem warmen menschlichen Empfinden heraus der Erzähler anspruchslos und doch ergreifend vorträgt.

**Kölnische Zeitung**: Eine reiche schöpferische Kraft arbeitet die Gestalten zu voller Plastik aus, und ohne

Kleinigkeitskrämerei fein detaillierend, gibt uns der Verfasser vollen, starken Lebensatem. Von einer besondern literarischen Richtung ist weiter nichts zu bemerken. Wir haben nur jenen gesunden Realismus vor uns, der scharf beobachtend die Wahrhaftigkeit der Dinge künstlerisch wiedergibt, von menschlichen Dingen erzählen will, wie sie sind. Das Buch berührt außerdem keine heiklen Fragen, man kann es in diesem Sinne als Familienunterhaltung bezeichnen. Freilich werden unreife junge Dämchen daran kaum so viel Gefallen finden wie an Ganghofers vorher genannten Geschichten, sich sogar dabei langweilen, zumal wenn sie nicht selber adelig sind. Reife Menschen aber, die sich für menschliche Dinge interessieren und denen das moderne Leben in allen seinen Äußerungen beachtenswert erscheint, werden dem hervorragenden Sittengemälde tiefe Aufmerksamkeit widmen und reichen Genuß an solcher lebendigen Kunst der Menschendarstellung finden.

**Leipziger Tageblatt:** In all diesen Charakteristiken steckt der eminent kulturhistorische Wert der Arbeit, die noch vielen Generationen als Quelle für ihre Erforschungen der Adelsverhältnisse unseres Jahrhunderts dienen wird.

**Leipziger Zeitung:** Der Roman „Eysen" ist das letzte größere Werk, das uns die Hochflut der diesjährigen Weihnachtszeit auf den Schreibtisch geworfen hat. Uns dünkt, es sei auch das erschütterndste und geistig hervorragendste. Omptedas „Sylvester von Geyer" hat schon — keine geringe Ehre das — den Weg gefunden auf die Bücherlisten Professor Anton Schönbachs in seinem allbekannten Buche über „Lesen und Bildung". Wir sind nicht in Zweifel darüber, daß dem Roman „Eysen" bald genug ebenfalls dort ein Platz angewiesen werden wird. Er verdient ihn in vollem Maße.

**Literarisches Zentralblatt:** . . . es weht etwas von dem Geiste unserer größten Romandichter in diesem Werke, wenigstens ich habe von dem Geiste der Alexis, der Freytag und Fontane einen Hauch verspürt und hoffe das Gleiche von jedem Leser, der ohne Vorurteil und mit dem nötigen

Ernst an die Lektüre dieses Adelsromans geht. Möge es für die deutsche Literatur des neuen Jahrhunderts ein gutes Vorzeichen sein, daß ein so durch und durch deutscher, hoffnungsfreudiger, tapferer und auch künstlerisch selbständiger Roman an seiner Schwelle steht, eine wirklich dichterische Tat.

**Neue Badische Landeszeitung:** Ein hochinteressantes Zeitbild, ein Werk, das für sich selbst spricht, das seinen Weg in die Häuser und die Herzen finden wird, auch ohne besondere Empfehlung.

**Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung:** Dieser Roman ist wahrhaftig eine Dichtung im vollen edlen Sinne.

**Neues Wiener Abendblatt:** Eine künstlerische Leistung von kulturhistorischer Bedeutung, wie die deutsche Erzählungsliteratur nicht nur im letzten Jahre, sondern schon seit langer Zeit keine zweite aufzuweisen hat.

**Rheinischer Kourier:** Über Ompteda's Meisterschaft in der Schilderung ist nichts weiter zu bemerken; er ist der Ersten einer.

**Straßburger Post:** Seine neueste Arbeit bildet den Höhepunkt seines bisherigen Schaffens. Sie ist ein großes, figurenreiches, in kraftvollen Farben mit ebensoviel Gewissenhaftigkeit als Begabung ausgeführtes Bild einer zeitgenössischen Adelsfamilie, die Arbeit eines Mannes, der es ernst nimmt mit dem Leben und mit seiner Kunst, eines Mannes voll Geist und Herz, der viel gelernt und gelesen, beobachtet und gedacht hat.

---

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W

# Deutscher Adel um 1900

von

## Georg Freiherrn von Ompteda

Dritter Teil

## Cäcilie von Sarryn

Roman in zwei Bänden

Preis: geh. M. 10.—; geb. M. 12.—

### Aus den Besprechungen

**Baseler Nachrichten:** „Cäcilie von Sarryn" ist mehr als eine Unterhaltungslektüre edelster Art, es ist ein Erziehungsroman, dem wir wenig Ähnliches zu vergleichen wissen.

Wir haben schon wiederholt auf den Mangel an erzieherisch wirkenden Schriften für die weibliche Jugend hingewiesen und bedauert, daß alle Schriftstellerinnen, die für die „jungen Mädchen" schreiben, gewissermaßen auf den Mann dressiert sind, das heißt daß sie ihre Erzählungen nicht anders als mit der Hochzeit oder mindestens der Verlobung schließen lassen, während der Tätigkeitstrieb der Heldinnen kaum gestreift, die Notwendigkeit eines Berufes für dieselben nur aus äußeren Zwangszuständen hergeleitet wird. Nun ist endlich ein moderner Roman geschrieben worden, der mit künstlerischer Kraft dieses Thema von der andern Seite anfaßt. Und daß Ompteda gerade den Typus der alten Jungfer gewählt hat, daß er diese aus den Klauen

der Humoresken- und Schwankpoeten gerettet hat, sei ihm noch besonders angerechnet. Wir wünschen dem Buche viele Leserinnen, damit es fruchtbar werde, erzieherisch wirke und nicht nur als Lektüre an sich erfreue.

**Berliner Neueste Nachrichten:** Vielen Leserinnen wird es bei der Lektüre dieses ausgezeichneten Buches klar werden, daß neben Heiraten oder Studieren ein Mädchen auch noch in anderer Weise einen neidenswerten Platz in der Welt ausfüllen kann. Richtig verstanden, wird dieser Roman viele Tränen trocknen und manchem verzagenden Herzen neuen Lebensmut und Hoffnung schenken.

**Das literarische Echo:** Wie diese reine Frauenseele ganz in der Stille am Leben reift und sich weitet, wie sie in demütiger Andacht den leise an sie herantönenden Stimmen des Lebens lauscht, das ist wundervoll fein empfunden und geschildert. „Cäcilie von Sarryn" gehört zweifellos zu Omptedas besten Schöpfungen. Es ist ein Meisterstück.

**Deutsche Arbeit:** Die Gestalt der Heldin Cäcilie ist ganz köstlich, vorzüglich sind die einzelnen Typen, aus denen sich die allmählich heraufrückenden Generationen zusammensetzen, und rein und kraftvoll ist die Weltanschauung, die der Autor, so wenig er mit seiner Person hervortritt, seinem Buch unvermerkt aufzudrücken weiß. —

**Die Post:** Es ist ein Buch der freudigen, lächelnden Entsagung; ein Buch zum Ruhm jener besten Frauen, von denen man wenig spricht, und die doch in ihren Familien stets die guten Engel in bösen Stunden gewesen sind. Es sollte vielen Frauen, die nur die Genußfreude und das rauschende Leben kennen wollen, in die Hand gegeben werden, damit es erzieherisch und auch tröstend wirke. Und gesunde junge Mädchen sollten es lesen, damit sie an der Hand eines klugen und gutherzigen Dichters eintreten in einen wunderreichen Wirkungskreis, den sich auch die auf Eheglück verzichtende Frau schaffen und erhalten kann.

**Düna-Zeitung:** Dieser Omptedasche Roman gleicht ganz seiner Heldin: äußerlich in der Diktion und Technik, in der Inszenierung und den Kulissen des Schauplatzes

ist er unscheinbar, aber er hat die beauté intérieure. Es ist schriftstellerisch ganz außerordentlich, wie rein es Ompteda gelungen ist, seinen Roman aus dem Durchschnitt menschlicher Verhältnisse symbolisch zu stimmen und in den Alltag hinein Ewigkeitsglocken tönen zu lassen, ohne auch nur an einer Stelle eine selbstgefällige bewußte Augurenpose anzunehmen.

**Jenaische Zeitung:** So ist der ganze an feinen Bemerkungen und tiefen Reflexionen reiche Roman ein wertvoller Beitrag zur Frauenfrage: gegenüber den Auswüchsen der Frauenbewegung, gegenüber dem weit einreißenden Blaustrumpftum eine Apologie des Weibes, sei es Frau, sei es alte Jungfer, das sich in unermüdlicher Fürsorge für das Wohl seiner Lieben den schöngeistigen Gebieten nicht zuwenden kann, und dessen Leben doch auch köstlich ist, eben weil es Mühe und Arbeit für seine Nebenmenschen ist.

**Kölnische Zeitung:** Der Reiz des Werkes liegt in der überaus feinen Beobachtung der Lebenswirklichkeiten eines bestimmten sozialen Kreises, die uns übrigens ohne überladene Kleinmalerei, ohne die allermodernste Stilartistik im natürlichsten Ton vorgeführt werden und vor allem in der hohen seelischen Anmut des prächtigen Fräuleins, das ein feiner Duft rührenden Humors umgibt. Ompteda hat da eine Gestalt geschaffen, die eine tief im deutschen Familienleben wurzelnde Huldigung an die alten Fräuleins bedeutet.

**Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung:** Wer dem großen, liebevoll gezeichneten Charakterbild folgt, das uns Ompteda in seiner Cäcilie vorführt, der wird finden, daß er, indem er seine Heldin zur Erzieherin ihrer verwaisten Neffen und Nichten werden läßt, zugleich einen Erziehungsroman großen Stils, den Roman der Selbsterziehung bietet, daß jede Lehre, die sie den ihr Anvertrauten zuteil werden läßt, zugleich eine Lehre, eine Erfahrung für sie selbst wird. Gerade bei diesem Buch muß besonders betont werden, daß es dem Verfasser hier, wie selten, gelungen ist, seine sittlichen Ideen in einer überaus spannenden Handlung, in farbenreichen, vielseitigen Lebensbildern zum Ausdruck zu bringen. Seine „Cäcilie von Sarryn“ wird allen, die an den tüchtigen Erzeugnissen

einer gesunden Literatur sich gern erfreuen, insbesondere aber unserer erwachsenen weiblichen Jugend eine schöne Weihnachtsgabe sein.

**Pastoralblätter** (Dresden): Ompteda zeichnet in einer fortlaufenden Reihe von Episoden das Leben einer alten Jungfer. Aber das ist ein Leben, köstlich in Mühe und Arbeit, ein Leben, das sich auswirkt in aufopfernder, sich selbst vergessender Liebe. Cäcilie von Sarryn ist der Typus einer rechten Christin, welche sich den Glauben und die Gemütsreinheit eines Kindes bewahrt hat und dabei die Tatkraft und Entsagungsfähigkeit eines Helden besitzt. Das Buch soll daher auch an dieser Stelle aufs freudigste und dankbarste begrüßt werden.

**Prager Tageblatt**: Das Buch klingt in den Akkord aus, der Zolas „Fécondité" tönend durchzieht, ein erhebender, heilig menschlicher Klang. Man kann dies jüngste Werk Omptedas unbedenklich für *ein Meisterwerk erklären und muß die Zartheit der Hand, die es schrieb, aufrichtig bewundern.*

**Tagesbote** (Brünn): Die wohltuende Schlichtheit der Erzählung, die auf jede Effekthascherei und auf alle die tausend Mätzchen verzichtet, welche so viele unreife Autoren für modern halten, erhebt diese einfache und handlungsarme Erzählung *zum wahren Kunstwerk.* Hier kann man wieder einmal sehen, wie sehr es beim echten Schaffen auf das *Wie*, und wie wenig aufs *Was* ankommt.

**Über Land und Meer**: *Wir wollen das Buch als eine beherzigenswerte, die sittliche Kraft in hohem Grade stählende Lektüre für heranwachsende Mädchen besonders warm empfehlen.*

**Westermanns Monatshefte**: Der tapfere Geist, der in dem Buch lebt, hat etwas von der gesunden, ungebrochenen Kernhaftigkeit Roseggers, ohne dessen Altertümlichkeiten zu teilen. „Cäcilie von Sarryn" ist ein Hoheslied auf die stille, sonst so ruhmlose „Heldengröße des Weibes" — ein Hoheslied und eine hohe Mahnung, ein Buch *für das deutsche Haus, wie es bei uns alle Jahre nur ein- oder zweimal geschrieben wird.*

---

## Aus den Urteilen der Presse:

Es ist ein verdienstvolles Unternehmen des Verlegers, die Werke Maupassants weiteren Kreisen in Deutschland zugänglich zu machen, und es ist nur freudig zu begrüßen, daß ihm in Georg Freiherrn von Ompteda ein Übersetzer erstanden ist, der nicht nur befähigt ist, in den Geist und die Schönheiten der Maupassantschen Werke einzudringen, sondern ihnen auch in unserer Sprache Ausdruck zu verleihen weiß.

Berliner Neueste Nachrichten.

Kunstfreunden kann nicht genug empfohlen werden, ihre Bibliothek durch diese obendrein sehr billige Publikation zu bereichern, die zu den besten der französisch-deutschen unserer Tage gehört.

Dresdener Anzeiger.

An Übersetzungen der Werke Maupassants hat es nie gefehlt ja man kann füglich behaupten, daß kein Autor der französischen Moderne so oft verdeutscht worden ist wie gerade der unglückliche Schöpfer des „Bel Ami". Aber leider waren diese Übersetzungen nach Form und Ausstattung der Bedeutung des Künstlers, den sie populär machen sollten, selten oder nie angemessen, und besonders in den letzten Jahren, nachdem ein Buch nach dem anderen von diesem enorm gelesenen Schriftsteller frei wurde, erschienen allerlei Winkelausgaben seiner Novellen. Diesem Übersetzungskrimskrams wird hoffentlich die neue Gesamtausgabe der Werke Maupassants ein erwünschtes Ende bereiten, in der freien Übertragung von Georg von Ompteda. Sie präsentiert sich äußerlich in geschmackvoller, durchaus würdiger Ausstattung und wendet sich schon in dieser Hinsicht nur an ein besseres Publikum. Auch künstlerisch kann sie selbst vor schärferen kritischen Augen bestehen; kein Wunder bei einem Schriftsteller von der Weise Omptedas, der als Übersetzer über einen selten abgerundeten Stil und ein reiches Ausdrucksvermögen verfügt. Die ganze Ausgabe, die mit aufrichtiger Freude allenthalben begrüßt werden wird und für deren Publizierung man nicht dankbar genug sein kann, ist auf zwanzig Bände berechnet.

Dresdener Nachrichten.

Die Übersetzung ist eine vortreffliche.

Düna Zeitung.

Die Übertragung ist so glücklich, daß man vergißt, es nicht mit dem Original selbst zu tun zu haben. Allerdings ist ein solches Resultat nur möglich, wenn der übersetzende Schriftsteller allen Schwierigkeiten der fremden Sprache gewachsen ist und seine

*

eigene Sprache wie ein Künstler zu bilden versteht, wie dies bei Ompteda der Fall ist.

Düsseldorfer Neueste Nachrichten.

Es ist, als ob Ompteda mit besonderer Liebe sich in diese Arbeit versenkt hätte, denn er bietet geradezu Ausgezeichnetes.

Frankfurter Journal.

Ompteda versteht es, in Stimmung und Sprache dem Original in bewundernswerter Weise vollkommen gerecht zu werden. —

Fränkischer Kurier.

Kein gebildeter Deutscher braucht sich mehr zu scheuen, statt des französischen Originals diese klassische Übersetzung zur Hand zu nehmen, und er wird neben der spannenden und interessanten Unterhaltung auch zweifellos einen ästhetischen Genuß von dieser Lektüre haben. Hallesche Zeitung.

In der vorzüglichen Übersetzung Omptedas läßt man sich immer aufs neue fesseln von der geistvollen und unerschöpflichen Kunst Maupassants. Hamburger Fremdenblatt.

Zu den besten unsrer modernen deutschen Erzähler gehörig, ist Ompteda auch ein Meister der Übersetzungskunst, der sich nicht sklavisch an den Wortlaut der Originale klammert, sondern in feinem Empfinden stets die synonymen, dem Sinne entsprechenden Ausdrücke in unsrer Sprache wählt und unter Umständen auch manche den Franzosen geläufige Bilder durch andre, dem deutschen Vorstellungskreise entlehnte, ersetzt. Rein literarisch genommen, ist es eine Freude, diese Meisterstücke einer geistreichen Übertragungskunst zu lesen. Illustr. Welt.

Die Kunst des Übersetzers steht auf voller Höhe.

Neue Badische Landeszeitung.

Die Übersetzung ist von der Ungezwungenheit und sprachlichen Flüssigkeit einer Originalarbeit.

Neues Wiener Tageblatt.

Ompteda ist ein künstlerischer Übersetzer, der nicht sklavisch den Worten der Vorlage folgt, sondern ihren Geist erfaßt, ohne gegen den Geist der eigenen Sprache zu sündigen. Das Ergebnis ist ein deutscher Maupassant, das heißt die Wahrung der individuellen Eigenart des Franzosen seines glänzenden Dialoges, seiner feingeschliffenen, selbst bei den heikelsten Dingen nie die Grenze des Künstlerisch-Erlaubten überschreitenden Diktion, seines eleganten Stils, im Gewande der deutschen Sprache.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Ompteda erweist sich als feinfühlender, überaus geschickter und sprachgewandter Übersetzer des glänzenden gallischen Stilisten.
Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land.

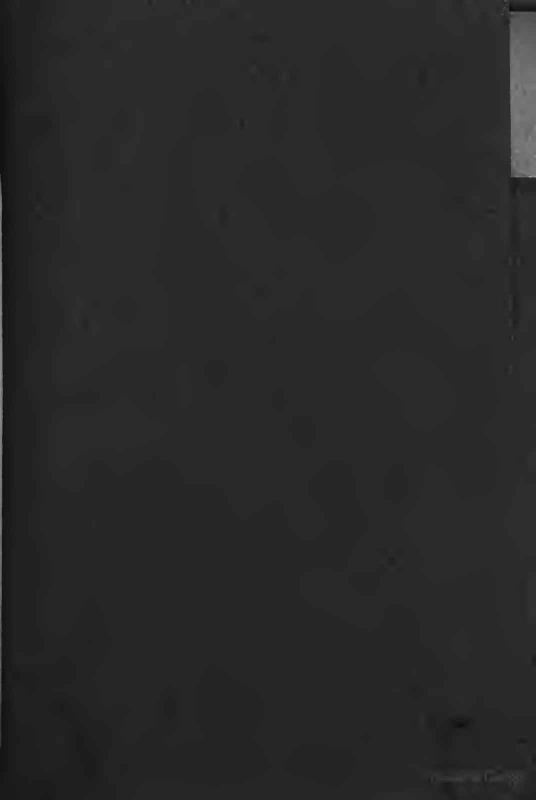
Schon die ersten vorliegenden Bände lassen erkennen, daß Guy de Maupassant in Freiherrn von Ompteda einen geradezu glänzenden Übersetzer gefunden hat. Pester Lloyd.

Daß ein Schriftsteller von Omptedas Begabung es unternommen hat, Maupassant ins Deutsche zu übertragen, wird die Kenntnis seiner Werke den weitesten Kreisen erschließen und dadurch den Geschmack des lesenden Publikums aufs glücklichste beeinflussen. Über Land und Meer.

Man kann mit Recht Maupassants Werke in Omptedas Übertragung als einen literarischen Leckerbissen bezeichnen.
Vossische Zeitung.

---

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.




Princeton University Library
32101 069176285

